439

UB Düsseldorf
+4141 921 01
Dupo 349

Allgemeine Sammlung
Historischer Memoires
vom zwölften Jahrhundert
bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Professor der Philosophie in Jena.

Erste Abtheilung.

Erster Band.

Jena,
bey Johann Michael Mauke, 1790.

KÖNIGL. LANDES BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Vorbericht.

Die allgemeine Sammlung historischer Memoires für Frankreich, welche unter dem Titel: Collection universelle des Mémoires particuliers, relatifs à l'histoire de France, schon seit mehrern Jahren in London herauskommt, hat den Herausgeber gegenwärtiger Schrift veranlaßt, ein ähnliches Werk auch im Deutschen zu unternehmen, aber den Plan des französischen zu erweitern, und auf

alle Schriften dieser Gattung, welche Geschichte sie auch betreffen, und in welcher Sprache sie auch abgefaßt seyn mögen, auszudehnen. Dadurch, und daß er die einzelnen Memoires mit universalhistorischen Zeitgemählden begleitet, und wo die Memoireschriftsteller ihn verlassen, die leere Strecken durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllt, glaubte er diese Sammlung zu einem gewissen historischen Ganzen zu erheben, wodurch sie demjenigen Theile des Publikums, dem sie eigentlich gewidmet ist, in einem vorzüglicheren Grade brauchbar werden könnte. Aus diesem Grunde erwählte er auch den Anfang der Kreutzzüge zur Epoche des Werks, weil erst von hier aus die Ordnung der Memoires, mit einigem Zusammenhange wenigstens, fortgeführt werden kann.

Zu einer Zeit, wo der Geschmack an historischen Schriften, durch einige Meisterstücke in dieser Gattung erweckt, sich unter dem lesenden Publikum immer allgemeiner verbreitet, und

und das zahllose Heer von Romanen und romanisirten Geschichten, welche lange Zeit fast allein im Besitz waren, die Wißbegierde zu beschäfftigen, allgemach zu verdrängen scheint, glaubte der Herausgeber, einem Werke, welches zwischen beyden gleichsam in der Mitte steht, und die gefälligen Eigenschaften der Einen mit den gründlichen Vortheilen der andern verbindet, eine nicht ungünstige Aufnahme versprechen zu können. Es ist vorzugsweise Denen bestimmt, welchen ihre Bestimmung nicht erlaubt, aus der Geschichte ein eigenes Studium zu machen, und die also der historischen Lektüre nur ihre Erhohlungsstunden widmen können, wie überhaupt allen, welche dieses Fach nicht als Gelehrte behandeln; aber auch den letztern dürfte dieses Unternehmen willkommen seyn, weil es ihnen den Gebrauch einer sehr schätzbaren Klasse historischer Denkmäler, die nicht überall und nicht immer so leicht aufzubringen sind, erleichtern, und in einer treuen Verdeutschung und chronologischen Ordnung vorlegen wird.

Diese Gattung historischer Schriften, denen ihr Name schon bey vielen Lesern zur Empfehlung gereicht, hat den wichtigen Vorzug, daß sie zugleich den competenten Kenner und den flüchtigen Dilettanten befriedigt, jenen durch den Werth ihres Inhalts, diesen durch die Nachläßigkeit ihrer Form. Meistens von Weltleuten oder Geschäfftsmännern verfaßt, haben sie bey diesen auch immer die beste Aufnahme gefunden. Der Geschichtsforscher schätzt sie als unentbehrliche Führer, denen er sich — in mancher Geschichtsperiode — beynahe ausschließend anvertrauen muß. Daß es ein Augenzeuge — ein Zeitgenosse wenigstens — ist, welcher sie niederschrieb, daß sie sich auf eine einzige Hauptbegebenheit oder auf eine einzige Hauptperson einschränken, und nie den Lebensraum Eines Menschen überschreiten, daß sie ihrem Gegenstand durch die kleinsten Nüancen folgen, Begebenheiten in ihren geringfügigsten Umständen, und Karaktere in ihren verborgensten Zügen entwickeln, giebt ihnen eine

Mine

Mine von Wahrheit, einen Ton von Ueberzeugung, eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geschichtschreiber, der Revolutionen im Großen mahlt, und entfernte Zeiträume aneinander kettet, seinem Werke mittheilen kann. Ueber die wichtigsten Weltbegebenheiten, die auf dem großen politischen Schauplatz oft wie aus dem Nichts hervorzuspringen scheinen, wird uns in Memoires oft ein überraschender Aufschluß gegeben, weil sie Kleinigkeiten aufnehmen, die der Ernst der Geschichte verschmäht. Sie geben das Kolorit zu den nackten Umrissen des Geschichtschreibers, und machen seinen Helden wieder zum Menschen, indem sie ihn durch sein Privatleben begleiten, und in seinen Schwachheiten überraschen. Von manchem Rechtshandel in der Geschichte der Staaten und der Menschen legen sie uns gleichsam die Aktenstücke vor, und die Menge der Zeugen setzt uns in den Stand, die Wahrheit zu ergründen, welche uns oft genug die betrügenden und öfter noch die betrognen Geschichtschreiber vorenthalten.

Da ein großer Theil dieser Schriften entweder noch gar nicht, oder nicht sorgfältig genug übersetzt ist, und ihr ungleiches Alter sowohl als ihre Menge es schwer machen dürfte sie immer vollständig zusammen zu bringen, so würde schon darum eine allgemeine Sammlung und neue Uebersetzung derselben nicht überflüssig seyn, aber eine Hauptabsicht bey gegenwärtigem Unternehmen ist, den Nutzen derselben zu erhöhen. Die Aufsätze, welche jedem Zeitraum, aus dem der Inhalt der darauf folgenden Memoires genommen ist, vorausgeschickt werden, sollen nicht bloß zur Erläuterung ihres Inhalts, sondern vorzüglich auch dazu dienen, den weniger unterrichteten Leser von dem oft unwichtigen Inhalt auf ein größeres Ganze hinzuweisen, dem diese Memoires zur Erläuterung dienen. Der Nutzen, den er aus einer isolirten, wenn auch noch so anziehenden, noch so wichtigen Geschichtserzählung schöpfte, würde immer sehr geringe seyn, wenn er das Einzelne nicht auf das Allgemeine zurückführen, und fruchtbar anwenden lernte.

Am

Am Anfang des ganzen Werks schien es nöthig zu seyn, eine allgemeine Uebersicht über die große Veränderung in dem politischen und sittlichen Zustand von Europa, welche durch das Lehensystem und die Hierarchie bewirkt worden ist, kürzlich vorauszuschicken, weil ein großer Theil der nachfolgenden Memoires diese Kenntnisse voraussetzen wird, und auch schon darum, weil sie ein großes und unentbehrliches Licht über die Entstehung sowohl als über die Folgen der Kreutzzüge verbreitet. Diese Erste Abhandlung ist also nicht bloß als die Einleitung zu der Alexias, sondern auch zu mehrern folgenden Memoires zu betrachten.

Der Herausgeber hätte gewünscht, das Werk mit einem allgemein interessanteren Stükke eröffnen zu können, als die Alexias der Prinzessin Anna seyn dürfte, aber dieß erlaubte sein Plan nicht; der übrige große Werth dieses Denkmals muß seinen Mangel an Hauptinteresse, die Fehler der Schreibart und die noch größern Fehler des Geistes, den die Verfasserin diesem Werke aufdrückte, und die man dem Zeitalter verzeyhen wird, bey dem Leser durchbringen helfen.

Ich habe das französische Wort *Memoires* beybehalten, weil ich es durch kein deutsches zu ersetzen weiß. Denkwürdigkeiten (Memorabilia) drücken es nur unvollständig aus; beynahe noch lieber möchte man sie — weil sie aus der Erinnerung erlebter Begebenheiten niedergeschrieben werden — Erinnerungen, Erinnerungsblätter nennen.

Um die Grenzen des Werks zu bestimmen, wird es nöthig seyn, den Begriff zu berichtigen, den man mit dem Namen Memoires verbindet. Ob wir gleich auch im Deutschen Memoires besitzen, so besitzen wir sie doch nicht unter diesem Namen, und auch einige französische Schriften, die diesen Namen führen, führen ihn mit Unrecht. Unter dem Namen Memoires scheinen alle historische Schriften begriffen zu seyn, welche

I. Nur Eine Begebenheit oder nur Eine Person zum Gegenstande haben. Dieß schließt jede Chronik aus, und jede vollständige Geschichte.

II.

II. Deren Verfasser entweder selbst an der beschriebenen Begebenheit Theil genommen hat, oder doch der handelnden Person nahe genug war, um aus der reinsten Quelle schöpfen zu können. Die Memoires über die Geschichte Brandenburgs sind keine, weil der Verfasser nicht als Zeitgenosse schrieb, und sich weder auf eine Begebenheit, noch auf eine Hauptperson einschränkt. Memoires schrieb der Kardinal von Retz, aber auch die Kammerfrau der Königinn Anna konnte sie schreiben.

III. welche im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zusammenhängenden Erzählung, und von Einem Verfasser geschrieben sind. Historische Briefe, Lob- oder Trauerreden können den Namen von Memoires nicht führen.

Schriften, in welchen sich die angegebenen Eigenschaften vereinigen, gehören in diese Klasse,

se, auch wenn sie unter einem andern Namen erschienen sind, und werden einen Platz in dieser Sammlung erhalten. Friedrich Rothbarts Geschichte durch den Bischoff von Freysingen wird daher, nicht mit Unrecht, unmittelbar auf die Alexias folgen.

In jedem Jahr verspricht man wenigstens sechs solche Bände zu liefern, und um die interessante und fruchtbare Epoche der Memoires, welche erst mit Heinrich IV. von Frankreich anfängt, nicht zu lange hinauszuschieben, wird gleich nach dem dritten Band mit der zweyten Abtheilung, oder den Memoires neuerer Zeiten, angefangen und, in gleichem Verhältniß mit den frühern, darin fortgefahren werden. Jena am 25. Oktober 1789.

Schiller.

Universalhistorische

Uebersicht

der vornehmsten

an den Kreutzzügen theilnehmenden

Nationen,

ihrer Staatsverfassung, Religionsbegriffe, Sitten,

Beschäfftigungen, Meynungen und

Gebräuche.

Drey Hauptklassen von Nationen sind es — wenn man die Form der Verfassung, den herrschenden Karakter und den Religionszustand zum Unterscheidungszeichen annimmt — welche in diesem Zeitraum merkwürdig hervortreten, und sich, näher oder entfernter, in die Geschichte der Kreutzzüge verflechten: die Christen im Occident, welche das Band der Religion unter dem römischen Papst vereinigt; die Saracenen oder Mahomedaner, welche ihren siegreichen Aberglauben von der Straße bey Gibraltar bis an den Indus, und vom schwarzen Meer und dem Taurus bis an den indischen Ocean ausgebreitet haben; zwischen diesen beyden die Griechen oder die Morgenländischen Römer. Von den übrigen Völkern der Erde fehlen uns entweder die Nachrichten ganz, oder sie sind zu unsicher und zu mangelhaft, um einen historischen Faden daraus bilden zu können. Auch war ihre Zeit noch nicht gekommen, einen thätigen Antheil an den Weltbegebenheiten zu nehmen, und die Aufmerksamkeit des Universalgeschichtschreibers zu verdienen.

Wir

Wir machen den Anfang mit den Ersten, die uns am nächsten angehen, die bey weitem die wichtigsten für uns sind, und in der Geschichte der Kreuzzüge die Hauptrolle spielen.

Das neue System gesellschaftlicher Verfassung, welches im Norden von Europa und Asien erzeugt, mit dem neuen Völkergeschlechte auf den Trümmern des Abendländischen Kaiserthums eingeführt wurde, hatte nun beynahe sieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, sich auf diesem neuen und größern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu versuchen, sich in allen seinen Arten und Abarten zu entwickeln, und alle seine verschiedenen Gestalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m. waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geist der Wanderung und des Raubes, der sie in dieses neue Vaterland geführt, beym Ablauf des eilften Jahrhunderts in einer andern Gestalt und durch andre Anlässe wieder bey ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem südwestlichen Asien die Völkerschwärme und Verheerungen heim, die es siebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieses Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit

sehr

sehr ungleichem Glücke, denn so viel Ströme Bluts es den Barbaren gekostet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, so viel kostete es jetzt ihren christlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die sie zwey Jahrhunderte darauf auf immer verlieren sollten.

Die Thorheit und Raserey, welche den Entwurf der Kreutzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung desselben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, sich dabey zu verweilen. Betrachten wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorher giengen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser Mißfallen nicht in ein ganz andres Gefühl aufzulösen. Sieht man auf ihre Ursachen, so ist diese Expedition der Christen nach dem heiligen Lande ein so ungekünsteltes, ja ein so nothwendiges Erzeugniß ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die historischen Prämissen dieser Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, so erkennt man in ihr den ersten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube selbst

die Uebel anfieng zu verbessern, die er dem menschlichen Geschlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hätte als dieses, keines worüber sich der Genius, der den Faden der Weltgeschichte spinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menschen gerechtfertigt hätte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es sich zur Herrscherinn aufdrang, versenkte, aus der weichlichen Sklaverey, worin es die thätigsten Kräfte einer zahlreichen Menschenwelt erstickte, sehen wir das menschliche Geschlecht durch die gesetzlose stürmische Freyheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwischen beyden Aeußersten auszuruhen, und Freyheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannichfaltigkeit mit Uebereinstimmung wohlthätig zu verbinden

Die Frage kann wohl schwerlich seyn, ob der Glücksstand, dessen wir uns erfreuen, dessen Annäherung wir wenigstens mit Sicherheit erkennen gegen den blühendsten Zustand, worin sich das Menschengeschlecht sonst jemals befunden, für einen Gewinn zu achten sey, und ob wir uns gegen die schönsten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbessert haben. Griechenland und Rom

konnten

konnten höchstens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation auch in ihrer schönsten Epoche, erhob sich nie zu vortrefflichen Menschen. Eine barbarische Wüste war dem Athenienser die übrige Welt außer Griechenland, und man weiß, daß er dieses bey seiner Glückseligkeit sehr mit in Anschlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm bestraft, da sie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrschaft nichts mehr übrig gelassen hatten, als römische Bürger und römische Sklaven. Keiner von unsern Staaten hat ein römisches Bürgerrecht auszutheilen, dafür aber besitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte, — und wir besitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was sie Einem gab, und was sie Einmal gab, nie zurücknimmt, wir haben Menschenfreyheit; ein Gut, das — wie sehr verschieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, das von keiner wandelbaren Form der Verfassung, von keiner Staatserschütterung abhängig, auf dem festen Grunde der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der Gewinn ist also offenbar und die Frage ist bloß diese: War kein näherer Weg zu diesem Ziele? Konnte sich diese heilsame Verände-

rung nicht weniger gewaltsam aus dem römischen Staat entwickeln, und mußte das Menschengeschlecht nothwendig die traurige Zeitstrecke vom vierten bis zum sechzehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchischen Welt nicht aushalten. Stets nach Uebereinstimmung strebend, läuft sie lieber Gefahr die Ordnung unglücklich zu vertheidigen, als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die Völkerwanderung und das Mittelalter, das darauf folgte, eine nothwendige Bedingung unserer bessern Zeiten?

Asien kann uns einige Aufschlüsse darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechische Freystaaten auf? Warum sehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menschlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schaar seiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verschwand, weil sich die Horden der Mantschu in dem ungeheuren Sina unmerkbar verloren. Nur die Menschen hatten sie unterjocht, die Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung als in der

Ver-

Verwüstung. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den siechen Körper, und können nichts, als seine Krankheit verewigen. Sollte das verpestete Land nicht den gesunden Sieger vergiften, sollte sich der Deutsche in Gallien nicht zum Römer verschlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perser ausartete, so mußte die Form zerbrochen werden, die seinem Nachahmungsgeist gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der stärkere bleiben.

Die scythische Wüste öffnet sich, und gießt ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet, Städte sinken hinter ihm in Asche, mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menschenhand und die Früchte des Ackers, Pest und Hunger hohlen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervorgehen unter den Händen der Freyheit, und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und Verfeinerung gehen unter, kostbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in

den Staub, und eine tolle Willkühr darf in dem feinen Räderwerk einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Tumult ist die Hand der Ordnung geschäfftig, und was den kommenden Geschlechtern von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüste Finsterniß breitet sich jetzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende ermattete Ueberrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn, schon seit Jahrhunderten, still und ihm selbst unbewußt, in den Nordischen Wäldern zu einer erfrischenden Kolonie des erschöpften Westen erzogen. Roh und wild sind seine Gesetze, seine Sitten; aber sie ehren in ihrer rohen Weise die menschliche Natur, die der Alleinherrscher in seinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wär er noch auf salischer Erde, und unversucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke den Gesetzen getreu, die ihn zum Sieger machten; zu stolz und zu weise, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aschenhaufen römischer Pracht breitet er seine nomadischen Gezelte

aus,

aus, bäumt den eisernen Speer, sein höchstes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterstühlen auf, und selbst das Christenthum, will es anders den Wilden fesseln, muß das schreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen sich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwischen Byzanz und Massilien, zwischen Alexandria und Rom, der schüchterne Kaufmann eilt heim, und das Ländergattende Schiff liegt entmastet am Strande. Eine Wüste von Gewässern, von Bergen und wilden Sitten wälzt sich vor den Eingang Europens hin, der ganze Welttheil wird geschlossen.

Ein langwieriger, schwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt, der rohe germanische Geist ringt mit den Reitzungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenschaften, mit des Beyspiels stiller Gewalt, mit dem Nachlaß des umgestürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tausend Netzen ihm nachstellt, und wehe dem Nachfolger eines Klodion, der auf der Herrscherbühne des Trajanus sich Trajanus dünkt! Tausend Klingen sind gezückt, ihm die scythische Wildniß ins Gedächtniß zu rufen. Hart stößt die Herrschsucht mit der Freyheit zusammen, der Trotz mit der

Festigkeit, die List strebt die Kühnheit zu umstrikken, das schreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und Jahrhunderte lang sieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinstert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelaßne Dunkel desto schrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung scheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem sie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geschlecht aufgegeben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet sie einstweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Noth, die sie ihm nicht erlassen kann, stärkt sie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut sie dem Schutz eines verwilderten Christenthums, und vergönnt dem mittlern Geschlechte sich an diese wankende Krücke zu lehnen, die sie dem stärkern Enkel zerbrechen wird. Aber in diesem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger, kräftig wehrt sich der deutsche Geist gegen den Herzumstrickenden Despotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte, der Quell der Freyheit springt in lebendigem Strom, und unüberwunden, und wohlbehalten langt das spätere Geschlecht bey dem schönen Jahrhundert an, wo sich endlich, herbeygeführt durch die vereinigte

nigte Arbeit des Glücks und des Menschen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Heldenmuth gatten soll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weisen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als seine Weisen blühten, hatte der Despotismus sein Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erscheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechische Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun seine Araber denken lehrte, war die Glut ihres Busens erkaltet. Ein beßrer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem sechzehnten Jahrhundert ein gesundes, starkes Geschlecht zugeführt, und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hat der Kopf die Herzen in Glut gesetzt, und die Wahrheit *) den Arm der Tapfern bewaffnet?

*) Oder was man dafür hielt. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß es hier nicht auf den Werth der Materie ankommt, die gewonnen wurde, sondern auf die unternommene Mühe der

Wo sonst, als hier, erlebte man die Wundererscheinung, daß Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrey wurden in mördrischen Schlachten, daß die Stimme der Selbstliebe gegen den stärkeren Zwang der Ueberzeugung schwieg, daß der Mensch endlich das theuerste an das edelste setzte? Die erhabenste Anstrengung griechischer und römischer Tugend hat sich nie über bürgerliche Pflichten geschwungen, nie oder nur in einem einzigen Weisen, dessen Name schon der größte Vorwurf seines Zeitalters ist; das höchste Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterland gebracht. Bey Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthusiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier, und hier auch nur einmal diese Erscheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters die Energie des Willens mit dem Licht des Verstandes zusammen traf,

der Arbeit; auf den Fleiß und nicht auf das Erzeugniß. Was es auch seyn mochte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft, denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren, und für dieses Recht wurde eigentlich ja nur gestritten.

traf, hier allein ein noch männliches Geschlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geschichte sehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwicklung der Köpfe einen sehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten sind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühn, und von der Fülle des Saftes rasch in die Fäulniß hinübereilen; Aufklärung ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieser Unterschied? Weil die Staaten der Leidenschaft anvertraut sind, die in jeder Menschenbrust ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verstande, der nur durch fremde Nachhülfe sich entwickelt, und dem Glück der Entdeckungen, welche Zeit und Zufälle nur langsam zusammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andre einmal heran reift? Wie schwer ist es also, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die späte Vernunft die frühe Freyheit noch findet? Einmal nur in der ganzen Weltgeschichte hat sich die Vorsehung dieses Problem aufgegeben, und wir haben gesehen, wie sie es löste. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt sie das politische Leben in Europa frisch, bis

der

der Stoff endlich zusammengetragen war, das moralische zur Entwicklung zu bringen *).

Nur

*) Freyheit und Kultur, so unzertrennlich beyde in ihrer höchsten Fülle miteinander vereinigt sind, und nur durch diese Vereinigung zu ihrer höchsten Fülle gelangen, so schwer sind sie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe ist die Bedingung der Kultur, aber nichts ist der Freyheit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerte Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer Kultur mit ihrer Freyheit erkauft, weil sie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gereichte ihre Kultur ihnen zum Verderben, weil sie aus dem Verderblichen entstanden war. Sollte dem neuen Menschengeschlecht dieses Opfer erspart werden, d. i. sollten Freyheit und Kultur bey ihm sich vereinigen, so mußte es seine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Despotismus empfangen. Kein andrer Weg war aber möglich als die Gesetze, und diese kann der noch freye Mensch nur sich selber geben. Dazu aber wird er sich nur aus Einsicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens, oder der schlimmen Folgen ihres Gegentheils entschließen. Jenes setzte schon voraus, was erst geschehen und erhalten werden soll; er kann also nur durch die schlimmen Folgen der Gesetzlosigkeit dazu gezwungen werden. Gesetzlosigkeit aber ist nur von sehr kurzer Dauer, und führt mit raschem Uebergange zur willkührlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Gesetze gefunden hätte, würde die Anarchie sich längst in Despotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft also Zeit finden, die Gesetze sich zu geben, so mußte die

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind; sonst überall wohnt die Wildheit bey der Freyheit, und die Knechtschaft bey der Kultur. Aber auch Europa allein hat sich durch ein kriegerisches Jahrtausend gerungen, und nur die Verwüstung im fünften und sechsten Jahrhundert konnte dieses kriegerische Jahrtausend herbey führen. Es ist nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Karakter ihres Stammes, der unsre Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frey gebohrenen Brüder, die Turkomannen und Mantschu, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt. Es ist nicht der europäische Boden und Himmel, der ihnen dieses Schicksal ersparte, denn auf eben diesem Boden und unter eben diesem Himmel haben Gallier und Britten, Hetrurier und Lusitanier, das Joch der Römer gedultet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeschlecht, das den gereinigten Schauplatz besetzte, und aus einem tausendjährigen Kriege unüberwunden kam — diese sind die Schöpfer unsers jetzigen Glücks; und so finden wir den Geist der Ordnung in den zwey schrecklichsten Erscheinungen wieder, welche die Geschichte aufweiset.

Ich

die Gesetzlosigkeit verlängert werden, welches in dem Mittelalter geschehen ist.

Ich glaube dieser langen Ausschweifung wegen keiner Entschuldigung zu bedürfen. Die großen Epochen in der Geschichte verknüpfen sich zu genau miteinander, als daß die Eine ohne die Andre erklärt werden könnte; und die Begebenheit der Kreutzzüge ist nur der Anfang zur Auflösung eines Räthsels, das dem Philosopheu der Geschichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreyzehnten Jahrhundert ist es, wo der Genius der Welt, der schaffend in der Finsterniß gesponnen, die Decke hinweg zieht, um einen Theil seines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tausend Jahre den Horizont von Europa umzogen, scheidet sich in diesem Zeitpunkt und heller Himmel sieht hervor. Das vereinigte Elend der geistlichen Einförmigkeit und der politischen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfassung, vollzählig und erschöpft beym Ablauf des eilften Jahrhunderts, muß sich in seiner ungeheursten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege selbst ein Ende bereiten.

Ein fanatischer Eifer sprengt den verschloßnen Westen wieder auf, und der erwachsene Sohn tritt aus dem väterlichen Hause. Erstaunt sieht er in neuen Völkern sich an, freut sich am thrazischen Bosphorus seiner Freyheit und seines Muths, erröthet

röthet in Byzanz über seinen rohen Geschmack, seine Unwissenheit, seine Wildheit und erschrickt in Asien über seine Armuth. Was er sich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geschichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns sagen, was er dafür gab und zurückließ. Aber scheint es nicht als hätte der fränkische Heldengeist in das hinsterbende Byzanz noch ein flüchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit seinen Komnenern sich auf, und, durch den kurzen Besuch der Deutschen gestärkt, geht es von jetzt an einen edleren Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreutzfahrer schlägt der Kaufmann seine Brücke, und das wiedergefundene Band zwischen dem Abend und Morgen, durch einen kriegrischen Schwindel flüchtig geknüpft, befestigt und verewigt der überlegende Handel. Das levantische Schiff begrüßt seine wohlbekannten Gewässer wieder, und seine reiche Ladung ruft das lüsterne Europa zum Fleiße. Bald wird es das ungewisse Geleit des Arkturs entbehren, und eine feste Regel in sich selbst, zuversichtlich auf nie besuchte Meere sich wagen.

Asiens Begierden folgen dem Europäer in seine Heimat — aber hier kennen ihn seine Wälder nicht mehr, und andre Fahnen wehen auf seinen Burgen. In seinem Vaterlande verarmt, um an

den

den Ufern des Euphrats zu glänzen, giebt er endlich das angebetete Idol seiner Unabhängigkeit und seine feindselige Herrengewalt auf, und vergönnt seinen Sklaven die Rechte der Natur mit Gold einzulösen. Freywillig bietet er den Arm jetzt der Fessel dar, die ihn schmückt, aber den Niegebändigten bändigt. Die Majestät der Könige richtet sich auf, indem die Sklaven des Ackers zu Menschen gedeyhen; aus dem Meer der Verwüstung hebt sich, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung gewesen war, und die ganze Christenheit für seine Größe hatte arbeiten lassen, der römische Hierarche, sieht seine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haschend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige, die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerschöpfliche Rüstkammer, woraus er seine Donner hohlte. Auch noch jetzt schleudert er sie aus — jetzt aber tritt ihm die befestigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelsperrendes Interdikt, keine Lossprechung von geheiligten Pflichten lös't die heilsamen Bande wieder auf, die den Unterthan an seinen rechtmäßigen Beherrscher knüpfen. Umsonst, daß sein ohnmächtiger Grimm gegen die

Zeit streitet, die ihm seinen Thron erbaute und ihn jetzt davon herunter zieht! Aus dem Aberglauben ward dieses Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und groß gezogen von der Zwietracht. So schwach seine Wurzeln waren, so schnell und schrecklich durfte es aufwachsen im eilften Jahrhundert — Seines Gleichen hatte kein Weltalter noch gesehen. Wer sah es dem Feinde der heiligsten Freyheit an, daß er der Freyheit zu Hülfe geschickt wurde? Als der Streit zwischen den Königen und den Edeln sich erhitzte, warf er sich zwischen die ungleichen Kämpfer, und hielt die gefährliche Entscheidung auf, bis in dem dritten Stande ein beßrer Kämpfer heranwuchs, das Geschöpf des Augenblicks abzulösen. Ernährt von der Verwirrung zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht schwindet er weg in dem Lichte. Verschwand aber der Diktator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hülfe eilte? Oder Pisistratus, der die Faktionen Athens auseinander brachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Knechtschaft über — das neue Europa zur Freyheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes Phantom bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geschah — weil hier allein sich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unter-

drückung zu hindern, aber zu hinfällig, sie selbst auszuüben.

Wie anders säet der Mensch und wie anders läßt das Schicksal ihn ärnten! Asien an den Schemel seines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Saracenen eine Million seiner Heldensöhne aus, aber mit ihnen hat er seinem Stuhl in Europa die kräftigsten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorsameres Herz bringt er zu den Füßen seiner Beherrscher zurücke. Vergebung der Sünden, und die Freuden des Paradieses sucht der fromme Pilger am heiligen Grab, und ihm allein wird mehr geleistet, als ihm verheißen ward. Seine Menschheit findet er in Asien wieder, und den Saamen der Freyheit bringt er seinen europäischen Brüdern aus diesem Welttheile mit — eine unendlich wichtigere Erwerbung, als die Schlüssel Jerusalems, oder die Nägel vom Kreutz des Erlösers.

Um richtig einsehen zu können, aus welchen Quellen diese Unternehmung entsprang, und wodurch sie so wohlthätig ausschlug, so ist es nöthig, den

den damaligen Zustand der Europäischen Welt in einer kurzen Uebersicht zu durchlaufen, und die Stuffe kennen zu lernen, auf der der Menschliche Geist stand, als er sich diese seltsame Ausschweifung erlaubte.

Der Europäische Occident, in so viele Staaten er auch zertheilt ist, gibt im eilften Jahrhundert einen sehr einförmigen Anblick. Durchgängig von Nationen in Besitz genommen, die zur Zeit ihrer Niederlassung ziemlich auf einerley Stuffe gesellschaftlicher Bildung standen, im Ganzen denselben Stammskarakter trugen und bey Besitznehmung des Landes in einerley Lage sich befanden, hätte er seinen neuen Bewohnern ein merklich verschiedenes Lokale anbieten müssen, wenn sich in der Folge der Zeit wichtige Verschiedenheiten unter denselben hätten äußern sollen. Aber die gleiche Wuth der Verwüstung, womit diese Nationen ihre Eroberung begleiteten, machte alle noch so verschieden bewohnte, noch so verschieden bebaute Länder, die der Schauplatz derselben waren, einander gleich, indem er alles, was sich in ihnen vorfand, auf gleiche Weise niedertrat und vertilgte, und ihren neuen Zustand mit demjenigen, worinn sie sich vorher befunden, fast außer aller Verbindung setzte. Wenn auch schon Klima, Beschaffenheit des Bo-

dens, Nachbarschaft, geographische Lage einen merklichen Unterschied unterhielten, wenn gleich die übriggebliebenen Spuren römischer Kultur in den mittäglichen, der Einfluß der gebildetern Araber in den südwestlichen Ländern, der Sitz der Hierarchie in Italien, und der öftre Verkehr mit den Griechen in eben diesem Lande nicht ohne Folgen für die Bewohner derselben seyn konnten, so waren ihre Wirkungen doch zu unmerklich, zu langsam und zu schwach, um das feste generische Gepräge, das alle diese Nationen in ihre neuen Wohnsitze mitgebracht hatten, auszulöschen, oder merklich zu verändern. Daher nimmt der Geschichtsforscher an den entlegensten Enden von Europa, in Sicilien und Brittannien, an der Donau und an der Eider, am Ebro und an der Elbe im Ganzen eine Gleichförmigkeit der Verfassung und der Sitten wahr, die ihn um so mehr in Verwunderung setzt, da sie sich mit der größten Unabhängigkeit, und einem fast gänzlichen Mangel an wechselseitiger Verbindung zusammen findet. So viele Jahrhunderte auch über diesen Völkern hinweggegangen sind, so große Veränderungen auch durch so viele neue Lagen, eine neue Religion, neue Sprachen, neue Künste, neue Gegenstände der Begierde, neue Bequemlichkeiten und Genüße des Lebens im innern ihres Zustands hätten bewirkt werden sollen, und auch wirklich bewirkt

wirkt wurden, so besteht doch im Ganzen noch dasselbe Staatsgerüste, das ihre Vorältern bauten. Noch jetzt stehen sie, wie in ihrem scythischen Vaterland, in wilder Unabhängigkeit, gerüstet zum Angriff und zur Vertheidigung, in Europas Distrikten, wie in einem großen Heerlager ausgebreitet, auch auf diesen weitern politischen Schauplatz haben sie ihr barbarisches Staatsrecht verpflanzt, bis in das Innre des Christenthums ihren nordischen Aberglauben getragen.

Monarchien nach römischem oder asiatischem Muster, und Freystaaten nach griechischer Art sind auf gleiche Weise von dem neuen Schauplatz verschwunden. An die Stelle derselben sind soldatische Aristokratien getreten, Monarchien ohne Gehorsam, Republiken ohne Sicherheit und selbst ohne Freyheit, große Staaten in hundert kleine zerstückelt, ohne Uebereinstimmung von innen, von aussen ohne Festigkeit und Beschirmung, schlecht zusammenhängend in sich selbst, und noch schlechter unter einander verbunden. Man findet Könige, ein widersprechendes Gemisch von barbarischen Heerführern und römischen Imperatoren, von welchen letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu besitzen; Magnaten, an wirklicher Gewalt wie an Anmaßun-

gen überall dieselben, obgleich verschieden benannt in verschiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert gebietende Priester; eine Miliz des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat und nicht besoldet; endlich Landbauer, die dem Boden angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und Geistlichkeit, Halbfreye und Knechte. Municipal-Städte und freye Bürger sollen erst werden.

Um diese veränderte Gestalt der europäischen Staaten zu erklären, müssen wir zu entferntern Zeiten zurückgehen, und ihrem Ursprung nachspüren.

Als die nordischen Nationen Deutschland und das römische Reich in Besitz nahmen, bestanden sie aus lauter freyen Menschen, die aus freywilligem Entschluß dem Bund beygetreten waren, der auf Eroberung ausgieng, und bey einem gleichen Antheil an den Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieses Feldzugs waren. Einzelne Haufen gehorchten den Befehlen eines Häuptlings; viele Häuptlinge mit ihren Haufen einem Feldhauptmann oder Fürsten, der das Heer anführte. Es gab also bey gleicher Freyheit drey verschiedene Ordnungen oder Stände; und nach diesem Ständeunter-

unterschied, vielleicht auch nach der bewiesenen Tapferkeit fielen nunmehr auch die Portionen bey der Menschen- Beute- und Ländertheilung aus. Jeder freye Mann erhielt seinen Antheil, der Rottenführer einen größern, der Heerführer den größten; aber frey, wie die Personen ihrer Besitzer waren auch die Güter, und was einem zugesprochen wurde, blieb sein auf immer, mit völliger Unabhängigkeit. Es war der Lohn seiner Arbeit, und der Dienst, der ihm ein Recht darauf gab, schon geleistet.

Das Schwert mußte vertheidigen, was das Schwert errungen hatte, und das Erworbene zu beschützen war der Einzelne Mann eben so wenig fähig, als er es einzeln erworben haben würde. Der kriegerische Bund durfte also auch im Frieden nicht auseinander fallen, Rottenführer und Heerführer blieben, und die zufällige temporaire Hordenvereinigung wurde nunmehr zur ansäßigen Nation, die bey eintretendem Nothfall sogleich, wie zur Zeit ihres kriegrischen Einfalls kampfertig wieder da stand. Von jedem Länderbesitz war die Verbindlichkeit unzertrennlich, Heerfolge zu leisten, d. i. mit der gehörigen Ausrüstung und einem Gefolge, das dem Umfang der Grundstücke, die man besaß, angemessen war, zu dem allgemeinen

Bunde zu stoßen, der das Ganze vertheidigte; eine Verbindlichkeit, die vielmehr angenehm und ehrenvoll, als drückend war, weil sie zu den kriegrischen Neigungen dieser Nationen stimmte, und von wichtigen Vorzügen begleitet war. Ein Landgut und ein Schwert, ein Freyer Mann und eine Lanze galten für unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Ländereyen waren aber keine Einöden, als man sie in Besitz nahm. So grausam auch das Schwert dieser barbarischen Eroberer und ihrer Vorgänger der Vandalen und Hunnen in denselben gewüthet hatte, so war es ihnen doch unmöglich gewesen, die ursprünglichen Bewohner derselben ganz zu vertilgen. Viele von diesen waren also mit unter der Beute- und Ländertheilung begriffen, und ihr Schicksal war, als leibeigne Sklaven jetzt das Feld zu bebauen, welches sie vormals als Eigenthümer besessen hatten. Dasselbe Loos traf auch die beträchtliche Menge der Kriegsgefangenen, die der erobernde Schwarm auf seinen Zügen erbeutet hatte, und nun als Knechte mit sich schleppte. Das Ganze bestand jetzt aus Freyen und aus Sklaven, aus Eigenthümern und aus Eigenen. Dieser zweyte Stand hatte kein Eigenthum, und folglich auch keines zu beschützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bey politischen

litischen Verhandlungen keine Stimme. Das Schwert gab Adel, weil es von Freyheit und Eigenthum zeugte.

Die Ländertheilung war ungleich ausgefallen, weil das Loos sie entschieden, und weil der Rottenführer eine größre Portion davon getragen hatte, als der Gemeine, der Heerführer eine größre als alle übrigen. Er hatte also mehr Einkünfte, als er verbrauchte, oder Ueberfluß; folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegrischen Ruhm gerichtet, also mußte sich auch der Luxus auf eine kriegrische Art äußern. Sich von auserlesenen Schaaren begleitet, und an ihrer Spitze von dem Nachbar gefürchtet zu sehen, war das höchste Ziel, wornach der Ehrgeitz jener Zeiten strebte, ein zahlreiches kriegrisches Gefolge die prächtigste Ausstellung des Reichthums und der Gewalt, und zugleich das unfehlbarste Mittel, beydes zu vergrößern. Jener Ueberfluß an Grundstücken konnte daher auf keine beßre Art angewendet werden, als daß man sich kriegerische Gefährten damit erkaufte, die einen Glanz auf ihren Führer werfen, ihm das seinige vertheidigen helfen, empfangene Beleidigungen rächen, und im Kriege an seiner Seite fechten konnten. Der Häuptling und der Fürst entäußerten also gewisse Stücke Landes,

und traten den Genuß derselben an andre minder vermögende Gutsbesitzer ab, welche sich dafür zu gewissen kriegerischen Diensten, die mit der Vertheidigung des Staats nichts zu thun hatten, und bloß die Person des Verleyhers angiengen, verpflichten mußten. Bedurfte Letzterer dieser Dienste nicht mehr, oder konnte der Empfänger sie nicht mehr leisten, so hörte auch die Nutznießung der Ländereyen wieder auf, deren wesentliche Bedingung sie waren. Diese Länderverleyhung war also bedingt und veränderlich; ein wechselseitiger Vertrag entweder auf eine festgesetzte Anzahl Jahre, oder auf Zeitlebens errichtet, aufgehoben durch den Tod. Ein Stück Landes auf solche Art verliehen hieß eine Wohlthat (Beneficium) zum Unterschied von dem Freygut (Allodium), welches man nicht von der Güte eines andern, nicht unter besondern Bedingungen, nicht auf eine Zeitlang, sondern von Rechtswegen, ohne alle andre Beschwerde, als die Verpflichtung zur Heerfolge, und auf ewige Zeiten besaß. Feudum nannte man sie im Latein jener Zeiten, vielleicht weil der Empfänger dem Verleyher Treue (Fidem) dafür leisten mußte, im Deutschen Lehen, weil sie geliehen, nicht auf immer weggegeben wurden. Verleyhen konnte jeder der Eigenthum besaß, das Verhältniß von Lehensherrn und Vasallen wurde durch

kein

kein andres Verhältniß aufgehoben. Könige selbst sah man zuweilen bey ihren Unterthanen zu Lehen gehen. Auch verliehene Güter konnten weiter verliehen und der Vasall des Einen wieder der Lehensherr eines andern werden; aber die oberlehensherrliche Gewalt des Ersten Verleyhers erstreckte sich durch die ganze noch so lange Reihe von Vasallen. So konnte z. B. kein Leibeigener Landbauer von seinem unmittelbaren Herrn freygelassen werden, wenn der oberste Lehensherr nicht darein willigte.

Nachdem mit dem Christenthum auch die christliche Kirchenverfassung unter den neuen europäischen Völkern eingeführt worden, fanden die Bischöffe, die Domstifter und Klöster, sehr bald Mittel, den Aberglauben des Volks und die Großmuth der Könige in Anspruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geschahen an die Kirchen, und die ansehnlichsten Güter wurden oft zerrissen, um den Heiligen eines Klosters unter seinen Erben zu haben. Man wußte nicht anders als daß man Gott beschenkte, indem man seine Diener bereicherte, aber auch ihm wurde die Bedingung nicht erlassen, welche an jedem Länderbesitz haftete; eben so gut wie jeder andere mußte er die gehörige Mannschaft stellen, wenn ein Aufgebot ergieng, und die Weltlichen

lichen verlangten, daß die Ersten im Range auch die Ersten auf dem Platze seyn sollten. Weil alles, was an die Kirche geschenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an sie abgetreten war, so unterschieden sich Kirchengüter dadurch von den Lehen, die zeitlich waren, und nach verstrichenem Termin in die Hand des Verleyhers zurückkehrten. Sie näherten sich aber von einer andern Seite den Lehen wieder, weil sie sich nicht wie Allodien vom Vater auf den Sohn forterbten, weil der Landesherr beym Ableben des jedesmaligen Besitzers dazwischen trat, und durch Belehnung des Bischoffs seine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Besitzungen der Kirche, könnte man also sagen, waren Allodien in Rücksicht auf die Güter selbst, die niemals zurückkehrten, und Benefizien in Rücksicht auf den jedesmaligen Besitzer, den nicht die Geburt, sondern die Wahl dazu bestimmte. Er erlangte sie auf dem Wege der Belehnung, und genoß sie als Allodien.

Es gab noch eine vierte Art von Besitzungen, die man auf Lehenart empfieng, und an welcher gleichfalls Lehensverpflichtungen hafteten. Dem Heerführer, den man auf seinem bleibenden Boden nunmehr König nennen kann, stand das Recht zu, dem Volke Häupter vorzusetzen, Streitigkeiten

ten zu schlichten oder Richter zu bestellen, und die allgemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dieses Recht und diese Pflicht blieb ihm auch nach geschehener Niederlassung und im Frieden, weil die Nation noch immer ihre kriegrische Einrichtung beybehielt. Er bestellte also Vorsteher über die Länder, deren Geschäfft es zugleich war, im Kriege die Mannschaft anzuführen, welche die Provinz ins Feld stellte; und da er, um Recht zu sprechen und Streitigkeiten zu entscheiden, nicht überall zugleich gegenwärtig seyn konnte, so mußte er sich vervielfältigen, d. i. er mußte sich in den verschiednen Distrikten durch Bevollmächtigte repräsentiren, welche die oberrichterliche Gewalt in seinem Namen darinn ausübten. So setzte er Herzoge über die Provinzen, Marggrafen über die Grenzprovinzen, Grafen über die Gauen, Centgrafen über kleinere Distrikte u. a. m., und diese Würden wurden gleich den Grundstücken belehnungsweise ertheilt. Sie waren eben so wenig erblich als die Lehengüter, und wie diese konnte sie der Landesherr von einem auf den andern übertragen. Wie man Würden zu Lehen nahm, wurden auch gewisse Gefälle, z. B. Strafgelder, Zölle und dgl. m. auf Lehensart vergeben.

Was der König in dem Reiche, das that die hohe Geistlichkeit in ihren Besitzungen. Der

Besitz

Besitz von Ländern verband sie zu kriegerischen und richterlichen Diensten, die sich mit der Würde und Reinigkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen schienen. Sie war also gezwungen, diese Geschäffte an andre abzugeben, denen sie dafür die Nutznießung gewisser Grundstücke, die Sporteln des Richteramts und andre Gefälle überließ, oder nach der Sprache jener Zeiten, sie mußte ihnen solche zu Lehen auftragen. Ein Erzbischoff, Bischoff oder Abt war daher in seinem Distrikte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advokaten oder Vögte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiskus. Könige selbst hielten es nicht unter ihrer Würde, Lehenträger ihrer Bischöffe und Prälaten zu werden, welches diese nicht unterlassen haben, als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Klerus über die Weltlichen gebühre. Kein Wunder, wenn auch die Päbste sich nachher einfallen ließen, den, welchen sie zum Kaiser gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhältniß der Könige, als Baronen und als Oberhäupter ihres Reichs, immer im Auge behält, so werden sich diese scheinbaren Widersprüche lösen.

Die Herzoge, Marggrafen, Grafen, welche der König als Kriegsobersten und Richter über die

Pro-

Provinzen setzte, hatten eine gewisse Macht nöthig, um der äußern Vertheidigung ihrer Provinzen gewachsen zu seyn, um gegen den unruhigen Geist der Baronen ihr Ansehen zu behaupten, ihren Rechtsbescheiden Nachdruck zu geben, und sich im Falle der Widersetzung mit den Waffen in der Hand Gehorsam zu verschaffen. Mit der Würde selbst aber ward keine Macht verliehen; diese mußte sich der königliche Beamte selbst zu verschaffen wissen. Dadurch wurden diese Bedienungen allen minder vermögenden Freyen verschlossen, und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeschränkt, die an Allodien reich genug waren, und Vasallen genug ins Feld stellen konnten, um sich aus eignen Kräften zu behaupten. Dieß war vorzüglich in solchen Ländern nöthig, wo ein mächtiger und kriegrischer Adel war, und unentbehrlich an den Grenzen. Es wurde nöthiger von einem Jahrhundert zum andern, wie der Verfall des königlichen Ansehens die Anarchie herbeyführte, Privatkriege einrissen, und Strafloſigkeit die Raubsucht aufmunterte; daher auch die Geistlichkeit, welche diesen Räubereyen vorzüglich ausgesetzt war, ihre Schirmvögte und Vasallen unter den mächtigen Baronen aussuchte.

Die hohen Vasallen der Krone waren also zugleich begüterte Baronen oder Eigenthumsherrn,

und

und hatten selbst schon ihre Vasallen unter sich, deren Arm ihnen zu Gebote stand. Sie waren zugleich Lehenträger der Krone, und Lehensherren ihrer Unterfassen; das erste gab ihnen Abhängigkeit, indem letzteres den Geist der Willkühr bey ihnen nährte. Auf ihren Gütern waren sie unumschränkte Fürsten; in ihren Lehen waren ihnen die Hände gebunden; jene vererbten sich vom Vater zum Sohne, diese kehrten nach ihrem Ableben in die Hand des Lehensherrn zurücke. Ein so widersprechendes Verhältniß konnte nicht lange Bestand haben. Der mächtige Kronvasall äusserte bald ein Bestreben, das Lehen dem Allodium gleich zu machen, dort wie hier unumschränkt zu seyn und jenes wie dieses seinen Nachkommen zu versichern. Anstatt den König in dem Herzogthum oder in der Grafschaft zu repräsentiren, wollte er sich selbst repräsentiren, und er hatte dazu gefährliche Mittel an der Hand. Eben die Hülfsquellen, die er aus seinen vielen Allodien schöpfte, eben dieses kriegerische Heer, das er aus seinen Vasallen aufbringen konnte, und wodurch er in den Stand gesetzt war, der Krone in diesem Posten zu nützen, machte ihn zu einem eben so gefährlichen als unsichern Werkzeug derselben. Besaß er viele Allodien in dem Lande, das er zu Lehen trug, oder worinn er eine richterliche Würde

de bekleidete (und aus diesem Grunde war es ihm vorzugsweise anvertraut worden) so stand gewöhnlich der größte Theil der Freyen, welche in dieser Provinz ansäßig waren, in seiner Abhängigkeit. Entweder trugen sie Güter von ihm zu Lehen, oder sie mußten doch einen mächtigen Nachbar in ihm schonen, der ihnen schädlich werden konnte. Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebenfalls oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er sie drücken und erledigen. Unterließen es nun die Könige, sich durch öftere Bereisung der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde u. dergl. dem Volk (unter welchem Namen man immer die waffenführenden Freyen, und niedern Gutsbesitzer verstehen muß) in Erinnerung zu bringen, oder wurden sie durch auswärtige Unternehmungen daran verhindert, so mußten die hohen Freyherrn den niedrigen Freyen endlich die letzte Hand scheinen, aus welcher ihnen sowohl Bedrückungen kamen, als Wohlthaten zufloßen, und da überhaupt in jedem Systeme von Subordination der nächste Druck immer am lebhaftesten gefühlt wird, so mußte der hohe Adel sehr bald einen Einfluß auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht desselben in die Hände spielte. Kam es also zwischen dem König und seinem Vasallen

zum Streit, so konnte letzterer weit mehr als jener auf den Beystand seiner Unterſassen rechnen, und dieses setzte ihn in den Stand der Krone zu trotzen. Es war nun zu spät und auch zu gefährlich, ihm oder seinem Erben das Lehen zu entreißen, das er im Fall der Noth mit der vereinigten Macht des Kantons behaupten konnte; und so mußte der Monarch sich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vasall noch den Schatten der Oberlehnsherrschaft gönnte, und sich herabließ, für ein Gut, das er eigenmächtig an sich gerissen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvasallen gesagt ist, gilt auch von den Beamten und Lehenträgern der hohen Geistlichkeit, die mit den Königen in so fern in Einem Fall war, daß mächtige Baronen bey ihr zu Lehen giengen.

So wurden unvermerkt aus verliehenen Würden und aus lehenweise übertragenen Gütern erbliche Besitzungen, und wahre Eigenthumsherrn aus Vasallen, von denen sie nur noch den äußern Schein beybehielten. Viele Lehen oder Würden wurden auch dadurch erblich, daß die Ursache, um derentwillen man dem Vater das Lehen übertragen hatte, auch bey seinem Sohn und Enkel noch statt fand.

Belehnte

Belehnte z. B. der deutsche König einen sächsischen Großen mit dem Herzogthum Sachsen, weil derselbe in diesem Lande schon an Allodien reich und also vorzüglich im Stande war, es zu beschützen, so galt dieses auch von dem Sohn dieses Großen, der diese Allodien erbte; und war dieses mehrmals beobachtet worden, so wurde es zur Observanz, welche sich ohne eine ausserordentliche Veranlassung und ohne eine nachdrückliche Zwangsgewalt nicht mehr umstoßen ließ. Es fehlt zwar auch in spätern Zeiten nicht ganz an Beyspielen solcher zurückgenommenen Lehen, aber die Geschichtschreiber erwähnen ihrer auf eine Art, die leicht erkennen läßt, daß es Ausnahmen von der Regel gewesen. Es muß ferner noch erinnert werden, daß diese Veränderung in verschiedenen Ländern, mehr oder minder allgemein, frühzeitiger oder später erfolgte.

Waren die Lehen einmal in erbliche Besitzungen ausgeartet, so mußte sich in dem Verhältniß des Souverain gegen seinen Adel bald eine große Veränderung äußern. So lange der Souverain das erledigte Lehen noch zurücknahm, um es von neuem nach Willkühr zu vergeben, so wurde der niedre Adel noch oft an den Thron erinnert, und das Band das ihn an seinen unmit-

telbaren Lehensherrn knüpfte, wurde minder fest geflochten, weil die Willkühr des Monarchen und jeder Todesfall es wieder zertrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, daß der Sohn den Vater auch in dem Lehen folgte, so wußte der Vasall, daß er für seine Nachkommenschaft arbeitete, indem er sich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeugte. So wie also durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwischen den mächtigen Vasallen und der Krone erschlaffte, wurde es zwischen jenen und ihren Unterfaßen fester zusammengezogen. Die großen Lehen hiengen endlich nur noch durch die einzige Person des Kronvasallen mit der Krone zusammen, der sich oft sehr lange bitten ließ, ihr die Dienste zu leisten, wozu ihn seine Würde verpflichtete.

(Die Fortsetzung im zweyten Bande.)

Verzeichniß
des Inhalts
der eilf Ersten Bücher.

Erstes Buch.

Einleitung der Verfasserinn — Nachrichten von ihrem Gemahl Nicephorus Cäsar — Seinem Tode — und dem Entzweck dieser Blätter. — Des Alexius erster Feldzug gegen die Perser. — Er schlägt den Aufrührer Ursel zurück — läßt ihn unversehens aufheben und nach Amasea bringen. — Nicephorus Botoniates schickt ihn nach dem Occident gegen Nizephorus Briennius, den anmaßlichen Kaiser. — Er liefert dem Briennius eine Schlacht, worinnen dieser überwunden wird — Marschirt gegen den Basilakus,

einen zweyten Aufrührer — überwindet ihn, — und verfolgt ihn siegreich bis vor die Thore von Thessalonich — Belagerung von Thessalonich — Basilakus wird seinen Feinden überliefert — Alexius erhält den Ehrennamen Sebastus — Herzog Robert aus der Normandie treibt Straßenräubereyen in der Lombardey — läßt seinem Schwiegervater Maskabeles die Augen ausstechen und nimmt Besitz von der Lombardey — bekriegt den Botaniates — schließt mit Gregor VII. einen Vertrag, sucht den Alexius zu gewinnen — — und belagert Dyrrachium.

Zweytes Buch.

Alexius erhält des Kaisers Nizephorus Gnade — seine Feinde suchen ihn zu stürzen — er flieht nebst seinem Bruder Isaak nach dem Kloster Kosmidion, — bringt den Paläologus auf seine Seite — belagert Konstantinopel und besteigt 1089 den Thron.

Drittes Buch.

Alexius überläßt seiner Mutter die Staatsverwaltung, zieht gegen den Robert zu Felde. — Die Türken beunruhigen den Orient unter Solimann — werden vom Alexius überwunden — Paläologus nimmt Dyrrachium ein.

Vier-

Viertes Buch.

Robert belagert Dyrrachium zu Wasser und zu Lande — Schlacht zwischen Robert und den Venetianern — Robert zieht den Kürzern — Neues Treffen — Alexius Armee wird in die Flucht geschlagen — Er retirirt sich nach Achris.

Fünftes Buch.

Dyrrachium wird an den Feind verrathen — Heinrich der Teutsche zieht gegen Robert zu Felde. — Bohemund belagert Larissa — Alexius bekömmt Hülfe von den Türken und zieht dem Bohemund entgegen — wird zweymal von ihm in die Flucht geschlagen — sucht den Bohemund durch List von seiner Armee zu entfernen — eilt nach Konstantinopel, wo die Ketzerey des Italus überhand genommen.

Sechstes Buch.

Alexius zieht mit einem wohlausgerüsteten Heere nach Kastoria — belagert die Stadt zu Wasser und zu Lande — die Großen der Stadt treten zu ihm über und er kehrt siegreich nach Konstantinopel zurück. — Die Manichäer werden ihrer Untreue halber gezüchtigt — der Kaiser hält Rathsversammlung — ersetzt die den Kirchen geraubten Schätze, s. 5. Buch — und entdeckt eine Verschwörung — die Manichäer wiegeln die Scythen gegen ihn auf — Robert nimmt

Aulon und Bothrent weg — der Kaiser ruft die Venetianer zur Hülfe — diese liefern Robert vier Seetreffen — die zwey erstern und das letztere schlagen unglücklich für ihn aus; im dritten aber ziehen die Venetianer den Kürzern — Robert stirbt — sein Sohn folget ihm in der Regierung — der Kaiser wiegelt die Einwohner von Dyrrachium auf, und nimmt wieder Besitz von der Festung — Roberts Charakter — Alexius hält seinen Einzug in Konstantinopel — Geburt der Alexia Comnena — Apelchasen stiftet einen Aufruhr im Orient — wird in die Flucht geschlagen — vergleicht sich zu Konstantinopel mit dem Kaiser. — Apelchasen wird strangulirt — der Kaiser wird mit dem Oberstatthalter Elchanes in eine Unruhen verwickelt — erobert das, ihm von diesen vorher entrissene, Appollonias wieder — neuer Krieg mit den Scythen — der Kaiser zieht den Kürzern.

Siebentes Buch.

Neuer langwieriger Krieg mit den Scythen, — die Kaiserlichen werden abermals in die Flucht geschlagen — Tzachas macht sich den scythischen Krieg zu Nutze — beunruhigt das Meer und erobert verschiedene Städte — die kaiserliche Flotte belagert Chius — Tzachas bittet unter Bedingungen um Frieden — man hält ihn mit eitelm Vorwand auf — Bodinus macht unaufhörlich Einfälle in das kaiserliche Gebiet — wird endlich vom Johannes in die Hände des Kaisers geliefert — Johannes wird gegen den Tzachas geschickt — Kon-

Konstantin erobert Chius — die Scythen werden von dem Kaiser in die Flucht geschlagen.

Achtes Buch.

Ein Theil des scythischen Heeres zieht nach Chörobachi — der Kaiser folgt ihm — der Kaiser richtet abermals durch List eine große Niederlage an — hält einen siegreichen Einzug zu Konstantinopel — die Scythen erholen sich bald wieder — beunruhigen das Abendland und ziehen vor Konstantinopel — Tzacha beunruhiget die Küste — der Kaiser bricht im Frühling von Konstantinopel auf und erscheint in Ainun, um sich einen geschickten Lagerplatz auszuwählen — marschirt den Scythen nach Choireni entgegen — macht mit den Comanern Verträge — Erficht einen glorreichen Sieg über die Scythen — kurz darauf noch einen, wodurch dieß Volk gänzlich geschwächt wird — die Komaner verlassen aus Furcht die Armee und eilen unter kaiserlichen Geleite in ihre Heimat — Alexius hält einen zweyten glorreichen Einzug in Konstantinopel und entdeckt kurz darauf eine Verschwörung.

Neuntes Buch.

Der Kaiser rückt in die Grenzörter, die sein Gebiet von Dalmatien scheiden — setzt sie in den besten Vertheidigungsstand und eilt wieder nach Konstantinopel — Tzachas beunruhigt das Reich von neuem — der Kaiser schickt den Dux Johannes mit einer Flotte ge-

gen ihn — er belagert Mitylene — sie liefern einander drey Monate lang immerwährende Schlachten — diese endigen sich zum Vortheil der Kaiserlichen, die Besitz von der Festung nehmen — Karyker rebellirt und nimmt Kreta in Besitz — die Kretenser richten ein schreckliches Blutbad unter seinen Anhängern an — und ergeben sich der kaiserlichen Flotte, — die sogleich nach Cypern eilt und Cyrene einnimmt — schlägt den Rapsomates zurück und erobert die ganze Insel — der Kaiser trift für die Zukunft sowohl auf der Insel selbst als in der Hauptstadt günstigere Einrichtungen. — Tzachas macht kriegrische Anstalten — der Kaiser sieht sich genöthiget von neuem die Waffen zu ergreifen — wiegelt den Sultan gegen ihn auf — und von beyden Mächten zu Wasser und zu Lande, ohne noch mit seinen Anstalten fertig zu seyn, bedrängt, wirft er sich in die Arme des Sultans, der ihm im Rausche das Schwert in die Seite stößt — der Sultan schließt einen Frieden mit dem Kaiser — die Ruhe zur See wird wieder hergestellt — Bolkan, der Beherrscher aller Dalmatier, bricht in das kaiserliche Gebiet ein — richtet in Städten und Dörfern schreckliche Verwüstungen an — der Kaiser zieht ihm entgegen — nimmt bey Skopia Friedensvorschläge von ihm an und kehrt nach Konstantinopel zurück — Bolkan macht neue Einfälle — der Kaiser schickt ihm Johannes, den Sohn des Sebastokrators entgegen — dieser wird gänzlich von ihm geschlagen — Bolkan wüthet schrecklicher als vorher im kaiserlichen Gebiet, und kehrt mit vieler Beute beladen nach Haus — Alexius zieht auf diese Nachricht nach Dalmatien und kömmt

kömmt zweymal in Lebensgefahr — der Urheber wird nebst einigen andern ins Exil verwiesen — der Kaiser hält eine allgemeine Versammlung in seinem Gezelt, seine aufrührischen Unterthanen zu besänftigen — eilt ungesäumt dem Bolkan nach Dalmatien entgegen — über Lipenium erhält er abermals von ihm die vortheilhaftesten Friedensvorschläge — nimmt sie mit vielen vornehmen Geiseln an und kehrt siegreich nach Konstantinopel zurück.

Zehntes Buch.

Der Kaiser hält Synode gegen verschiedne Irrlehrer — und läßt sie in Bann thun — — ein falscher Diogenes tritt auf — wird nach Cherson exilirt — wiegelt die Komaner gegen Alexius auf — und wird durch List aufgehoben — und geblendet, nach Konstantinopel gebracht — die Komaner beunruhigen noch immer das Reich — werden aber in zwey Treffen zurückgeschlagen — Neue Unruhen im Morgenland — die Türken fallen in Bithynien ein — der Kaiser legt beym See Baanas das eiserne Kastel an — Anfang der Kreutzzüge — die Franken fallen aus der Lombardei über das Meer im Occident ein — Kukupeter geht mit beynah zweymal hundert tausend Mann durch Konstantinopel nach Asien über, und lagert sich bey Hellenopolis — Normänner wüthen in der Gegend von Nicäa — leiden aber bey Xerigordan eine gänzliche Niederlage — die Franken werden bey Drako vom General des Sultans Ebchan total geschlagen — Hugo marschiert aus Italien — ein Sturm schlägt

seine

seine Flotte bey Dyrrachium zu Grunde — er erkennt, durch den gewöhnlichen Eyd der Lateiner, den Kaiser für seinen Lehnsherren — Treffen zwischen Marian, dem Sohn des Admirals Maurokatakolo, und dem Grafen von Provence — Marian siegt — Gottfried lagert sich mit seinem Heer ohnweit Propontis — die Franken beunruhigen Konstantinopel von aussen her — werden aber zurückgeschlagen — Gottfried zieht mit seinem Heer in Frieden ab — und begiebt sich nach Peleakum — Bohemund leistet dem Kaiser den Eid der Treue — Alexius sucht die Einwohner von Nicäa zur Uebergabe ihrer Stadt zu bereden.

Eilftes Buch.

Die Franken vereinigen sich und rücken vor Nicäa — die Stadt wird von ihnen belagert — und beschließt, sich freywillig dem Kaiser zu ergeben — der Sultan liefert den Franken eine blutige Schlacht, die sich zum Nachtheil des erstern endigt — Butumites nimmt im Namen des Kaisers Besitz von Nicäa — Die Franken ziehen, nach dem sie sich beym Kaiser beurlaubt haben, unter des Groß-Primizer, Taticius Begleitung, nach Antiochien — Die Türken werden in zwey Treffen von ihnen zurückgeschlagen — Antiochien wird belagert — Bohemund bekömmt die Stadt durch Verrätherey in seine Gewalt — Kurpagan belagert sie — die Franken thun einen Ausfall — werden zurückgeschlagen — und von aussen und innen sehr bedrängt — die Satrapen

trapen beunruhigen das kaiserliche Gebiet — und nehmen viel feste Städte weg — Kaspax nimmt Smyrna ein — noch verschiedne andre Städte — und liefert den Türken ein Treffen, welches die letztern verlieren — Alexius zieht Antiochien zu Hülfe — Die Türken werden von den Franken geschlagen — diese eilen von Antiochien weiter nach Jerusalem — Eroberung von Jerusalem — die Franken erleiden eine große Niederlage durch die Babylonier — diese werden von Bodinus zurückgeschlagen, als sie eben Joppe bedrohen — die Franken werden vom Kaiser aus der babylonischen Gefangenschaft losgekauft — Gottfried besteigt wieder den Thron — Sangeles macht wichtige Eroberungen zum Vortheil des Kaisers — Tancred belagert auf Befehl Bohemunds Laodicea — Sangeles Tripolis — muß sich aber aus Hungersnoth ergeben — Gottfrieds Tod, Balduin Graf von Edessa wird König — Sangeles stirbt — Bohemund von Alexius zur Rede gesetzt wegen Laodicea — Seine Antwort — Butumites wird nach Cilicien geschickt — Die Franken in Jerusalem rufen die Pisaner zu Hülfe — Alexius setzt ihnen eine Flotte entgegen — eigne Bauart seiner Schiffe — Er erhält einige Vortheile über die Franken — Vergeblicher Versuch, den Bohemund zum Frieden zu bewegen — Ausrüstung der Genueser zum Vortheil der Franken — Der griechische Admiral verkriecht sich vor ihrer Flotte — Cantakuzens Angriff auf Laodicea — die Stadt wird

wird eingenommen — ausgenommen die Burg, welcher Bohemund Verstärkung zusendet — Seltsame List des Bohemund den Griechen seine Zurückreise nach Europa zu verbergen — Stolze Worte, die er dem griechischen Kaiser von Coryphe aus sagen läßt.

Anna

Anna Komnena.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben des griechischen Kaisers

Alexius Komnenes,

beschrieben durch seine Tochter

Anna Komnena.

Eingang

der Verfasserin.

Alles, was geschieht, das Merkwürdige, wie das Unbedeutende, reißt der Zeitstrudel mit sich in die Vergessenheit hinab; jetzt macht er das Verborgene sichtbar, und jetzt begräbt er wieder, was er auf einige Augenblicke zeigte. Diesem Zeitstrom setzt die Geschichte gleich einer starken Wehre sich entgegen und verhindert, daß nicht alles unwiederbringlich dahin ist. Aus der großen Menge rettet sie doch einiges, und überliefert es geordnet dem Gedächtniß der Menschen.

Dieß war es, was mich, des Kaisers Alexius und der Kaiserin Irene im Purpur gebohrene Tochter, Anna, be-

wogen, die Thaten meines Vaters, jene sowohl, die er noch vor Erlangung des Diadems unter fremden Befehlen, als diejenigen, welche er aus eigener Macht und Willkühr als Herrscher vollführt hat — beyde würdig, der Vergessenheit entrissen zu werden — schriftlich zu verzeichnen. Daß ich in der Kunst zu schreiben nicht ganz unerfahren bin, daß ich mir eine Fertigkeit in der griechischen Sprache erworben, in der Redekunst mich fleißig geübt, die Bücher des Aristoteles und Plato mit Eifer studiert, und keine der vier Wissenschaften vernachläßigt habe (1), sollte ich zwar nicht selbst von mir rühmen; aber daß man Vertrauen zu mir fasse, daß man urtheilen möge, ob ich diesem Unternehmen gewachsen war, glaube ich die Vortheile anführen zu dürfen, womit die Güte des Himmels und ein günstiges Geschick meine Fähigkeit und meinen Fleiß unterstützt haben. Nicht um mit meinen Gaben zu prahlen, sondern um die merkwürdigen Zufälle auf die Nachwelt zu bringen, womit das Leben meines Vaters durchflochten war, eines Mannes, der gleich bewährt im Glück und im Unglück, sowohl wie man herrschen, als wie man gehorchen soll, in That und Beyspiel gezeigt hat, habe ich mich diesem Werk unterzogen. Zwar weiß ich recht wohl, welch ein mißliches Geschäfft ich hier über mich nehme, denn führe ich Thatsachen an, die meinem Vater zur Ehre gereichen, so werden viele mir Schuld geben, daß ich, mich selbst und die meinigen zu rühmen, der Wahrheit vergeben habe; nöthigen mich im Gegentheil die Umstände, zuweilen Dinge zu berühren, die ihm weniger rühmlich sind, so wird es nicht an übelwollenden Leuten fehlen, die das Beyspiel des Ham, der seines Vaters Noah Schande aufdeckte, auf mich anwenden werden. Aber mit gefaßtem Geist werde ich mich durch diese beyden Fallstricke hindurch zu schlagen, und ohne

ne Rücksicht auf das Urtheil der Partheyen, gleich weit von Haß und Vorliebe entfernt, durch eine strenge Gerechtigkeitsliebe die erste Pflicht des Geschichtschreibers zu erfüllen suchen. Meine Feinde dürfen also immerhin hoffen, und meine Freunde immerhin fürchten, daß sie nichts von mir hören werden, als was ihre Thaten werth waren; und diejenigen sowohl, welche mein Tadel beleidigen, als diejenigen, welche mein Beyfall gewinnen wird, mögen sich nicht an mich und mein Urtheil, sondern an ihr eigenes Gewissen und an die Wahrheit halten.

Mein Gemahl war Nicephorus Cesar, aus dem Geschlecht der Briennier, ein Mann, der an Klugheit und Wissenschaft wie an Schönheit der äussern Bildung alle Männer übertraf, die zu seiner Zeit lebten, gleich bewundernswerth, man mochte ihn sehen oder hören. Er hatte dem Kaiser Johannes meinem Bruder in mehrern Feldzügen gegen die Barbaren, besonders gegen diejenigen, welche Antiochia besetzt hielten, gedient; aber weil er sich auch mitten unter dem Geräusch der Waffen nicht ganz von den Musen trennen wollte, so wandte er die wenigen Augenblicke, die der Krieg ihm übrig ließ, dazu an, denkwürdige Dinge aufzuzeichnen. Unter mehrern Arbeiten dieser Art, alle der Bekanntmachung und Bewunderung würdig, hatte er sich auf Antrieb der Kaiserin mit vorzüglichem Fleiß einem Werke gewidmet, das die Thaten des römischen Kaisers Alexius, meines Vaters, und vorzugsweise diejenigen, welche die Regierungsjahre desselben beschäfftigten, zum Inhalt haben sollte. Er gieng darin bis auf die Zeiten des Kaisers Diogenes zurück, und führte von da den Faden seiner Erzählung bis zu demjenigen hinunter, den er zu verherrlichen willens war. Unter diesem

Kaiser Diogenes nehmlich war es, wo das Genie meines Vaters anfieng aufzukeimen, der damals in das erste Jünglingsalter trat; vor welchem Alter sich von niemand etwas merkwürdiges sagen läßt, es sey denn, daß man Zeit und Worte an Nichtigkeiten verschwenden wollte.

Dieß war das Vorhaben meines Cesars, aber er wurde seines Wunsches nicht gewährt; denn als er in seiner Erzählung bis zu den Zeiten des Nicephorus Botoniates gekommen war, nöthigte ihn Zeitmangel davon abzustehn; ein unersetzlicher Verlust für die Geschichte, über welche ein Geist wie der seinige so vieles Licht würde verbreitet haben — ein eben so großer Verlust für die denkenden Leser, denen ein so vollendetes Werk unbeschreibliches Vergnügen würde gegeben haben. Wie schön er seine Worte zu setzen wußte, mit welcher Zierlichkeit und Anmuth er schrieb, werden mir alle diejenigen bezeugen, denen einige Proben seiner Schreibart in die Hände gekommen sind.

Um aber doch, da diese Hoffnung nun einmal dahin ist, die Thaten meines Vaters nicht ihres Herolds zu berauben, und die Bruchstücke meines Gemahls, die er unter dem Kriegsgeräusch nur flüchtig hinwerfen konnte, an's Licht der Welt, und zu einiger Vollendung zu bringen, habe ich mich unterstanden, oder vielmehr in die Nothwendigkeit gesetzt gesehen, das Werk fortzusetzen, das er selbst aufgeben mußte. Denn ach! mit diesen Aufsätzen brachte er auch eine tödtliche Krankheit mit aus dem Feldzug zurück, die unglückliche Frucht seiner ausgestandnen Beschwerden, des rauhen Soldatenlebens und — vielleicht auch der unruhigen Sehnsucht nach mir. Dieser ihn verzehrende Kummer, diese rastlosen Anstrengungen, das Ungemach der Jahrszeit und Witterung, alle diese unseligen Zufälle hatten

ihm

ihm den Trank des Todes gemischt. Zwar gieng er, seiner schweren Krankheit ungeachtet, gegen die Syrer und Cilicier noch mit zu Felde; aus Syrien aber nöthigte ihn die überhandnehmende Krankheit nach Hause. Er mußte sich nach Cilicien, von da über Pamphilien, Lydien und Bithynien nach der Residenz bringen lassen, wo er den Seinigen, aber den Tod schon in den Eingeweiden, endlich wieder geschenkt wurde. In diesem Zustande konnte er uns, so gern er auch wollte, die Erzählung der mancherley Zufälle nicht geben, die er während unsrer Trennung erlitten hatte, und wir selbst verwehrten es ihm, aus Furcht, durch diese Anstrengung sein Ende zu beschleunigen. Das Herz blutet mir bey dieser Erinnerung und meine Thränen fließen. Ach was hat Rom nicht an diesem Mann verloren! Keiner konnte weisere Rathschläge ertheilen, keiner hatte sich diese Erfahrung und Fertigkeit in Geschäfften erworben. Reich, wie er, an Kenntnissen war niemand, man mochte nach fremden oder einheimischen Dingen fragen. Und diese Anmuth, die über seine ganze Person ausgegossen war! diese Majestät der Gestalt, die einen König — ja, was sage ich? — die einen Gott ankündigte!

Ich selbst — obgleich eines mächtigen Kaisers Tochter und auferzogen im Purpur — wie viele Wechsel des Glücks habe ich erlebt! Wie viele Stürme erlitten! Man erzählt von Orpheus, er habe Felsen und Wälder und die leblose Natur durch die Macht seiner Leyer gezwungen, sich von der Stelle zu bewegen. Von dem Flötenspieler Timotheus wird gesagt, er habe, als er das orthische Lied vor Alexandern anstimmte, den Macedonier hingerissen, zu Schwerdt und Lanze zu greifen. Erzählte ich die Geschichte meiner Leiden — ich würde zwar weder zum Laufe noch zum Streit, aber zu Thränen würde ich den empfindenden Hörer bewegen. Ja,

nicht den empfindenden Hörer allein — das leblose selbst würde ich zur Theilnehmung hinreissen. Doch unter allem, was ich litt, ist nichts, was dem Schmerz nahe käme, den mir der unvermuthete Tod meines Cesars erpreßt hat. Gegen diesen einzigen Unfall sind alle meine übrigen Leiden was einzelne Wassertropfen gegen das atlantische Meer, oder die adriatischen Wellen! Jene waren nur die Vorboten dieses Schlages! Der fern aufsteigende Rauch dieses Feuerbrands! O Feuer ohne Zunder! Feuer, das verborgen in meinem inwendigen lodert, das mich sengt, ohne mich zu verzehren!

Doch ich verliere mich in Klagen, die von meinem Vorhaben weit entlegen sind; das Andenken an meinen Cesar hat sie mir entrissen. Ich will mich sammeln, ich will meine Thränen trocknen. Aber ich entferne diese traurigen Bilder nur, um an ihrer statt andre zu erneuern. Das bewundernswürdige Leben meines Vaters, des vortrefflichen Alexius, wird andre Schmerzen bey mir aufwecken, ich werde, wie es im Trauerspiele heißt, doppelte Thränen einsammeln; aber die ganze Welt wird sie mit mir weinen. Ich beklage den Verlust meines Hauses, das allgemeine Unglück werden andre betrauern.

Erstes Buch.

Auch schon vorher, ehe er den römischen Kaiserthron bestiegen, war Alexius mein Vater eine mächtige Stütze des Reichs. Die ersten Kriegsdienste that er unter dem Diogenes Romanus. Vierzehn Jahre war er alt, als er den beschwerlichen Feldzug mitmachte, den dieser Kaiser gegen die Perser unternahm. Aus freyer Wahl und mit freudigem Muthe folgte er ihm dahin, und Verachtung der Gefahren saß auf seiner Stirne. Mit Ungeduld wartete er auf die Gelegenheit, mit den Barbaren Handgemein zu werden, und sein Schwert in ihrem Blute zu baden. Soviel Kriegeslust brannte schon in dem Jüngling!

Aber ein ausdrücklicher Befehl des Kaisers nöthigte ihn bald wieder nach Hause. Seine Mutter betrauerte damals den Tod ihres Erstgebohrnen, Manuel, eines Jünglings von ausgezeichneter Tapferkeit, der sich schon durch die glänzendsten Thaten um das Reich verdient gemacht hatte. Diese nicht alles Trostes zu berauben, wenn sie den Einen ihrer Söhne im Grabe, den andern allen Schrecken eines langwierigen zweifelhaften Kriegs Preis gegeben wüßte, schickte ihr der

Kaiser den jungen Alexius zurück, der sich nur ungern von seinen Kriegsgenossen trennte. Aber die Gelegenheit blieb nicht lange aus, wo er seine Tapferkeit sehen lassen konnte. Als nach Abdankung des Diogenes, Michael Dukas zur Regierung kam, öffnete der Krieg mit Urseln, dem Barbaren, dem Alexius die Bahn des Ruhmes.

Dieser Ursel, ein Gallier von Geburt, war ehedem in römischen Kriegsdiensten gestanden, wo er ein ausserordentliches Glück gemacht, große Reichthümer sich erworben, und nun anfieng, verwegenen Hoffnungen Raum zu geben. An der Spitze wilder und streitbarer Schaaren, die er theils aus seinen Landsleuten, theils anderswo her auf seine eigne Hand angeworben und um sich versammelt hatte, fieng er an, nach der höchsten Gewalt zu streben, und wählte dazu den gefährlichen Zeitpunkt, wo sich das römische Reich, wie ein erschöpfter Fechter mit nachlassender Kraft und mit ausgleitendem Fußtritt der anwachsenden Macht der Türken nur ohnmächtig entgegenstemmte.

Dieser Abentheurer setzte durch seine Gewaltthätigkeiten alle Morgenländer in Schrecken. Viele tapfre Feldherrn, die man gegen ihn schickte, halfen durch ihre Niederlagen seinen Trotz nur vermehren. Entweder er wußte sie durch einen unvermutheten Ueberfall aufzureiben, oder es gelang ihn von türkischer Hülfe unterstützt, sie in ordentlichen Schlachten aus dem Felde zu schlagen. Alle Truppen an der östlichen sowohl als westlichen Gränze des Reichs standen damals unter Isaaks Comnenes, meines Oheims, Befehlen, unter welchem auch mein Vater Alexius diente. Als aber die Barbaren mit der Gewalt und Schnelligkeit des Blitzes fortfuhren, ihre Eroberungen auszubreiten,

und

und alles vor sich her niederzuwerfen, wurde meinem Vater eine eigne Armee von dem Kaiser Michael anvertraut, an deren Spitze er wo möglich die fernern Fortschritte des Feindes aufhalten sollte. Diesen Auftrag erfüllte Alexius mit einer Klugheit und Tapferkeit, die eines Emilius und Scipio und eines Hannibals, seiner erhabenen Muster, nicht unwerth gewesen wäre, — und in weniger Zeit gelang es ihm, einem Jüngling, den reissenden Lauf dieses Feindes zu hemmen, der das römische Reich bereits an den Rand des Verderbens geführt hatte. Mit schnellem Blicke entdeckte er sogleich was zu thun war, und schneller noch führte er es aus. Um dieselbe Zeit hatte ein andrer barbarischer Heerführer Tutak in dem Orient ein Heer aufgebracht, womit er die Römer bedrohte. Mit diesem Tutak nun wollte sich Ursel, der eben damals von meinem Vater aufs äusserste bedrängt war, vereinigen und gemeinschaftlich mit ihm gegen die Römer agiren. Aber eben dieses wars, was mein Vater aufs allersorgfältigste zu verhindern strebte. Er kam dem Gallier bey dem Barbaren zuvor, und sparte weder Worte, noch Versprechungen, noch List, ihn auf römische Seite zu ziehen. Und in solchen Künsten war mein Vater Meister; nie war eine Sache so verzweifelt, daß sein fruchtbarer Kopf nicht immer noch Wege gefunden hätte, zu entkommen. Davon legte er jetzt eine Probe ab, indem er diesem Tutak folgendes vorstellen ließ. „Dein Sultan, ließ er ihm sagen, und mein Kaiser sind Freunde, und dieser Gallier muß beyden auf gleiche Art fürchterlich seyn. Jetzt zwar läßt er von Persien ab, um seine Kräfte gegen uns zusammenzuziehen, aber glaube darum ja nicht, daß er es aufrichtig mit euch meyne. Er fühlt sich jetzt nur nicht stark genug, um auch euch die Spitze zu bieten, und sucht daher durch List und Aufschub allmäh-

lig Kräfte zu gewinnen. Laß ihn mit uns fertig und vor unsern Waffen gesichert seyn, so wirst du bald einen offenbaren und schrecklichen Feind in ihm sehen. Doch diese allgemeinen Vortheile sollen nicht der einzige Preis seyn, um welchen ich dein Bündniß verlange. Fodre soviel Geld als du willst, du sollst es haben, wenn du diesen Ursel gefangen in meine Hände lieferst. Ueberlege nun ob drey so wichtige Gründe, als ich dir vorlegen will, es wohl werth seyn mögen, daß du ein Bündniß mit mir eingehst. Erstlich kommst du dadurch zu einer Geldsumme, wie noch keiner deinesgleichen in Händen gehabt hat; zweytens gewinnst du dadurch die Gunst meines Kaisers, die allein dich zu dem glücklichsten Menschen in der Welt machen wird, und drittens wirst du dich auch bey deinem Sultan nicht wenig empfehlen, wenn du ihn durch dieses Mittel von einem Feinde befreyst, der sich mit gleich schlimmen Absichten zwischen Römern und Türken herumtreibt, jeden Augenblick bereit, über beyde herzustürzen."

Nachdem dieses zwischen dem römischen Feldherrn und dem Barbaren Tutak verhandelt und zur Sicherheit der versprochenen Zahlung Geißeln gegeben worden, wurde Ursel, der Abrede gemäß, unversehends aufgehoben, nach Amasea geführt und dem Alexius überliefert. Aber nun machte das Geld einen Aufenthalt, welches der Kaiser Schwierigkeiten machte zu erlegen, mein Vater aber aus eignen Mitteln nicht sogleich aufzubringen im Stande war. Tutak drang auf schleunige Bezahlung oder Zurückgabe des Gefangenen. In dieser Verlegenheit nahm Alexius seine Zuflucht zu den Bürgern von Amasea, die er eines Morgens bey sich versammelte. „Ihr alle wißt, fieng er an, indem er sich an die angesehensten und reichsten

unter

unter ihnen wandte, wie gewaltthätig sich dieser Gallier im armenischen Kappadozien betragen, wie viele Städte er verwüstet, wie viele Bürger er mißhandelt, wie grausam er sie an ihrem Körper gemartert, und wie viele Geldsummen er euch selbst abgeängstigt hat. Von diesen Uebeln wie von allen denen, die euch noch ins künftige von ihm bevorstehen, könnt ihr euch heute für immer loskaufen, wenn ihr mir nur die Nothwendigkeit ersparen wollt, diesen Barbaren, den ich durch Gotte gnädige Fügung und euren Beystand hier gefangen halte, wieder aus meinen Händen entwischen zu lassen. Tutak dringt auf sein Geld, und ich, fern von der Hauptstadt, und durch einen langwierigen Krieg aufgezehrt, sehe mich ganz außer Stande, es zu erlegen. Gönnte mir derselbe nur eine kurze Frist, so machte ich mich in Person zu dem Kaiser auf, um das Geld bey ihm abzuholen, so aber sind mir alle Hülfsmittel abgeschnitten, und ihr, Amasener, seyd jetzt meine einzige Zuflucht. Streckt mir die Summe vor, der Kaiser wird sie euch ohne Aufschub wieder erstatten."

Ein allgemeines unwilliges Murren, das mit Empörung zu drohen schien, war die Antwort auf diese Vorstellungen. Alles gerieth in eine tumultuarische Bewegung, unruhige Köpfe hetzten die Gemüther auf. Man müsse die Ketten des Gefangenen zerbrechen, schrien einige Andre, ohne zu wissen, was sie eigentlich wollten, rannten mit Ungestüm hin und wieder und vermehrten den Tumult durch ihr Geschrey. In dieser bedrängnißvollen Lage verlor Alexius den Muth nicht; er winkte Stillschweigen mit den Händen, und nachdem er es spät genug und mit harter Mühe erhalten, fuhr er folgendermaßen fort.

„Mich wundert in der That, Bürger von Amasea! daß ihr nicht einseht, was die Menschen wollen, die euch

euch aufwiegeln. Für sich selbst arbeiten sie, mit eurem Blute wollen sie reich werden, durch eure eigne Beyhülfe möchten sie euch gern ins Verderben stürzen. Gesetzt, dieser Ursel würde euer Kaiser, wie ihr so eifrig zu verlangen scheint, was hättet ihr anders von ihm zu erwarten, als Hinrichtungen, Blendungen und Verstümmlungen? Die, welche euch aufwiegeln, wissen ihre Güter in Sicherheit, denn sie haben von dem Barbaren nichts zu fürchten. Geht es unglücklich, so werden sie nicht säumen euch bey dem Kaiser zuvorzukommen, aus Erhaltung der Stadt sich selbst ein Verdienst zu machen, Belohnungen dafür empfangen, gegen euch aber die ganze Rache des Kaisers kehren. Seht! so wird eure Leichtgläubigkeit mißbraucht! So spielen sie mit euern Gütern und euern Leben. Laßt euch von mir rathen, gebt ihnen kein Gehör und wandert nach Hause. Dort denkt mit gelassenerem Sinn meinen Worten nach, so werdet ihr bald finden, wer's am besten mit euch meynte."

Diese Rede stimmte die Gemüther um, und mit günstigern Gesinnungen gieng man auseinander. Aber obgleich dieser Sturm glücklich beruhigt war, so hielt sich Alexius doch nicht ganz sicher vor einem Rückfall, weil er dem Wankelmuth der Menge nicht traute. Um sich ganz dagegen zu sichern, nahm er, da er es als der Schwächere nicht auf Gewalt durfte ankommen lassen, zu einer palamedischen List seine Zuflucht. Er that als ließ er Urseln die Augen ausstechen, und um dieses Gerücht desto gewisser unter das Volk zu bringen, wurde ein öffentlicher Henker geholt. Dieser mußte sich mit den dazu nöthigen Werkzeugen versehen, auf den zur Erde liegenden Gefangenen werfen, der wie ein gefangener Löwe brüllte. Dieses mördrische Geschrey, nur durch ein ängstliches Stöhnen unterbrochen,

brochen, überzeugte die Bürger, in deren Ohren es schallte, daß die Blendung wirklich geschehen sey, und diese traurige Neuigkeit wurde schnell durch die Stadt verbreitet. Jetzt also, da von diesem blinden Menschen nichts mehr zu hoffen war, eilte jeder, um sich wenigstens den Schein des Gehorsams zu geben, seinen Geldbeytrag einzuliefern. So gelangte Alexius durch eine glückliche List zu seinem Zwecke, ohne seine Hand mit Blut zu beflecken. Den Gefangenen fuhr man fort aufs schärfste zu bewachen, und um das Volk in Irrthum zu erhalten, mußte er einen Verband um die Augen tragen. Aber mit diesem glücklichen Erfolg allein war Alexius noch nicht zufrieden. Um der Empörung keine Zeit zu lassen, sich wieder zu erhohlen, benutzte er die erste Bestürzung, überfiel die abgefallenen Städte, und brachte in kurzer Zeit alle wieder zum Gehorsam zurück. Nach diesen glänzenden Verrichtungen zeigte er sich der Hauptstadt als Sieger wieder, und genoß nun im Schooß seiner Familie eine Zeitlang der Ruhe, während welcher Zeit ihm das Schicksal eine Gelegenheit zuführte, gewissermaßen das Wunder des Herkules zu erneuern, wodurch er dem Admet seine todte Gattin lebend wieder gab. Von einer Schwester des Kaisers, Isaak Komnenes, lebte damals ein Enkel, Docean, des Alexius Vetter, ein Mann, der durch die Würden, die er bekleidete, wie durch den Adel seines Geschlechts ausgezeichnet war. Als dieser Urseln mit verbundenen Augen, und unter tiefem Stöhnen einmal vorbeyführen sah, und von dem traurigen Glückswechsel dieses tapfern Mannes gerührt wurde, hielt er sich nicht länger, sondern fieng an, meinen Vater Alexius mit bittern Vorwürfen zu überhäufen, daß er diesen Helden, dessen Erhaltung ihm hätte heilig seyn sollen, so jämmerlich habe verstümmeln lassen können. „Was für Gründe ich dazu

gehabt

gehabt habe, mein Geliebter, antwortete ihm Alexius, werde ich dir ein andermal zu wissen thun" und für dießmal blieb es bey diesem. Bald nachher aber führte er ihn in ein abgelegenes Zimmer des Hauses, und hier nahm er Urseln den Verband von den unversehrten Augen, und zeigte jenem ihren frischen lebendigen Glanz. Docean, von diesem Anblick aufs äusserste überrascht und seiner Sinne kaum mächtig, befühlte verwundernd seine eignen Augen, gleichsam als wollte er erst prüfen ob er auch wirklich sähe, ob es Zauberey sey, oder ob ihn ein Traumgesicht täusche. Endlich aber als er das menschliche Herz meines Vaters Alexius nun mit voller Ueberzeugung erkannte, ward sein Erstaunen zur Freude, und unter feurigen Liebkosungen drückte er seinen Vetter in die Arme. Bald wurde diese Begebenheit ruchbar, der ganze Hof des Michael nahm Antheil an dieser Freude, alles wünschte dem Alexius Glück, und das Gerücht seiner Menschlichkeit drang endlich selbst bis zum Kaiser.

Nicht lange nach diesem Vorfall wurde mein Vater von dem Kaiser Nicephorus Botoniates, der unterdessen den Thron der Cesaren bestiegen, nach dem Occident geschickt, wo sich Nicephorus Briennius als Kaiser aufführte und alle Provinzen beunruhigte. Nachdem nehmlich Michael Dukas den Purpur mit dem Talar vertauscht hatte, nahm Botoniates Besitz von dem Kaiserthron, und vermählte sich, wie nachher umständlicher gesagt werden wird, mit der Kaiserin Maria, der Wittwe des noch lebenden Kaisers. Aber Briennius, noch zu Michaels Zeiten Herzog der Dyrrhachischen Provinz strebte öffentlich und ehe Botoniates noch zur Regierung kam, nach der Krone, und hatte, da der Thron bereits ledig stand, eine Empörung gegen den Michael angesponnen. Dieser Brien-

nius

nius stammte aus einem der edelsten Geschlechter und galt für den besten Krieger seiner Zeit. Groß und männlich war seine Gestalt, angenehm seine Bildung, an Reife des Verstandes wich er keinem, und an Stärke der Glieder konnte sich niemand mit ihm messen. War irgend einer zum Thron gebohren, so war Er's; schon der bloße Anblick seiner Person gewann ihm, noch eh er den Mund aufthat, alle Herzen; Soldaten und Bürger erklärten ihn einstimmig für den Würdigsten, im Orient sowohl als im Occident die höchste Würde zu bekleiden. Wo er nur erschien öfneten sich ihm alle Städte, die Einwohner kamen ihm mit offnen Armen ntgegen, und begleiteten ihn mit frohem Zuruf und Gepränge. Alles dieß beunruhigte den Nicephorus Botoniates um so mehr, da Briennius an der Spitze eines zahlreichen Heeres stand, und das ganze Reich schwebte jetzt in Erwartung, welches Oberhaupt ihm würde gegeben werden.

Endlich ward beschlossen, meinen Vater Alexius Komnenes, der damals die Würde eines Großdomestikus (2) bekleidete, dem Briennius entgegen zu stellen. Man gab ihm dazu die wenigen Truppen, die damals bey der Hand waren; in einer schlechtern Kriegsverfassung hatte sich das Reich nie befunden. Die morgenländischen Armeen waren dahin und dorthin zerstreut, die Grenzen des Reichs gegen die Türken zu decken, die fast alle Länder zwischen dem Hellespont und dem schwarzen Meer in Besitz genommen, und an dem ägäischen wie am syrischen Meer, an der pamphilischen und ciliciſchen Küste ihre Herrschaft ausgebreitet hatten.

Da es sich so mit den Truppen im Morgenlande verhielt und die abendländischen alle dem Briennius zuströmten, so konnte die Kriegsmacht des Reichs nicht anders als schlecht bestellt seyn. Was noch übrig war bestand aus einigen Unsterblichen (3) die seit gestern und ehegestern angefangen hatten mit Schwert und Speer umzugehen — aus einigen wenigen Hülfstruppen, die der Fürst der Chomatener (4) hergab und einer geringen Anzahl gallischer Mannschaft. So war die Armee beschaffen, welche die Minister des Botoniates meinem Vater mitgaben, mit dem Versprechen, solche noch durch türkische Hülfsvölker zu verstärken. Dabey trug man ihm auf, sogleich damit auf den Briennius loszugehen, wobey man sich freylich mehr auf die Klugheit und Kriegserfahrenheit des Feldherrn, als auf die Stärke seiner Macht verließ. Ohne die türkischen Hülfstruppen noch erst abzuwarten, verließ Alexius, sobald er mit seiner Ausrüstung fertig war, die Hauptstadt, und gieng dem Feind, den er schon auf dem Anmarsch wußte, bis nach Thrazien entgegen, wo er bey dem Strom Almyrus ein Lager schlug, jedoch ohne sich darinn zu verschanzen. Weil ihm hinterbracht wurde, daß sich Briennius bey Kedoktum gelagert hatte, so hielt er es für rathsamer, in einer gehörigen Entfernung von ihm zu kampiren, damit dem Feind die Schwäche seines Heers nicht so sichtbar und dieser dadurch versucht werden möchte, sich mit seinen geübten, und an Zahl überlegenen Truppen mit einer dünnen Schaar von Anfängern zu messen. Seine Absicht war, den Krieg nicht mit offenbarer Gewalt sondern mit List zu führen, und wo möglich den Sieg nur zu stehlen.

Bevor ich aber diese beyden Helden, die einander weder an Kriegserfahrung noch an Tapferkeit etwas nach-

nachgaben, im Kampfe vermenge, will ich erst das Bild eines jeden entwerfen, und aus dieser Schilderung den Leser errathen lassen, welchen von beyden das Glück wohl begünstigen dürfte.

Ein überlegenes streitbares Heer, das ein so trefflicher Feldherr, wie er, meisterlich zu stellen und zu gebrauchen verstand, mußte die Hoffnungen des Briennius nicht wenig erheben; Alexius hingegen mußte sich ganz allein auf sich selbst verlassen, und hatte der Uebermacht seines Feindes nur Verschlagenheit entgegen zu setzen. Schon näherten sich beyde einander, und eine Schlacht war unvermeidlich. Briennius war der erste der sich in Bewegung setzte, und den Feind in Calabryen (die schönen Quellen) aufsuchte, wo dieser gelagert war, und durch diese glückliche Stellung seinem Gegner den Weg verlegte Seine Armee hatte Briennius in zwey Flügel getheilt. Den rechten, der aus thessalischer Reuterey, und fünf tausend Mann Fußvolk, größtentheils Italienern und dem Ueberrest der Truppen bestand, die Maniaces in Sicilien angeführt hatte, (5) und zu welchem noch einige nicht unkriegerische Bundsvölker stießen, befehligte sein Bruder Johannes; den linken Flügel, auf welchem die Thrazier und schwerbewafneten Macedonier standen, dreytausend Mann in allem, führte Tarchaniotes; für sich selbst nahm Briennius das Mittel, welches die tapfre Macedonische und Thrazische Reuterey und der Kern seiner Leibwache ausmachte. Alle ritten thessalische Pferde, die Sonne spielte auf ihrer geschliffenen eisernen Rüstung, und weit umher leuchteten die Federbüsche auf den glänzenden Helmen. Schrecken erfüllte jedes Ohr, wenn sie ihre Schilde aneinander schlugen, und das Wetterleuchten ihrer Waffen blendete die Augen. Mitten unter ihnen ragte Briennius um einen

Kopf größer als alle übrigen, gleich dem Kriegsgott, riesengroß hervor; sein Anblick erweckte zugleich Bewunderung und Entsetzen. In einer Entfernung von zwey Stadien standen die Scythischen Hülfsvölker, auf barbarische Art gewaffnet. Diesen ward anbefohlen, sobald die Schlacht würde angegangen seyn, dem Feind in den Rücken zu fallen, und mit ihren Spießen zuzusetzen, während daß die Hauptarmee in gedrängten Gliedern von vornen in seine Mitte zu brechen suchte. In dieser Ordnung führte Briennius seine Truppen zum Angriff.

Mein Vater Alexius gebrauchte seiner seits die Vorsicht, mit einem Theil seiner Armee einige Hohlwege besetzen zu lassen, die er für seine Absichten bequem fand. Diesen im Hinterhalte postirten Truppen ward eingeschärft, der Zeit wahrzunehmen, wo der Feind weit genug würde vorgedrungen seyn, um ihnen den Rücken darzubieten, alsdann plötzlich mit tumultuarischem Angriff hervor zu brechen, und auf seinen rechten Flügel einzustürmen. Er selbst stellte sich an die Spitze der sogenannten Unsterblichen und der Franken; die Chomatener und Türken wurden der Anführung des Tarchaniotes übergeben, mit dem Auftrag, die Scythen zu beobachten, und ihre Angriffe abzuwehren.

Sobald die Truppen des Briennius an dem Ort, wo der Hinterhalt lag, vorüber waren, stürzte dieser, auf ein, von Alexius gegebenes, Zeichen, plötzlich hervor, und brachte den Feind, der durch einen eben so unvermutheten als heftigen Angriff in Unordnung gerieth, bald zum Weichen. In diesem Augenblicke aber kam dem Johannes, dem Bruder des Briennius der Heldenmuth zu statten, den er im hohen Grade besaß. Er wandte sein fliehendes Pferd um, und nach-

nachdem er einen der Unsterblichen, die ihm nachsetzten, mit einem Streiche zu Boden geschlagen, hemmte er die Flucht seiner Truppen, stellte sie eilends wieder in Ordnung, und führte sie aufs neue gegen die Unsrigen, die nun ihrer seits zum Weichen gebracht wurden; die Unsterblichen besonders kehrten jetzt schändlich den Rücken. Mein Vater Alexius hatte sich gleich am Anfang des Treffens mitten in die feindlichen Glieder geworfen, wo er jeden, der ihm entgegen stieß, niedermachte, und immer weiter und weiter drang, in dem festen Glauben, die Seinigen folgen ihm. Jetzt aber, da er seinen Phalanx durchbrochen und in die Flucht getrieben sah, versammelte er Sechs der tapfersten, die ihm gefolgt waren, um sich her, entschlossen an ihrer Spitze sich mit gezogenem Schwert zu dem Briennius Bahn zu machen, diesem edeln Feind den Kampf anzubieten, und entweder zu siegen oder zu sterben. Aber von diesem verzweifelten Entschlusse brachte ihn ein alter Soldat und bewährter Diener Theodotus, der ihm von Kind auf durch klugen Rath beygestanden, noch zurück. Er ließ allmählig von des Briennius Heer ab, sammelte die Trümmer seiner flüchtigen Armee, und führte sie aufs neue ins Treffen. Während daß dieses um den Alexius herum vorgieng, hatten sich die Scythen auf die Chomatener geworfen, und dieses zaghafte Volk durch ihr schreckhaftes Geschrey und Geheule zur Flucht gebracht. Kaum bemerkten sie dieses, so flogen sie zum Raub, und nachdem sie damit fertig waren, suchten sie den Posten, den sie verlassen hatten, wieder auf, die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen. Dieß ist überhaupt die Gewohnheit aller scythischen Völker, sobald der Feind flieht, und ehe die Schlacht noch ganz entschieden ist, auf Beute auszugehen, und sich durch eine unzeitige Plünderung den Sieg wieder zu verder-

ben. Als sich die Scythen im Lager zeigten, gerieth alles, was dort zurückgeblieben war, Marquetender und Knechte, in Schrecken, und warf sich, um den Barbaren zu entfliehen, auf die Armee des Briennius, die durch dieses unordentliche Drängen in Verwirrung gebracht wurde. In diesem Tumult wurde mein Vater, der sich noch mitten in dem feindlichen Heere befand, einen Stallmeister des Briennius gewahr, der das Pferd seines Herrn, an seinem goldenen Geschirr und der Purpurdecke kenntlich, durch das Gedränge führte. Ihm folgten die Trabanten mit den Schwertern, welche sie dem Kaiser vorzutragen pflegen. Kaum erblickte Alexius dieses, so ließ er das Visier von seinem Helme herab, um nicht erkannt zu werden, und rannte mit seinen sechs Gefährten auf den Stallmeister los, den er ohne Mühe darnieder warf und sich des Pferdes mit allen seinen Zierrathen so wie auch der Kaiserlichen Schwerter bemächtigte. Nun verließ er ohne Aufsehen zu machen, das Treffen, und schickte sobald er an einem sichern Ort war, jemand mit diesem reich geschmückten Pferde und den Schwertern zurück, der beydes weit und breit herum zeigen sollte. Der lautste Schreyer in der Armee mußte ihn begleiten, und so stark er konnte rufen, Briennius sey gefallen. Dieser glückliche Einfall that Wunder. Die schon auf der Flucht waren, hielten als sie diese Zeitung hörten, an, und sammelten sich wieder unter ihre Fahnen; andre, deren Standhaftigkeit im Kampfe bereits auf die Neige gieng, fiengen jetzt an, neuen Muth zu schöpfen. Seltsam genug sah es aus, als die fliehenden Reiter des Alexius auf dieses Gerücht plötzlich Halt machten, und ihre Rosse dem Feinde zukehrten, der betroffen anhielt, und in dieser Stellung lange Zeit unbeweglich verharrte. Mit Verwunderung entdeckten sie nun, daß die Scythen,

die

die sie noch immer dicht hinter ihrem Rücken glaubten, überall das Weite suchten und lieber auf alles andre, nur nicht auf das Treffen dachten. Zu diesem kam noch das laut ertönende Gerücht von dem Tod des Briennius, das durch den Anblick seines Kaiserlich geschmückten Pferdes und das Zeugniß der Trabanten, welche die Kaiserschwerter trugen, außer Zweifel gesetzt wurde. Noch ein andrer Zwischenfall half das Glück dieses Tages entscheiden. Eben zur rechten Zeit, als mein Vater das sinkende Glück der Schlacht wieder hergestellt hatte, erschienen die türkischen Hülfsvölker, welche sich sogleich den Feind zeigen ließen. Dieser, durch seinen vermeyntlichen Sieg schon sicher gemacht, schweifte in wilder Verwirrung umher, und hatte seine Schlachtordnung noch nicht wieder herstellen können; ein erfreuender Anblick für die Unsrigen, die das bisherige Unglück und der Abfall der Franken schon sehr muthlos gemacht hatte. Die Franken nehmlich, anstatt dem Alexius, wie ihnen befohlen ward, an der Seite zu fechten, waren gleich nach jener ersten Flucht unsrer Truppen zuerst einzeln, und endlich zu ganzen Haufen, zu dem Briennius übergegangen, dem sie, wie es bey ihnen Brauch ist, zum Zeichen ihrer Treue die rechte Hand darreichten. Diese Begebenheit, durch das vergrößernde Gerücht noch verschlimmert, hatte den Muth unsrer Truppen niedergeschlagen, und auch den Tapfersten zum Wanken gebracht.

Die neue Lage der Dinge wurde von den Truppen des Alexius bald bemerkt. Sogleich theilten sich die Türken, dem Befehl meines Vaters zufolge, in drey verschiedne Haufen; zwey davon mußten als Hinterhalt stehen bleiben, der dritte marschirte gerade auf den Feind los. Nicht in gedrängten Gliedern, und auch nicht auf einmal rückten sie an, sondern in einzelnen kleinen Schwadronen, die durch

einen gewissen Abstand von einander getrennt, in die Glieder des Feindes brachen, und ihn durch einen immerwährenden Pfeilregen beunruhigten. Alexius folgte ihnen mit den Flüchtigen, die er in der Eile wieder hatte zusammen ziehen können. Hier geschah es, daß einer aus der Schaar der Unsterblichen, die um den Alexius waren, ein kühner verwogener Soldat, mit verhängtem Zügel aus dem Gliede hervor und geradenwegs auf den Briennius los rannte, dem er den Schaft seines Speers mit starker Faust auf die Brust setzte. Ehe aber der Speer Zeit hatte den Brustharnisch zu durchbohren, hohlte dieser von oben herab weit aus, und hieb seinem Feinde, der eisernen Rüstung ungeachtet, den Arm mit einem Streiche vom Leibe, daß er vor seinen Füßen zur Erde fiel. Unterdessen setzten die Türken dem Heer des Briennius heftig zu, und hatten es auch schon in Unordnung gebracht; doch sammelte er es, soviel es in der Eile geschehen konnte, wieder und that ihnen muthigen Widerstand. Nach einem kurzen Angriff aber stellten sich die Türken, und auch Alexius, ihrer Abrede gemäß, als flöhen sie, um den Feind hinter sich her, und über den Platz hinaus zu locken, wo die zwey andern Haufen im Hinterhalt postirt waren. Kaum hatten sie ihn dem ersten Haufen nahe genug gebracht, so zeigten sie ihm plötzlich wieder die Stirne, und auf ein gegebenes Signal brach der Hinterhalt hervor, ein fürchterliches Kriegsgeschrey anstimmend, indem er den Feind zugleich mit schwarzen Pfeilwolken überschattete. Jetzt war die Reyhe wieder an diesem, die Flucht zu ergreifen, doch zeigte Briennius, seinen Sohn und Bruder an der Seite bey diesem Rückzug eine Geschicklichkeit und eine heroische Gegenwart des Geistes, die man auch an einem Feinde nicht unterlassen kann zu bewundern. Als aber endlich sein Pferd unter ihm ermattete, sprang er

Hel-

Heldenmüthig herab, und trat, die Zügel in der Hand, zweyen der trotzigsten Türken, die ihm nachsetzten, entgegen. Einen von diesen hieb er glücklich die rechte Hand ab, der andre aber warf sich mit einem frischen Sprung auf das Pferd des Briennius und hielt sich fest in dem Sattel. Umsonst versuchte dieser, der immer noch die Zügel in der Hand behielt, dem Pferd auf den Rücken zu springen; der Barbar bog sich rückwärts wie eine Schlange und machte es ihm gleichfalls unmöglich, einen Hieb auf ihn zu führen. Um seine letzten Kräfte nicht in vergeblichen Streichen zu verschwenden, ließ Briennius den Türken stehn und stürzte sich mitten in das feindliche Gedränge, wo man ihn endlich gefangen nahm und zum Alexius führte. Auch überwunden war er noch schrecklich anzusehn. Alexius bestimmte ihn dem Kaiser Botoniates; seine Augen rührte er nicht an. Es war gegen seine Natur, einen überwundenen Feind zu mißhandeln.

Bald nachher gab er ihm einen außerordentlichen Beweis dieses Edelmuths, der ihm selbst hätte verderblich werden können. Als sie noch nicht lange miteinander unterwegs nach Konstantinopel waren, versuchte Alexius, seinen Gefangenen aufzuheitern, und ihm guten Muth einzuflößen. Er wandte sich freundlich an ihn, und schlug ihm vor, vom Pferd abzusteigen, und auf dem schattigten Rasen der Ruhe zu pflegen. Jener, obgleich fühllos für alles, und durch die Furcht eines nahen Todes finster gemacht, nahm es an, weil er seinem Herrn und Sieger nichts abschlagen wollte. Beyde sprangen also vom Pferde und Alexius, ins hohe Gras hingestreckt, entschlief; die Augen des andern aber, ob er gleich die Wurzeln einer hohen Eiche zum Hauptkissen hatte, besuchte kein Schlummer. Als er nun so, rücklings hingestreckt, über sich schaute, und

an einem Ast des Baumes ein Schwert hängen sah, dabey weit und breit keinen Zeugen, bemächtigte sich ein schwarzer Gedanke seiner bekümmerten Seele. Nichts war leichter, als den Alexius zu ermorden — und wer weiß, was geschehen wäre, hätte nicht die Vorsicht seinen Blick auf den Schläfer fallen lassen, und sein Herz zum Mitleid gestimmt. Ich habe dieses aus dem eignen Mund des Briennius, der es uns nachher oft erzählte. Was ihm in der Folge auch, auf Anstiften schlimmer Leute, grausames wiederfuhr — so ist mein Vater wenigstens rein von aller Schuld.

Kaum war dieser Feldzug glücklich geendigt, so erwarteten den Alexius schon wieder andre Gefahren. Noch vor den Thoren der Stadt kam ihm der Barbar Borilus, des Botoniates Günstling, entgegen, der sich den Gefangenen begierig von ihm ausliefern ließ, schon damals entschlossen, den unglücklichen Mann der Augen zu berauben. Zugleich überbrachte er ihm den Befehl von seinem Herrn, sogleich gegen den Basilakus zu marschiren, der sich gleichfalls zum Kaiser aufgeworfen, und den Occident nicht weniger, als vorher Briennius, in Aufruhr setzte. Dieser Basilakus war ein tapfrer entschloßner Soldat, voll Kühnheit und Gegenwart des Geistes. Sein Ehrgeitz trieb ihn an, nach der höchsten Gewalt zu streben, und theils durch Kunstgriffe, theils durch Zwang hatte er schon viele vom Ersten Rang auf seine Seite gezogen. Er nahm, sobald Briennius von der Bühne verschwunden war, die Stelle desselben ein, machte sich gewissermaßen zum Erben seines Namens, und wußte den Geist des Aufruhrs, den Ersterer rege gemacht hatte, zu seinem eigenen Vortheil zu benutzen. Von Epidamnus, der Hauptstadt Illyriens brach er auf, durchzog mit reissendem Laufe Thessalien, rufte sich selbst

zum

zum Kaiser aus, und schleppte eine Armee in der Irre hinter sich her. Wo er hinkam, wurde er von den Glückwünschungen des Landvolks empfangen, und von dem Beyfallsgeschrey seines kriegerischen Pöbels begleitet, der, durch seine Scheintugenden verführt, keinen der Kaiserkrone würdiger glaubte. Kühn und tapfer übrigens war er und ein männliches Herz schlug in seinem Busen. Auch der Blick seiner Augen hatte etwas königliches, seine Stimme laut und schreckhaft wie der Donner, konnte von der ganzen Armee gehört werden, und ein einziger Ruf von ihm in der Schlacht Muth geben und nehmen.

Mit solchen Naturgaben, solchen Glücksgütern ausgerüstet, und noch überdieß von einem auserlesenen Kriegsheer umgeben, setzte sich Basilakus bey Thessalonich und mein Vater von nichts als seiner Klugheit und seinem Heldenmuth begleitet machte sich auf, ihm, wie einem ungeheuern Typhon oder hunderthändigen Giganten entgegen zu gehen. Er hatte von dem vorhergehenden Krieg den Staub noch nicht abgeschüttelt, das Blut der Feinde von Schwert und Hand noch nicht abgewischt, so stürzte er sich schon wieder, gleich einem ergrimmten Löwen auf diesen neuen Zähnefletschenden Feind. Zuerst postirte er sich an dem Flusse Bardar, wie ihn die Einwohner nennen, der von den benachbarten Bergen Mösiens fließt, und nachdem er die Gegenden zwischen Berrhöa und Thessalonich durchströmt, in unser abendländisches Meer sich ergießet. Alle großen Flüsse aber haben das eigene, daß sie mit dem Sand, den sie in unausgesetztem Laufe herbeytreiben, ihr eigenes Bette verstopfen, daher sie denn austreten, sich andre Wege wölben, und zwischen dem neuen und alten Bette einen Raum übrig lassen. Dieses nun wurde Alexius auch hier gewahr,

und er besaß Schlauigkeit genug, einen vortheilhaften Gebrauch davon zu machen. Er schlug sein Lager zwischen den beyden Betten des Stromes auf, welche ihm eine natürliche Verschanzung gewährten; Basilakus nahm das seinige in einer kleinen Entfernung von zwey oder drey Stadien. Beyde Feldherrn waren auf gleiche Weise mit einem listigen Streich für die kommende Nacht beschäfftiget, der eine, ihn auszuführen, der andre, ihn unkräftig zu machen. In beyden Lägern schlief man den Tag über, und fütterte; die Nacht über war man auf seiner Hut und blieb wach. So wars in des Basilakus Lager, und so hielt es auch mein Vater — war es nun Werk seiner Klugheit, oder einer göttlichen Vorsehung — in dem seinigen. Vielleicht war es auch die Bekanntschafft mit seinem Gegner, vielleicht die nahe Nachbarschaft des feindlichen Lagers, was ihn auf den Gedanken brachte, der Feind dürfte auf einen nächtlichen Ueberfall sinnen. Genug, er ließ alle seine Leute sich waffnen, Fußvolk und Reuterey, und ihm, wie es Abend wurde, in guter Ordnung und wie zur Schlacht gerüstet, folgen. In den Zelten befahl er, Lichter brennen zu lassen, um seinen Abzug zu verbergen. In seinem eigenen ließ er alles zurück, was zu seinem Tisch und Hausrath gehörte, nachdem er es unter die Aufsicht eines alten Hausbedienten, mit Namen Johannikus, gegeben, der vormals Mönch gewesen war. Er selbst entfernte sich mit den Truppen in möglichster Stille weit von dem Lager, und erwartete nun, was die Umstände weiter verlangen würden. Basilakus, stellte er sich nemlich vor, würde in der Nacht in die Zelte fallen, und vorzüglich in das seinige, wo ihn die brennenden Lampen würden vermuthen lassen, daß der Heerführer sorglos eingeschlafen sey und sich also einbilden, leicht mit ihm fertig zu werden. Was mein Vater vorausgesehen hatte, geschah. Basilakus er-

erscheint, bringt an der Spitze von zehentausend Mann Reuterey und Fußvolk mit Ungestüm in das Lager, und geradenwegs auf das Zelt meines Vaters zu, das durch seine Höhe und den Glanz seiner Lampen alle andern überstrahlte. Da aber auf das tumultuarische Geschrey, das er anstimmte, weder Alexius noch sonst einer von den Kriegs-Obersten, die dem Hauptquartier nahe wohnten, munter werden wollte, und nur wenige schlechtgekleidete verächtliche Dienstboten ihm entgegen traten, verstärkte er seine Stimme, und erkundigte sich, wo denn der Stammler sey, wie er meinen Vater spottweise nannte. Denn so leicht diesem sonst die Rede von den Lippen floß, so hatte er doch den Fehler, bey dem Buchstaben R ein wenig mit der Zunge anzustoßen; und darauf spielte jetzt Basilakus an, als er ihn den Stammler nannte. Er kehrte alle Schränke, Tische und Gefäße in dem Gezelte um, und durchstörte selbst das Bette meines Vaters, ob er nicht etwa darunter verborgen wäre. Dabey drang er in einem fort in den Johannikus, ihm den Auffenthalt des Großdomestikus zu entdecken. Dieser Johannikus hatte den Dienst in dem Schlafgemach meines Vaters, denn so oft Alexius zu Felde zog, wollte seine Mutter, daß beständig ein Mönch um seine Person herum wäre; und dieser gehorsame Sohn gab ihr auch so weit nach, daß er diesen Zeltgenossen bis in sein reiferes Alter und noch als er schon verheyrathet war, um sich duldete. Noch immer fuhr Basilakus fort im Gezelt des Alexius allen Hausrath durcheinander zu werfen, und das oberste zu unterst zu kehren, als wollte er seinen Mann aus dem Todtenreiche hervorholen, bis ihm Johannikus endlich begreiflich machte, der Großdomestikus habe schon eine Stunde vor seiner Ankunft mit der ganzen Armee das Lager verlassen. Nun sah jener seinen groben Irrthum ein, und änderte plötzlich seine Sprache.

„Kame-

„Kameraden, rief er seinen Begleitern zu, man hat uns einen Streich gespielt. Draussen müssen wir fechten.“ Und kaum hatte er dieses ausgesprochen, und dem Lager den Rücken zu gewandt, so zog ihm Alexius Komnenes schon an der Spitze seines kleinen Haufens entgegen. Ein Einziger Mann wars, der jetzt seine Schuldigkeit that, und sich bemühte die zerstreuten Truppen zu sammeln und in Schlachtordnung zu stellen, ein Einziger sage ich, denn alle übrigen waren mit Plünderung des Lagers beschäfftigt, welches Alexius eben dieser Ursache wegen preiß gegeben hatte, um die zerstreuten Soldaten desto leichter über den Haufen zu werfen. In diesem einzigen Mann, der sich zugleich an Länge des Körpers und durch den Schimmer seiner Rüstung vor allen übrigen auszeichnete, glaubte mein Vater den Anführer Basilakus selbst zu erkennen, daher drängte er sich an ihn und hieb ihm mit einem Schwerdstreich die rechte Hand ab, womit derselbe die Lanze hielt. Als die wenigen, welche sich auf Ermahnen dieses Kriegers angefangen hatten in Ordnung zu stellen, dieses bemerkten, verloren sie den Muth, und zerstreuten sich von neuem. Jener Verwundete war indessen nicht Basilakus selbst, sondern einer seiner Vertrautesten, der ihm aber an Tapferkeit nichts nachgab. Alexius benutzte seinen Vortheil, drang mit Ungestüm in die bestürzten feindlichen Haufen ein, setzte ihnen aus der Ferne mit Pfeilen, und in der Nähe mit dem Speere zu, ließ sie durch ein tobendes Siegsgeschrey in Schrecken jagen, und nutzte die Finsterniß, sie in Verwirrung zu bringen. Gegend, Stunde und jeden Umstand wußte er zu einem Werkzeug des Siegs zu machen, und alles was ihm vorkam gerade dazu, wozu es am geschicktesten war, zu gebrauchen. Indem er den Feind irrte und mit Schreckniſſen erfüllte, behielt Er selbst seine ganze Gemüthsruhe und Besonnenheit,

nenheit, sah alles, unterschied alles, dachte zugleich an alles, und hatte sogar Augen für jeden Einzelnen Mann. Den fliehenden Feind verfolgte er, und seine eigenen Leute brachte er, wo sie wichen, zum Stehn. In dieser schrecklichen Verwirrung betrog ihn auch nicht einmal eine Kleidung, auch nicht einmal eine Gesichtsbildung, auch nicht der Klang einer Stimme; es begegnete ihm nie, einen der Seinigen für einen Feind, oder einen der Feinde für einen Freund zu nehmen. Von dieser außerordentlichen Geistesgegenwart, die sich auch auf die geringsten Dinge erstreckte, kann unter andern auch folgendes einen Beweis abgeben. Unter der Dienerschaft meines Vaters war auch ein gewisser Gules, ein Kappadozier von Geburt, und ein unerschrockener streitbarer Krieger. Als dieser den Basilakus ansichtig wurde und erkannte, stürzte er auf ihn los, und führte einen mächtigen Streich auf seinen Helm, aber die Klinge zersprang in tausend Stücke, wie es dem Menelaus im Kampf mit dem Paris begegnete, und nur der Griff blieb in seinen Händen. Alexius entdeckte daß dieser Mann entwafnet war, und weil er glaubte er habe sich unmännlicher Weise das Schwert aus der Hand winden lassen, so fieng er an ihm seine Feigheit heftig zu verweisen; dieser aber besänftigte ihn bald, indem er ihn den Griff zeigte den er noch in der Hand hielt. Unterdessen hatte sich ein gewisser Macedonischer Soldat, Peter Tornikus mit Namen, mitten unter die Feinde geworfen, und richtete eine große Niederlage unter ihnen an; denn weil die dicke Finsterniß ihnen verbarg, was um sie herum vorgieng, so hielten sie sich dicht zusammen. Unter diesen Haufen stürzte sich nun auch Alexius, und warf alles, was ihm vorkam, nieder. Als er aber zu den Seinigen zurückgieng, und sie aufmuntern wollte, ihm zu folgen, und seinen Angriff zu unterstützen, bemerkte ihn ein gewisser

ser Gallier aus seiner eigenen Armee, ein edelmüthiger und tapfrer Krieger. Dieser, im Wahn, es sey dieß einer aus dem feindlichen Heer, weil Alexius geradenwegs davon her kam, und das blutende Schwert noch in seinen Händen schwang, rannte mit Ungestüm auf den letztern los, und versetzte ihm einen so derben Lanzenstoß auf die Brust, daß er ihn beynahe vom Pferd geworfen hätte. Mein Vater aber hielt sich fest im Sattel, rief den Gallier bey seinem Namen, und drohte ihn, das Haupt abzuschlagen, biß sich dieser besann, die Verwirrung und Finsterniß zur Entschuldigung anführte, und um Gnade bat.

So gieng es die Nacht über. Als endlich die Sonne den Horizont beschien, waren die Hauptleute und Obersten des Basilakus geschäfftig, ihre auf Plünderung zerstreuten Truppen wieder in Reihen und Glieder zu bringen. Auf der andern Seite stellte auch Alexius die seinigen in Schlachtordnung und suchte aufs neue den Feind. Unterdessen bestieg des Basilakus Bruder Manuel einen Hügel, und rief mit starker Stimme von da herunter: „Basilakus hat gesiegt. Als dieses ein gewisser Basilius Kurtikus hörte, ein unerschrockner tapfrer Soldat, ehmals Dienstmann und Begleiter des Nicephorus Briennius, von dem oben die Rede gewesen, so trat er aus dem Treffen, heraus, und eilte jenem nach auf den Hügel. Ihm sprengte Manuel mit gezogenem Schwert und verhängtem Zügel entgegen, Kurtikus aber ohne von seinem Degen Gebrauch zu machen, versetzte ihm mit einem Stocke, der an dem Sattelzeuge befestigt war, einen so unsanften Streich auf den Kopf, daß er niederstürzte; worauf er ihn zum Gefangenen machte, und wie eine gefundene Beute zu meinem Vater schleppte. Jetzt ergriffen die noch übrigen Truppen des Basilakus

nach

nach einem kurzen Widerstande die Flucht, und Er selbst gab ihnen das Beyspiel. Alexius setzte ihnen bis vor Thessalonich nach, wo man die Flüchtigen aufnahm, meinem Vater aber die Thore schloß.

Auch dieß dämpfte die Hitze desselben nicht. Ohne den Panzer auszuziehen, ohne den Helm abzunehmen, ohne sich Zeit zu nehmen, den Schild oder Degen wegzulegen, machte er sich sogleich an die Belagerung der Stadt. Weil ihm aber daran lag, den Basilakus lebendig in seine Gewalt zu bekommen, so schickte er den Mönch Johannikus, einen Mann von erprobter Treue, an ihn ab, Unterhandlung mit ihm zu pflegen, und ihm, auf die Bedingung, daß er sich und die Stadt in seine Hände gäbe, völlige Sicherheit für seine Person zuzusagen. Als derselbe aber gegen diesen Antrag taub blieb, öfneten die Bürger von Thessalonich für ihre Stadt besorgt, dem Alexius die Thore, und Basilakus mußte in die Citadelle seine Zuflucht nehmen. Hier erneuerte Alexius seinen Antrag, aber mit eben so schlechtem Erfolge. Basilakus, den sein Muth auch im Unglück nicht verließ, machte schon Anstalten zu einer kriegerischen Gegenwehr, als die Besatzung der Citadelle sich gegen ihn verschwor, und ihn endlich gewaltsamer Weise dem Großdomestikus überlieferte. Sogleich fertigte dieser einen Boten mit dieser Nachricht an den Kaiser ab; er selbst verweilte sich noch einige Tage in Thessalonich, wo er einige Anordnungen machte, und trat dann, gekrönt mit Sieg, die Rückreise nach Konstantinopel an. Zwischen Amphipolis und Philippi wurden ihm Briefe von dem Kaiser eingehändigt, die ihm befahlen, seinen Gefangenen den Ueberbringern auszuliefern. Diese führten den Basilakus an einen Ort, Chlempina genannt, wo sie ihm an einem Brunnen, der von diesem Vorfall der Brun-

nen

nen des Basilakus heißt, die Augen ausstachen. Dieß war nunmehr das dritte Heldenwerk, welches der große Alexius vor seiner Thronbesteigung gleich einem zweyten Herkules beendigte; denn diesen Basilakus kann man sehr passend mit dem Erymanthischen Schwein, wie meinen Vater Alexius mit dem edelsten aller Helden, dem Herkules vergleichen. Der einzige Lohn für alle diese Großthaten war der Ehrennahme Sebastus (6) der ihm in voller Sitzung des Senats zugesprochen wurde.

Am Herzen des römischen Staats nagten damals vorzüglich zwey Factionen, die Urselier und Basilicacier, und das Unglück, welches sie anrichteten, wurde durch auswärtige Feinde auf den höchsten Gipfel getrieben. Robert, aus der Normandie gebürtig, ein äusserst aufgeblasener, böser, tückischer Mann, gieng mit Unternehmungen schwanger, die die Grundfeste unsers Reichs erschüttern sollten. Wir selbst hatten ihm, und namentlich Kayser Michael Ducas durch ein unbesonnenes Eheversprechen, die erste Veranlassung dazu gegeben. Man verzeihe es mir, wenn ich einem Manne, der mit mir zu einer Familie gehört, hier öffentlich Vorwürfe mache. Die Absicht, welche ich mir bey Abfassung meines Werks vorgesetzt habe, ist keine andre, als Wahrheit zu erzählen; und daher glaube ich auch jeden Tadel, der mir von dieser Seite gemacht werden sollte, zurückweisen zu können. Ehe ich in der Erzählung weiter rücke, will ich meine Leser etwas genauer mit Robert bekannt machen, um ihnen den Ueberblick des Ganzen mit allen seinen Ursachen und Triebfedern zu erleichtern. Robert war nur von gemeiner Herkunft, aber ein äußerst thätiger und unternehmender Kopf; eben so tapfer als herrschsüchtig, ungerecht in seinen Anmassungen, und von unerschütterlicher

terlicher Standhaftigkeit in Ausführung seiner Entwürfe. An körperlicher Größe übertraf er jeden andern. Die Farbe seiner Haut war röthlich, seine Haare gelb, die Schultern breit, und in seinen Augen blitzte das lebhafteste Feuer. Der ganze Körper war wohl gebaut, alle Theile desselben hatten das schönste Ebenmaaß zu einander, und seine Stimme war durchdringend genug, um durch einen einzigen Ruf viele Myriaden in Schrecken zu setzen. Seine Freyheitsliebe kannte keine Grenzen, und nichts verabscheuete er mehr als Unterwürfigkeit. Eben dieser Hang zur unumschränkten Freyheit bewegte ihn zu dem Entschlusse sein Vaterland zu verlassen. Fünf Reiter und 30 Mann zu Fuß machten das ganze Gefolge aus, mit dem er sich in die Lombardey wagte, wo er als Anführer einer Räuberbande auf Bergen, in Hölen und Wäldern den Reisenden auflauerte. In der Gegend wo Robert damals sein Wesen trieb, hatte Wilhelm Maskabeles die größten Besitzungen, die ihm so viel einbrachten, daß er ein ansehnliches Heer von seinen Einkünften unterhalten konnte.

Dieser Wilhelm hörte von Roberts Heldenthaten und glaubte in ihm einen Mann zu finden, mit dem er sich näher verbinden müßte. Er brachte also eine Heyrath zwischen Robert und seiner Tochter zu Stande, und gab ihm unter andern Geschenken eine Stadt zur Aussteuer. Allein das gute Vernehmen war nicht von Bestande, wenn es gleich dem Scheine nach noch immer fortdauerte. Der neue Schwiegersohn verschob den Ausbruch seiner wahren Gesinnungen nur so lange bis die Zahl seiner Reiter sich auf funfzehn und seiner Fußvölker auf 60 vermehrt hatte; dann ließ er auch keinen Umstand vorbey, der ihm nur einigermaßen gelegen schien, um das Feuer der Zwietracht immer mehr

und mehr anzufachen. Doch merkte er bald, daß er gegen einen Mächtigern, der ihm an Geld und Leuten so sehr überlegen war, den Kürzern ziehen würde, wenn er ihn nicht auf einem andern Wege beykommen könnte. Dieß war aber nicht anders als durch List und Verstellung auszuführen. Er bittet also seinen Schwiegervater um Friede, und um eine persönliche Zusammenkunft. Wilhelm der seine Tochter unaussprechlich liebte, findet sich auch gleich zum Vertrage bereit, und läßt sich den Ort gefallen, wo Robert mit ihm zusammentreffen wollte.

Es waren zwey gleich große in entgegengesetzter Richtung stehende Hügel, zwischen denen ein sumpfiger, mit Bäumen und Gesträuchen bewachsener, Boden lag. Hier hatte Robert 4 starke bewaffnete Männer hingestellt, mit dem Auftrage, allenthalben wohl umher zu schauen, und ohne alle Bedenklichkeit herbey zu eilen, so bald zwischen ihm und Wilhelm ein Gefecht entstehen würde. Ferner bestimmte er den einen von beyden Hügeln zur verabredeten Zusammenkunft: den andern aber besetzte er mit 15 Reitern und 56 Mann zu Fuß, von denen einige, welchen er mehr Einsichten zutraute, um sein Vorhaben wußten. Einem unter diesen gab er noch den besondern Auftrag, Schild, Helm und Schwert für ihn mit zu nehmen, und ihm wenn es Zeit seyn würde, mit den übrigen zu Hülfe zu eilen.

Wilhelm stellte sich am bestimmten Tage ein. Robert ritt ihm entgegen und empfieng ihn mit aller Höflichkeit. Beyde hielten an einem Abhange des Hügels, und unterredeten sich eine Weile zu Pferde. Endlich brachte Robert in Vorschlag, ob es nicht besser gethan wäre, wenn sie abstiegen und sich ins Gras lagerten.

Wil-

Wilhelm der sich zu nichts weniger, als zu Hinterlist versieht, folgt getrost dem Beyspiele Roberts, steigt vom Pferde und streckt sich auf den Boden hin, wo er den Kopf auf die Hand gestützt, die Unterredung eine Zeitlang fortsetzt. Robert, um ihn noch mehr in seiner Sorglosigkeit zu bestärken, verspricht ihm Ergebenheit und Treue, und nennt ihn seinen Herrn und Wohlthäter. Den Gefährten Maskabels wurde darüber die Zeit gar zu lang. Es schien ihnen, als wenn sich zwischen beyden ein ganz neues sehr vertrauliches Gespräch angesponnen habe, das noch lange währen könne. Dazu kam, daß es eben ein recht heißer Sommertag, und zwar gerade um die Mittagszeit war. Sie stiegen also auch ab, und setzten sich in den Schatten der Bäume oder der Pferde: einige giengen sogar nach Hause. Kaum hat dieß Robert bemerkt, so verändert er plötzlich seine Miene, fährt mit verrätherischer Hand gegen seinen Schwiegervater und ringt so lange mit ihm, bis sie beyde vom Hügel herab stürzen. Nun war aber auch Wilhelm in seiner Gewalt. Die vier, im Sumpf versteckten, Männer schleppen ihn gebunden fort. Der auf dem andern Hügel verborgne Hinterhalt bricht ebenfalls hervor, und überreicht dem Robert seine Rüstung. Wilhelms Leute wollten zwar einen Versuch wagen, ihren Herrn zu befreyen; Robert aber erlegte einen von ihnen und machte dadurch die übrigen so muthlos, daß sie sich unverzüglich zurück zogen. Der betrogne gefangne Maskabel wird auf dieselbe Burg gebracht, die er seiner Tochter zum Heurathsgut mitgegeben hatte. Diese Stadt hatte damals schon ihren eignen Burgvogt, und hieß daher mit Recht Phrurion (Burg). Hier mußte er viele und grausame Mißhandlungen ausstehen. Es ward ihm ein Zahn nach dem andern aus dem Munde gerissen, und auf jeden eine schwere Summe gerechnet, die man ihm abforderte. Als er

endlich keine Zähne und kein Geld mehr hatte, ließ ihm Robert die Augen ausstechen.

Von nun an ward Robert immer größer an Macht und Reichthum, und gelangte endlich bis zur herzoglichen Würde, und zum Besitz der ganzen Lombardey, samt den angrenzenden Ländern. Seine Politik half ihm, sich in seinem Ansehn zu behaupten, denn er wußte durch tausend Mittel die Partheyen der Mißvergnügten zu unterdrücken. Bald spielte er den gefälligen Hofmann: bald besänftigte er das Volk durch Geschenke, oder trieb durch Gewalt der Waffen die Widerspenstigen zu Paaren.

Unter jene Kunstgriffe, wodurch Robert seine Macht so wohl zu befestigen als auch zu erweitern suchte, muß man auch den Vorwand zählen, mit dem er seinen Einfall in die Kaiserlichen Lande beschönigte. Kaiser Michael hatte seinen Sohn Constantin mit Helenen, Roberts Tochter, versprochen. Der junge Constantin war ein Meisterstück der Natur, von einer Schönheit, als wenn Gottes eigne Hand ihn gebildet hätte. Man wurde bezaubert wenn man ihn nur ansah. Noch immer kann ich mich der Thränen nicht erwehren, wenn ich mich seiner nach so vielen Jahren erinnere. Aber ich muß diese Thränen, die das Gefühl meiner Leiden mir erpreßt, bis auf den Zeitpunkt versparen, wo sie mit dem Strome der Erzählung sich vereinigen können.

Dieser Jüngling war schon ehe ich das Licht der Welt erblickte mit Helenen förmlich verlobt, und der Heurathscontract schriftlich verzeichnet, da er selbst noch ein zarter Knabe war. Botaniates erklärte bey seiner Thronbesteigung diesen Vertrag für ungültig und dadurch reizte er den Vater der verschmähten Helene zu

einem

einem offenbaren Kriege, den Robert längst gewünscht und beabsichtiget hatte.

Ausserdem will man auch noch, wie ich selbst gehört habe, behaupten, daß sich ein gewisser Mönch, Namens Räctor I. für den Kaiser Michael ausgegeben, und in Roberts Schutz begeben habe. Michael kam nach dem Diogenes zur Regierung, er wurde aber bald von Botaniates verdrängt und in ein Kloster gesteckt, wo er sich anfangs als Mönch, darauf als Erzbischof kleidete, welches er thun mußte, um seine Person gegen den schwachen, wankelmüthigen Botaniates vor empfindlichern Beleidigungen zu decken. Jener Räctor war also nichts als ein Betrüger, der seine erdichtete Rolle bloß in der Absicht spielte, um Roberten wider das römische Reich aufzuhetzen. Er soll ihm, wie man mir erzählt hat, sein Schicksal auf das kläglichste vorgestellt, und den armen Constantin bitterlich beweint haben.

Nach einer andern Sage verhält sich die Sache wieder so. Robert hatte schon lange einen Feldzug gegen die Kaiserlichen im Sinne geführt, war aber immer durch verschiedne Große seines Hofs, sogar durch seine eigne Gemahlin daran verhindert worden, die einen so ungerechten Krieg gegen eine christliche Macht nicht zugeben konnten. Aus dieser Verlegenheit half er sich durch folgende List. Er schickte einige Personen, die um sein Vorhaben wußten, nach Crotona, mit dem Auftrag, sich dort nach einem Mönch umzusehen, der eine Wallfahrt nach Rom vorhabe, und dem Aeußern nach viel verspräche. Es glückte ihnen den Räctor zu finden, der als ein gewandter, verschlagner Mensch sehr wohl in ihren Plan paßte. Nachdem sie mit ihm völlig einverstanden sind, lassen sie an Robert ein Schreiben ergehen, worin sie ihm berichten, daß der

vertriebne Kaiser Michael zu ihnen gekommen sey, und um Beystand angesucht habe. Robert legt diesen Brief seinen Großen vor, und erklärt sich, daß ihn jetzt nichts mehr an einem Kriege hindern könne, zu dem ihn die gerechteste Sache auffordre. Die Versammlung läßt sich täuschen, und giebt ihm ihren lautesten Beyfall.

Nun spielten Rector und Robert ihre Rollen so meisterhaft, daß es fast nicht möglich war, den Betrug zu entdecken. Reiche und Arme, zum Theil gelockt durch die goldnen Berge, welche man ihnen versprach, strömten haufenweise auf sie zu. Robert verließ die Lombardey in Begleitung unzählicher Menschen, und begab sich nach Salerno, wo er dem Beylager seiner beyden Töchter beywohnte, von denen die eine an Graf Raimund von Barcino, die zweyte an einen ebenfalls sehr mächtigen Grafen Eubulus vermählt ward. Die dritte war in Constantinopel und an Constantin versprochen, der sie aber schon von Kindheit an nicht leiden konnte.

Auch diese beyden Heurathen waren wieder nur eine neue politische Speculation. Denn Robert verstand die große Kunst sich bey jeder Gelegenheit, und wo kein Mensch es vermuthet hätte, die wichtigsten Vortheile zu verschaffen.

Ich kann hier unmöglich einen Umstand übergehen, der nicht wenig zu seiner Größe beygetragen hat. Er war der Liebling des Glücks, das ihn mit allen Gütern überhäufte, so scheel auch die übrigen abendländischen Fürsten dazu sehen mochten. Der römische Pabst (Gregor VII.) bekam Händel mit dem deutschen Könige Heinrich. Er beschuldigte ihn, daß er die geistlichen Pfründen verkaufe, oder sie schlechten untauglichen Personen

sonen anvertraue. Dagegen warf Heinrich dem Pabste vor, er habe sich unrechtmäßiger Weise, ohne seine Genehmigung auf den päbstlichen Stuhl geschwungen, und drohte, ihn schimpflich seiner Würde zu entsetzen, wenn er sie nicht freywillig niederlegte. Der Pabst fühlte sich durch diese Erklärung aufs heftigste beleidigt. Er ließ die Gesandten des Königs unmenschlich peitschen, ihnen Kopf und Bart scheeren und — — doch ich verschweige diese Grausamkeit, um nicht die Schaam zu verletzen, die meinem Geschlechte und noch mehr meinem Stande geziemt. Handlungen der Art kleiden einen Christen gar schlecht, und am schlechtesten einen Bischof. Ich verabscheue schon den bloßen Vorsatz dieses Barbaren, wie viel mehr also die That. Selbst meine Feder und mein Papier sind mir zu lieb, als daß ich sie durch Aufzeichnung solcher Greuel verunreinigen sollte. O Zeiten, o Sitten! So weit konnte sich ein Bischof herabwürdigen, ein Bischof, der nach dem stolzen Vorgeben der Lateiner, über die ganze Erde gebietet. Schade für sie, daß dieses Vorgeben keinen Grund hat. Als der Sitz des Kaiserthums, der Senat und die ganze Regierung nach Constantinopel verlegt ward, fiel auch das Primat des römischen Bischofs dem unsrigen zu. Alle Kaiser der Reihe nach, und die Synode von Chalcedon haben dieses Vorrecht des Constantinopolitanischen Stuhls anerkannt und bestätigt.

Der römische Pabst hatte seine Rache so ausgesonnen, daß der deutsche König es nothwendig fühlen mußte, wen sie eigentlich angienge. Der Ausbruch des Kriegs war unvermeidlich. Robert hatte bisher mit dem Pabste nicht im besten Vernehmen gestanden. Eine Verbindung zwischen dem erstern und dem deutschen König würde für den letztern zu fürchterlich gewe-

sen seyn. Um diese zu hintertreiben, begab er sich nach Benevent, und ließ sich von hier aus mit Robert in Unterhandlungen ein. Endlich kam es zu einer mündlichen Unterredung. Beyde trafen an der Spitze ihrer Armeen mit einander zusammen, und schlossen einen Vergleich, kraft dessen der Pabst sich anheischig machte, dem Robert die königliche Würde zu ertheilen, und ihn in Kriegszeiten mit Hülfstruppen zu unterstützen. Dagegen versprach Robert dem Pabste auf alle Fälle den kräftigsten Beystand.

Dieser Vertrag war weiter nichts als ein leeres Blendwerk, ungeachtet ihn beyde Theile beschworen hatten. Gregor wußte sich in der Noth keinen andern Rath, und Robert hatte mit seinen Kriegsrüstungen gegen uns alle Hände voll zu schaffen. Sie schieden von einander mit dem geheimen Vorsatz, das nicht zu leisten, was sie sich zugesagt und betheuert hatten. Der eine kehrte nach Salerno zurück: der andre — dieser abscheuliche Pabst gieng mit der Gnade des Geistes, mit dem Frieden des Evangelii, als ein Schüler dessen, der den Frieden brachte, in einen bürgerlichen Krieg. Er zog die Oberhäupter der Sachsen, Landulph und Welfo, durch viele Versprechungen auf seine Seite, vorzüglich dadurch, daß er ihnen die Hoffnung vorspiegelte, sie einst zu Königen des ganzen Abendlandes zu machen.

Das Treffen das zwischen der päbstlichen und königlichen Armee vorfiel, war eins der blutigsten, die je gekämpft worden sind. Man kann sich leicht vorstellen, wie es dabey hergegangen, da über 30000 Menschen auf dem Platze blieben. Anfangs blieb das Treffen lange unentschieden. Als aber Landulph fiel, wandte sich das päbstliche Heer, und erlitt noch auf der Flucht

eine

eine schwere Niederlage. Heinrich, der, weil Landulph, auf dem das meiste beruht hatte, erlegt war, seinen Sieg nicht mit sonderlicher Eile verfolgte, blieb unterwegs eine Zeitlang liegen, um seiner Armee einige Rast zu geben. Dann aber brach er wieder auf, und gieng geradeswegs auf Rom los. Heinrich sowohl als Gregor schickten nunmehr Gesandte an Robert, die ihn, jeder für seinen Herrn, gewinnen sollten. Robert antwortete auf den Antrag des Pabstes in folgendem Schreiben.

Ich Robert Herzog von Gottes Gnaden entbiethe dem Pabst meinem Herrn den Gruß.

„Ich habe gehört daß Feinde in euer Gebiet eingedrungen sind, und es anfangs nicht glauben wollen, „weil ich dachte, es würde sich keiner unterstehn gegen „euch nur die Hände aufzuheben. Einen so großen, „so ehrwürdigen Vater kann niemand anders, als in „einem Anfall von Raserey beleidigen. Was mich „betrifft, so habe ich jetzt einen schweren Krieg gegen „ein Volk zu bestehen, das alle Länder und alle Meere „mit seinen Siegen erfüllt hat, und beynahe unüberwindlich ist. Uebrigens versichere ich euch meiner tiefsten Ergebenheit, von der ich euch schon bey günstiger „Gelegenheit die sichersten Beweise geben werde."

Das war der kurze Bescheid, den Robert dem Pabste ertheilte. Die Gesandten Heinrichs fertigte er mit glatten Worten ab, und führte also offenbar beyde Mächte hinter das Licht.

Ehe Robert den Feldzug eröffnete, stellte er in der Lombardey und Apulien gewaltsame Werbungen an, bey denen kein Alter geschont wurde. Knaben, zarte Jünglinge und Greise mußten schwere Rüstungen an-

legen, durch die sie bey jedem Schritt zur Erde gezogen wurden. Im ganzen Lande sah und hörte man nichts als Wehklagen, Seufzen und Thränen. Hier schied der Mann von seinem Weibe; dort gaben Eltern mit beklommnem Herzen ihrem Sohn den letzten Segen auf den Weg; und dort hieng der Bruder an dem Halse seiner Schwester, um ihr vielleicht auf ewig Lebewohl zu sagen. Allen diesen Vorfällen, bey denen sich das menschliche Herz empört, konnte Robert ganz gelassen zusehen, ohne im mindesten den Gewaltthätigkeiten zu steuern. Er ließ die Aushebung so lange fortsetzen, bis die gehörige Anzahl Rekruten vollständig war. Als dieß geschah, befand er sich noch zu Salerno, wo er die Angelegenheiten der Lombardey in Ordnung zu bringen, und die Gesandten abzufertigen hatte: ein ansehnlicher Theil der Armee war aber schon nach Hydrunt vorausgegangen. Mit dem Pabst verglich er sich so weit, daß er seinem Sohn Roger, den er zu Apulien als Statthalter zurück ließ, und seinem Bruder Boritylas den Auftrag gab, den römischen Stuhl auf das kräftigste gegen künftige Angriffe des deutschen Königs zu vertheidigen. Seinen jüngern Sohn Bohemund, der ihm in allen Stücken so ähnlich war, daß man ihn für den leibhaften Vater halten mochte, schickte er mit schweren Truppen voraus in die Gegend von Aulon im kaiserlichen Gebiete. Bohemund eroberte in kurzer Zeit Comini, Jericho und Aulon. Wo er sich sehen ließ, bezeichnete er seine Schritte mit Feuer und Schwert, und eröffnete gleichsam das traurige Vorspiel dessen, was noch nachfolgen sollte. Endlich brach auch Robert nach Hydrunt auf, wo er einige Tage auf seine Gemahlin Gaita warten mußte, die mit ihm in den Krieg zog, ein fürchterliches Weib in soldatischer Rüstung. Als sie angekommen war, gieng der Zug nach Brindusi, das den bequemsten Hafen in ganz Japygia

hat.

hat. Hier blieb er wieder liegen, um die Ankunft aller seiner Truppen und Schiffe nebst dem Gesandten, den er aus Salerno an den Kaiser Botaniates mit einer Kriegserklärung abgeschickt hatte, zu erwarten. In dieser Kriegserklärung gab er, als einen Bewegungsgrund seiner Unternehmungen an, daß Botaniates die Heurath zwischen seiner (Roberts) Tochter und dem kaiserlichen Prinzen Constantin rückgängig gemacht, und diesen letztern von dem Thron gestoßen habe, welche Schmach er jetzt zu rächen bereit sey. Meinem Vater Alexius, damals Großdomestikus und Generalissimus der abendländischen Armeen, überschickte er Geschenke und freundschaftliche Briefe.

Als Raul (so hieß der Gesandte) in Brinduſi eintraf, waren schon die mehresten Schiffe ausgelaufen, die Landarmee aber stand noch bey Brinduſi, weil sie noch nicht vollzählig war. Die Antwort, welche er aus Constantinopel brachte, war eigentlich keine Antwort. Robert ward darüber noch wüthender, vorzüglich da ihm Raul selbst, wegen des bevorstehenden Krieges, einige Bedenklichkeiten machte, und ihm sein Vorhaben abrieth. „Euer Mönch, sprach er unter anderen, den ihr unter dem Namen des ehemaligen Kaisers Michael bey euch führt, ist doch weiter nichts als ein Abendtheurer, mit dem ihr eine Posse spielt; den wahren Michael hab ich in Constantinopel mit eignen Augen gesehen. Er lebt da in einem Kloster, wo ich Gelegenheit hatte, ihn recht genau zu beobachten.“ Ausserdem erzählte er Roberten auch die neuesten Vorfälle, welche sich dort nach seiner Abreise bey der Thronveränderung zugetragen hatten, und suchte diesen Umstand zu benutzen, um ihn auf friedliche Gedanken zu bringen; denn nun saß nicht mehr Botaniates, sondern Alexius auf dem Thron, den er doch ohne die größte Ungerechtigkei-

tigkeit das Vergehen seines Vorgängers nicht entgelten lassen konnte.

Die Freymüthigkeit, mit der Raul zum Herzog redete, hätte ihm beynahe das Leben gekostet. Der Pseudomichael, sonst Räctor genannt, kam vor Zorn ganz ausser sich, als er sahe, daß man ihm so ungescheut die Larve abziehen wollte. Robert hatte schon vorher einen Unwillen auf Rauln geworfen, weil sein Bruder Roger zu den Kaiserlichen übergetreten war, und ihnen von den Kriegsrüstungen Roberts vorläufige Nachricht gegeben hatte. Raul merkte bald, wie wenig Sicherheit hier für ihn sey, und flohe zu Bohemund, der ihn in Schutz nahm. Auch gegen Rogern tobte Räctor aufs heftigste, schrie, schlug sich auf die Hüfte, bat Roberten um die einzige Gefälligkeit, ihm, wenn er Kaiser seyn würde, diesen Menschen auszuliefern, und vermaß sich unter einem hohen Eyde, daß er ihn alsdann mitten in der Stadt wolle aufknüpfen und jämmerlich zu Tode martern lassen. Dieß klingt nun freylich sehr fürchterlich, betrachtet man aber diesen Auftritt beym rechten Lichte, so kann nichts lustiger seyn, als dieses Possenspiel, wo ein Betrüger den andern wissentlich belügt.

Robert kannte seinen Mann sehr gut, aber er fand in ihm das schicklichste Werkzeug, seine herrschsüchtigen Entwürfe zur Ausführung zu bringen. Ein vertriebener Kaiser, der mit ihm verschwägert war, und allenthalben im Pomp aufgeführt wurde, mußte allerdings viel Aufsehn machen, und großen Zulauf erregen. Gieng die Sache nach Wunsch, und hatte Robert erst seinen Zweck durch den Betrüger erreicht, so war auch nichts gewisser, als daß er ihn wieder mit Schimpf und Schande von der Bühne würde abgeführt haben.

Räctor

Rector selbst hatte sich in seine Rolle so verliebt, daß er anfieng zu vergessen, auf welche Nichtigkeit sie gegründet war.

Wir verließen den Robert in Brinduſi, wo er seine ganze Land- und Seemacht versammelt hatte. Die letztere bestand aus 150 Schiffen; die erstere aus 30000 Mann; auf jedes Schiff stiegen 200 Mann mit Pferden und Waffen. Da nunmehr alles in Stand gebracht war, beschloß er nach Dyrrachium zu seegeln. Anfänglich wollte er von Hydrunt nach Nicopolis überstechen, und Naupact mit den dort liegenden Schlössern an sich ziehen; weil aber die See da breiter ist als zwischen Brinduſi und Dyrrachium, so zog er den letzten Ort vor. Es war nemlich schon Winter und die Tage kurz, daher mußte er einen Weg einschlagen, der sich an Einem Tage zurücklegen ließ, weil es um diese Jahrszeit gefährlich ist, die Nacht über auf offner See zu bleiben.

Es ist merkwürdig, daß er seinen Sohn Roger nicht, wie er vorhin beschlossen hatte in Apulien zurückließ, sondern ihn aus einer mir unbekannten Ursache mit sich nahm.

Da, wo das Adriatische Meer die wenigste Breite hat, segelte er auf die entgegenstehende Küste über, eroberte die feste Stadt Koryphо und alle in der Gegend befindliche Schlösser, schrieb Brandschatzungen aus, und nahm die Geiseln, welche man ihm aus der Lombardey und Apulien schickte, in Empfang.

Damals war Georg Monomachatus Herzog von ganz Illyrien. Als ihm Botaniates diese Würde antrug, hatte er wenig Lust dazu bezeugt; nachher aber, als der Kaiser durch seine zwey Freygelassne, Borilus und Germanus (Scythen von Geburt und Georgs abge-

gesagte Feinde) wider ihn eingenommen worden und der Kaiserinn Maria erklärt hatte, er betrachte ihn als einen Feind des Reichs, eilte Monomachatus, von einem Johannes Alanus gewarnt, zum Kaiser, und bat ihn in den schmeichelhaftesten Ausdrücken um diese Stelle. Man bewilligte ihm sein Gesuch ohne den mindesten Anstand zu nehmen. Vielmehr trieben Borilus und Germanus, daß er ihnen nur bald aus den Augen käme, und alles wurde mit einer solchen Eile abgethan, daß er schon den andern Tag von Constantinopel abging. Unterwegs stößt er bey dem so genannten Brunnen, wo die berühmte Kirche der Mutter Gottes steht, auf meinen Vater Alexius, und erzählt ihm mit vielen Thränen sein Unglück. Das gute Vernehmen, sagte er, in dem wir beyde mit einander stehen, hat mir den Neid des Borilus und Germanus zugezogen. Jetzt muß ich mich wie ein Verbannter von meinen Freunden und Bekannten trennen, und mir die größten Demüthigungen von jenen elenden Sclaven gefallen lassen.

Das Unglück dieses Mannes ging meinem Vater sehr zu Herzen. Er tröstete ihn, so gut wie er es in den gegenwärtigen Umständen konnte, und versicherte ihn heilig, daß er seine Freundschaft in beständigem Andenken erhalten wollte.

Georg Monomachatus war also in Dyrrachium, als Robert landete und Alexius sich auf den Thron schwang. Er überlegte, was wohl für ihn bey diesem critischen Zeitpunct das rathsamste wäre, und entschloß sich, öffentlich ganz neutral zu bleiben; in geheim aber schien er nichts weniger als friedliche Gesinnungen zu haben. Die Sache verhielt sich so. Alexius berichtete ihm schriftlich seine Gelangung auf den kaiserlichen Thron nebst den Bewegungsgründen, die ihn zu diesem

sem Schritte vermocht hatten; dabey ersuchte er ihn aufs freundschaftlichste, wo er nur könne, Geld auf zu treiben, und es ihm zu überschicken. Georg schickte kein Geld, gab aber dem Gesandten einen Brief mit, worinn er betheuerte, daß er die alte Freundschaft nicht aufgegeben habe, und sie noch ferner zu erhalten gedenke. Was das verlangte Geld anbetreffe, so wünsche er zwar, ihm recht viel schicken zu können, für itzt aber sey es ihm aus einem sehr guten Grunde noch nicht möglich. Ich bin (lautete es im Briefe) vom Kayser Botaniates hier eingesetzt, und habe diesem den Eyd der Treue geschworen. Müßtet ihr nicht selbst eine üble Meynung von mir bekommen, wenn ich mich gleich euern Befehlen unterziehen wollte. Begünstigt die Vorsehung eure Unternehmungen, so sollt ihr in mir, als eurem ehemaligen treuen Freunde, den treusten Unterthan finden." Man sieht, daß Monomachatus nur diese Wendung nahm, um weder meinen Vater, noch den abgesetzten Kayser vor den Kopf zu stoßen. Doch könnte ich ihn, wenn es mich nicht zu weit abführte, der Treulosigkeit zeihen, da er sich offenbar in Unterhandlungen mit Roberten einließ, und Dyrrachium an ihn zu verrathen beschloß. Außerdem machte er sich auch die Exarchen von Dalmatien, Bodinus und Michaelas, durch Briefe und Geschenke zu Freunden, um sich auf jeden Fall den Rücken zu decken.

Was ich bisher erzählt habe, soll bloß zu einer Einleitung auf die folgende Geschichte dienen, in der ich das Leben meines Vaters, seitdem er zur Regierung kam, von der guten so wohl als fehlerhaften Seite darstellen werde. Die kindliche Liebe soll auf meinen schriftstellerischen Charakter nicht so weit Einfluß haben, daß ich, ihr zu gefallen, die Wahrheit hintansetzte.

Zweytes Buch.

Wer sich über die Abkunft des Alexius belehren will, muß die Biographen dieses Kayſers nachſchlagen, wo er zugleich über die Geſchichte des Kayſers Nicephorus hinlängliche Auskunft finden wird. Johannes Comnenus (Großvater unſrer Verfaſſerinn von väterlicher Seite) hatte unter andern drey Söhne, Manuel, Isaac und Alexius. Manuel, der älteſte unter ihnen, erhielt vom Romanus Diogenes, der damals am Ruder der Regierung ſaß, den höſten Oberbefehl über die in Aſien ſtehende Armee und ſein Bruder Isaac ward zum Herzog von Antiochien erwählt. Beyde waren treffliche Feldherrn, die ihren Ruhm in mehr als einem Siege gegründet haben. Der dritte Bruder Alexius war mein Vater, er wurde in eben dem Rang, den ſein älteſter Bruder hatte von dem damahligen Regenten Michael Ducas gegen den Barbaren Urſel ins Feld geſchickt, mit dem er auch bald fertig ward. Nicephorus, Nachfolger dieſes Kayſers, fand in ihm einen Mann der ganz zum Soldaten beſtimmt ſchien. Er wußte, wie er ſich ſchon bey mehr als einer Gelegenheit unter dem Commando ſeines Bruders Isaac ausgezeichnet hatte, und gewann daher beyde Brüder ſo lieb, daß er ſie nicht ſelten zur Tafel zog. Dieſe Gnadenbezeugungen waren zu auffallend, um nicht ſehr bald den Neid der übrigen Höflinge aufzuregen; unter denen ich hier vorzüglich die beyden Sclaven Borilus und Germanus nennen will, denen zu ihrem größten Leidweſen auch kein einziger Kunſtgriff gegen dieſe, ihnen ſo verhaßten, Nebenbuhler gelin-

gelingen wollte. Alexius ein noch unbärtiger Jüngling hatte nicht allein schon Sitz im geheimen Rath, sondern bekleidete auch sogar die Stelle eines obersten Befehlshabers über die Armee im Abendlande. Er war, wie wir vorhin gezeigt haben, ein glücklicher Feldherr, der auf seinen Zügen Ruhm und Ehre einerntete, der viele Rebellen zu Paaren trieb, und sie als Gefangene dem Kaiser überlieferte. Alles dieß mußte nun freylich seinen Neidern ein Dorn im Auge seyn, und sie nur desto mehr anreitzen ihn nebst seinem Bruder so bald als möglich zu stürzen. Sie ließen auch, wie sich leicht erwarten läßt, kein Mittel dazu unversucht. Bald raunten sie dem Kayser dieß und jenes ins Ohr, bald sagten sie es ihm gerade zu heraus, bald ließen sie es ihm durch die dritte Hand stecken. Dieß wirkte nach Wunsch. Die beyde Comnener sahen sich in kurzer Zeit ganz in die Enge getrieben, und fanden kein andres Mittel mehr sich zu retten, als die Gunst der Kaiserinn, wozu ihnen die Verschnittenen behülflich waren, eine Art Menschen, die durch Schmeicheleyen und allerhand Ränke selbst Felsenherzen nach Gefallen zu lenken wissen. Dieß Mittel hatte für Isaac den besten Erfolg, da er ohne dieß bey der Kayserinn in besondrer Gnade stand und schon längst von ihr zum Gemahl ihrer Schwester bestimmt war. Unterdessen aber vergaß er nicht, sich seines bedrängten Bruders anzunehmen, und sein Anliegen bey der Kayserinn nach allen Kräften zu unterstützen. Sie liebten sich beyde unaussprechlich, und jeder nahm an des andern Schicksal den wärmsten Antheil. Isaac brachte es in kurzer Zeit durch Vermittlung der Hofleute so weit, daß sich die Kayserinn bereitwillig finden ließ, den Alexius an Kindesstatt anzunehmen, wodurch dieser mit einemmal aus seiner bedenklichen Lage gerissen wurde. Von nun an besuchten sie fleißig den Hof, machten dem Kayser

die gewöhnliche Cour, hielten sich aber immer nur eine kurze Zeit bey ihm auf, um sogleich zur Kayserinn zu eilen. Dieß machte aber ihre Sache nicht besser. Bald entdeckten sie die Schlingen, welche man ihnen von allen Seiten legte, und mußten auf Mittel sinnen, denselben zu entweichen. Endlich verfielen sie auf einen Schritt, der in der gegenwärtigen Lage für sie wirklich der einzige war. Sie entschlossen sich nemlich bey der ersten besten Gelegenheit an den Hof der Kayserinn zu gehen, und ihr das Vorhaben zu entdecken, von dem bis itzt noch kein Mensch etwas erfahren hatte. Aber auch hier fanden sie Schwierigkeiten; denn ihr Entschluß war, zu entfliehen, und es kam alles darauf an, ihn nicht vor der Zeit bekannt werden zu lassen. Wie leicht durfte nicht die Kayserinn, aus zu ängstlicher Besorgniß für beyder Wohl das ganze Geheimniß dem Kayser verrathen, der bey dem Vorfall nicht gleichgültig bleiben konnte. Dieser Umstand gab ihrem Entschluß gleich eine andere Wendung. Jetzt wollten sie nicht mehr fliehen sondern lieber an Ort und Stelle jeden günstigen Augenblick muthig benutzen. Der Kayser hatte keinen Erben, und war in einem Alter, das ihm alle Hoffnung benahm, noch einst Vater zu werden. Er ging also damit um, bey seinen Lebzeiten einen Thronfolger zu ernennen, und seine Wahl fiel auf einen gewissen Synadenus. Dieser noch sehr junge Mensch, ein Morgenländer von Geburt, stammte aus einem sehr vornehmen Hause, und hatte gewisse Vorzüge des Körpers und der Seele, die ihm aber doch kein Recht auf die Thronfolge gaben. Der schwache Kayser handelte hier ganz unpolitisch, und zog sich dadurch ein schweres Ungewitter zu, da er doch billig vielmehr auf die Ruhe und Sicherheit seiner alten Tage hätte denken sollen. Er verstieß nicht allein gegen seinen Stiefsohn Constantin, der von Vater und Großvater

vater her gegründete Ansprüche auf den Thron machen konnte, sondern beleidigte auch seine Gemahlinn, die mehr Schonung verdient hätte. Sie verfiel auch wirklich, als sie das Vorhaben des Kayſers zu merken anfing, in eine Schwermuth, deren Urſache ſie aber keinem entdeckte.

Die Comnener ſahen es der Kayſerinn bald an, daß ſie einen geheimen Kummer auf dem Herzen habe, und hielten dies für die längſt erwünſchte Gelegenheit mit ihr offenherzig zu ſprechen. Bey der Audienz nahm Iſaac auf Anrathen ſeiner Mutter zuerſt das Wort. „Meine Kayſerinn, ſagte er, ihr ſeyd nicht mehr ſo munter, ſo aufgeweckt wie ehedem; gewiß habt ihr etwas auf dem Herzen, das euch deſto mehr quälen muß, weil ihr es niemand zu entdecken waget.“ Darf man wohl, erwiederte die Kayſerinn ſeufzend, einen armen Fremdling fragen, was ihn im Auslande drücke? ich denke ſeine Lage ſey ſchon ſchmerzhaft genug. Ich habe einen Schlag des Unglücks nach dem andern erduldet und muß noch mehrere erwarten.“

Iſaac und Alexius ſtanden betroffen da. Hand in Hand gelegt, und den Blick zur Erde geheftet, vermochten ſie kein Wort hervorzubringen und nahmen endlich in dieſer Beſtürzung mit den gewöhnlichen Ceremonien ihren Abſchied. Den Tag darauf erſchienen ſie wieder, fanden die Kayſerin weit heiterer als das vorigemal, und faßten daher Muth, ſie auf folgende Art anzureden: „Ihr ſeyd unſre Gebieterinn, und werdet uns als eure getreuſten Diener zu allem was ihr wünſcht, bereitwillig finden. Verbannet künftig allen Kummer, der doch nur euer theures Leben verbittert.“ Durch dieſe Verſicherung machten ſie die Kayſerinn ſo offenherzig, daß ſie ihr endlich das Geheimniß ablockten,

und von Stund an ihr völliges Zutrauen gewannen. Das einzige was sie bey dieser Unterhandlung für sich selbst thaten, war, daß sie die Kayserinn um die Gnade ersuchten, es ihnen nie zu verheelen, wenn sie etwa neue Bewegungen unter ihrer alten Gegenparthey merken sollte, damit sie Zeit gewönnen, die gehörigen Maaßregeln zu ergreiffen. Für diese Gefälligkeit gelobten sie ihr den kräftigsten Beystand, und versprachen, alles mögliche anzuwenden, um ihren Sohn in seinen rechtmäßigen Ansprüchen zu unterstützen. Diese Versicherung bekräftigten sie noch mit einem Eyde, und brachen darauf diese Unterredung geschwind ab, um sich nicht durch noch längeres Verweilen verdächtig zu machen. Itzt hatten auch sie ihr Herz erleichtert und konnten nun immer mit dem frohesten Gesichte vor dem Kayser erscheinen. Wenn es ihnen auch nicht immer so wohl war, als man es dem äußern Schein nach vermuthen sollte, so waren sie doch beyde, vorzüglich Alexius, zu große Meister in der Verstellungskunst, als daß sie sich in irgend einem Stücke bloß gegeben hätten.

Unterdessen wurde die Cabale gegen sie immer ernsthafter, und die Kayserin berichtete ihnen, der genommenen Abrede gemäß, alle Kunstgriffe, durch welche man sie bey ihrem Gemahl in Ungnade zu stürzen suchte. Es kam endlich so weit, daß zwey Freygelassene, die am Hofe sehr viel galten, sich vornahmen, die Comnener auf immer aus dem Wege zu räumen. Aber auch dieses ward ihnen verrathen. Sie nahmen deswegen Abrede miteinander, daß sie nicht mehr beysammen, sondern jeder einzeln, einen Tag um den andern, bey Hofe erscheinen wollten, damit wenigstens Einer sich retten könnte, wenn der Andre in die Hände der Feinde fiele. Allein das Glück wollte ihnen besser als diese

letz-

letztern es wünschten, und erhob sie über alle diejenigen, welche ihnen den Untergang geschworen hatten. Es kam nemlich um diese Zeit die Nachricht an, daß Cyzicum von den Türken erobert sey. Sogleich ließ der Kayser den Alexius berufen, der sich dann auch in Gesellschaft seines Bruders zu ihm begab. Sie trafen eben um die Mittagszeit ein, und wurden vom Kayser eingeladen, mit ihm an der Tafel zu speisen. Während der Mahlzeit waren sie um ihr Schicksal nicht wenig in Sorgen. Sie selbst saßen von einander getrennt. Alle Herumstehende hatten etwas Finstres in ihren Mienen, etwas ängstliches in ihrem leisen Gespräche, kurz die ganze gegenwärtige Scene schien ihnen auf nichts gewisser, als auf einen verrätherischen Anschlag gegen ihre Personen zu deuten. Sie sahen sich daher mit verstohlnen Blicken an, und wußten nicht wie sie sich aus dieser Verlegenheit ziehen sollten. Ihr Trost war es noch, daß sie gegen jeden kayserlichen Hofbedienten sich von jeher sehr freundlich betragen hatten. Unterdeß kömmt ein Bote und läßt dem Isaac durch den Mundkoch die Nachricht von der Eroberung Cyzicums sagen. Isaac beugt sich etwas über den Tisch und flüstert die empfangene Nachricht seinem Bruder zu.

Nun entdeckten sie auf einmal, woher die traurige Stimmung der Anwesenden rühre, und überlegten, was für einen Bescheid sie dem Kayser geben wollten wenn er sie befragen würde. Dieser trug ihnen endlich die Sache vor, und erhielt von ihnen eine Antwort, die ihn in dieser kritischen Lage nicht wenig beruhigen mußte. Sie versprachen die dem Reich zugefügte Schande wieder auszulöschen und dem Feinde den gespielten Streich tausendfach auf seinen Kopf zurückzugeben.

Von nun an erschienen die Comnener desto fleißiger bey Hofe, und wandten alles an, um die kayserlichen Minister in ihr Interesse zu ziehen. Vorzüglich richteten sie ihr Augenmerk auf die Kayserinn Maria, mit der sie schon aus oben erklärten Gründen in der genauesten Verbindung standen Ob sie gleich ihren Feinden soviel möglich aus dem Wege zu gehen suchten, so kannten sie doch den eingewurzelten Haß derselben und den Wankelmuth des Kaysers viel zu gut, als daß sie nicht auf alle Weise hätten auf ihre Sicherheit denken sollen.

Die Freygelassenen sahen nun wohl ein, daß es ihnen auf dem bisherigen Wege nicht recht gelingen wolle, und schlugen daher einen andern ein, der geschwinder zum Ziel führte. Es ward beschlossen, die Comnener des Nachts herauszulocken, und ihnen dann unter irgend einem nichtigen Vorwande die Augen auszustechen. Zum guten Glücke kam auch diese Verrätherey an den Tag: aber nun war auch die Gefahr aufs höchste gestiegen, und die äußerste Noth zwang die Comnener, einen verzweifelten Entschluß zu ergreifen, und in einer Empörung ihre Rettung zu suchen.

Alexius, der damals oberster Statthalter in den Abendländern war, bekam den Befehl, einen Theil der Armee zusammen zu ziehen und ihn gegen die Agarener zu führen, von denen Cyzicum geplündert worden war. Diese Gelegenheit nutzte er und bat alle ihm ergebnen Officiere, mit den Truppen zu ihm zu stoßen, welche auch wirklich nach der Hauptstadt aufbrachen. Unterdessen stiftete der Freygelassene Borilus einen an, der den Kayser fragen mußte ob Alexius auf seinen Befehl ein so großes Corps versammle. Der Kayser ward stutzig, ließ den Alexius eiligst rufen, und verlangte darüber Rechenschaft von ihm. Dieser berief sich

auf

auf die erhaltene Ordre, leugnete aber, daß er die ganze Macht zusammen ziehe. Die Armee, sagte er, steht durch das ganze Land zerstreut und kann sich nur auf verschiedenen Wegen der Hauptstadt nahen; wer das nicht weiß, muß freylich glauben daß die ganze Armee im Marsch sey. Der Kayser fand sich dadurch befriedigt und Borilus mußte schweigen. Der zweyte Freygelassene war nicht so geschäfftig, und ließ den Alexius mehr in Ruhe.

Itzt aber da alle Anschläge zu nichte wurden, nahmen sie sich ernstlich vor, durch ein kühnes Wagestück den Streich zu beendigen. Man will für gewiß behaupten, Borilus habe nach der Krone gestrebt, und den Germanus in seinen Plan gezogen. Wenigstens versprachen sie sich schon das Beste, und waren zuversichtlich und dreist genug, nicht einmal einen Schleyer über ihr Vorhaben zu werfen. Ein gewisser Alane, der die ansehnliche Würde eines Magistri bekleidete, machte sich, von ihrem Anschlag unterrichet, noch mitten in der Nacht auf, eilte zu den Comnenern, und erzählte dem Alexius alles, was er davon wußte. Nun war es die höchste Zeit, dasjenige ins Werk zu setzen was ihnen schon längst die Klugheit gerathen hatte. Alexius wußte, daß das Heer den dritten Tag bey Tzurulum eintreffen müsse (einem Städtchen an der Thrazischen Grenze gelegen) und dieser Umstand schien ihm äußerst günstig zu seyn. Er begab sich noch um die erste Nachtwache zum Pacurian, der ein Armenier von Geburt, und ein sehr beherzter Mann war, entdeckte ihm die ganze traurige Lage, in der er sich befände, und bat ihn um seinen Beystand. Pacurian war auch sogleich bereitwillig mit ihm zu fliehen, jedoch mit dem Bedinge daß sie sich noch vor Tages Anbruch entfernten. Sie verbanden sich darauf eydlich zu wechselsei-

selseitiger Hülfsleistung, und Alexius fügte noch das Versprechen hinzu, ihn zum obersten Statthalter zu ernennen, wenn er Kayser würde. Von hier gieng er zu einem andern ebenfals sehr tapfern Mann mit Namen Humpertopulus, (7) brachte auch diesen bald auf seine Seite, gieng dann nach Hause, und eilte mit dem frühen Morgen davon. Dieser Vorfall wurde in einem kleinen Volkslied besungen, woraus man deutlich einsieht, wie sehr ihm der große Hanse ergeben war. Es lautet ungefehr so: fein klug habt ihrs gemacht, mein lieber Herr, am Sonntag, und wie ein Falk flogt ihr davon am Montag.

Mittlerweile war die Mutter der Comnener, Anna Dalaßena, listig genug gewesen, dem Kayser die Entweichung ihres Sohnes zu verheimlichen. Sie hatte den Enkel des Kaysers der Tochter ihres ältesten Sohnes Manuel zum Gemahl bestimmt, und mußte befürchten daß der Hofmeister dieses jungen Menschen dem Kayser alles verrathen würde. Dieses nun zu verhindern ließ sie den Abend alle ihre Leute zusammen kommen, und zwar unter dem Vorwande die Gott geweihten Kirchen zu besuchen. Keiner konnte hier eine andre Absicht errathen, weil man sie von jeher als eine fleißige Kirchengängerinn kannte. Es erschienen daher alle mit den zum Zuge gehörigen Pferden. Botaniates Enkel, der einen ihm besonders angewiesenen Theil des Hauses bewohnte, lag aber mit seinem Hofmeister in einem tiefen Schlafe. Um die Zeit der ersten Wache, schlossen die Comnener die Thüren zu, weil es schon Zeit war, sich zur Flucht zu rüsten und überreichten ihrer Mutter die Schlüssel. Den Theil des Gebäudes, in welchem der kayserliche Enkel schlief, verschlossen sie nicht förmlich, weil sie ihn durch das Geräusch nicht wecken wollten, sondern schoben nur die Thüren aneinander.

ander. Endlich verstrich die Nacht, und ehe noch der Tag graute, verliessen sie mit ihrer Mutter, ihren Schwestern, Weibern und Kindern das Haus, giengen zu Fuß bis auf den Constantinsmarkt, und schieden hier von einander. Die beyden Brüder eilten zum Blachernischen Schloß, (8) die übrigen begaben sich mit aller Geschwindigkeit auf den Weg nach der Sophienkirche. Unterdeß war der Hofmeister des jungen Menschen erwacht, hatte sogleich Verdacht geschöpft, und sich mit einer brennenden Fackel auf die Straße begeben.

Hier hohlte er die Flüchtlinge ohnweit der Kirche der 40 Heiligen ein. Dalaßena erblickt ihn, und fällt geschwinde auf einen Vorwand, mit dem sie ihre Unternehmung beschönigt. Wir sind, sprach sie, beym Kayser eines Verbrechens halber unschuldig angeklagt, und suchen daher unsern Schutz in den Gotteshäusern. So bald es heller Tag ist, wollen wir uns selbst vor dem Kayser stellen. Ihr guter Freund, müßt so gefällig seyn, und den Thürhütern unsre Ankunft melden. Der Hofmeister ging seinem Auftrage gemäß fort, sie selbst aber langten bey der Kirche des Bischofs Nicolaus an. Diese Kirche liegt neben der großen, ist gleichsam als ein Theil derselben anzusehen, und heißt auch schlechtweg die Freystätte, weil sie schon vor Alters zum Zufluchtsort für Verbrecher bestimmt gewesen war. Man hatte, wenn ich nicht irre, die Absicht, den Unglücklichen, der diesen Ort erreichte, vor der gesetzlichen Strafe zu schützen, denn ehemals begegneten Könige und Kayser ihren Unterthanen mit vieler Schonung. Als sie ankämen, wurden sie nicht sogleich vom Kirchendiener eingelassen, sondern erst befragt, wer sie wären, und woher sie kämen. Es sind morgenländische Frauen, antwortete einer aus dem

Gefolge; sie wollen, weil ihnen das Geld ausgegangen ist, nur einige Augenblicke in der Kirche verweilen, und dann gleich wieder umkehren. Der Mann glaubte es, und ließ sie hinein.

Den folgenden Tag berief der Kayser den Senat, in welchem er, wie man leicht vermuthen kann, heftig gegen den Alexius loszog. Darauf ließ er die Frauen durch zwey Abgeordnete (Straboromanus und Euphemianus) vor sich fordern. Dalaßene erzählte ihnen die Ursache, durch die ihre Söhne zu dem gegenwärtigen Schritt genöthigt wurden, und bat um Kayserlichen Schutz gegen die unmenschlichen Verfolger. Sie selbst aber wollte nicht eher fort, als bis sie in der großen Kirche gebetet hätte. Dieses fromme Verlangen ward ohne Verzug bewilligt. Sie gieng also in Begleitung der beyden Abgeordneten langsam, und gebückt, theils vor Gram und Alter, theils aus Verstellung. Als sie sich dem Allerheiligsten (e) näherte beugte sie zweymal ihre Knie, dann warf sie sich zum drittenmal hin auf die Erde, umfaßte die heiligen Thüren, und schrie daß sie nicht eher von der Stelle gehen wolle, bis ihr der Kayser zum Zeichen ihrer Sicherheit ein Kreutz schicken würde. Straboromanus bot ihr das Kreutz an, welches er auf der Brust trug; sie schlug es aber aus, weil Er es nicht sey, der sie schützen könne, und weil sie ohnedem ein recht großes Kreutz haben müsse, um es jedermann wissen zu lassen, daß ihr der Kayser geschworen habe. Mittlerweile wurden die Kirchthüren der Morgenandacht wegen eröffnet, und bey der Gelegenheit war auch die Gemahlinn Isaacs hinein gekommen, welche ebenfalls versicherte, daß sie, sollte es auch das Leben kosten, unter keiner andern als dieser Bedingung von der Stelle gehen würde.

Eine

Eine so herzhafte Sprache, und die Furcht vor einem Auflaufe nöthigten jene unverrichteter Sache zurückzukehren. Der Kayser, gutmüthig von Natur, und leicht zu lenken, sandte ihr das verlangte Kreutz mit dem Versprechen, sich nicht an ihrer Person zu vergreiffen. Hierauf ward sie mit ihren Töchtern und Schwiegertöchtern in ein Frauenkloster geführt, wohin auch die Gemahlin des Cäsar Johannes, (9) aus der Kirche zu Blacherne abgehohlt wurde. In dieser Verwahrung lebten sie, ohne weitere Kränkung zu erdulden; denn für die Sicherheit ihres Eigenthums hatte der Kayser die gemessensten Befehle gegeben, und ihre Wächter waren durch allerhand Gefälligkeiten so sehr auf ihre Seite gebracht, daß sie ihnen täglich die neuesten Nachrichten von dem Zustand der entflohenen Prinzen brachten.

Diese hatten nach der Trennung von den Ihrigen schleunig das Blacherner Thor ereilt, und aufgesprengt, sodann aus dem Kayserlichen Stall einige Pferde gezogen, und die übrigen an den Hinterfüßen gelähmt. Von da ritten sie zu dem, nahe vor der Stadt gelegenen Kloster Cosmidion, entdeckten sich der Gemahlinn Cäsars, die sich daselbst aufhielt und zwangen ihren Schwiegersohn Georg Paläologus, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen; denn bis jetzt waren sie, aus dem Grunde weil sein Vater zu gut mit dem Kayser stand, gegen ihn zurückhaltend gewesen. Auch itzt war ihm noch nicht viel zu trauen. Er sträubte sich sehr, und wollte von ihrem Vorschlage nichts wissen, mußte aber doch endlich den Vorstellungen seiner Schwiegermutter nachgeben. Das einzige was ihm noch im Wege stand, war der Gedanke, wie es seiner Schwiegermutter Maria, und seiner Gemahlinn Anna ergehen werde. Die erste stammte aus einem edlen

Bul-

Bulgarischen Geschlechte, und war die schönste Dame ihrer Zeit. Nach einigen Bedenklichkeiten ward er mit Alexius einig, sie in die Kirche der Mutter Gottes zu Blacherne in Verwahrung zu bringen. Als sie auch hiemit fertig waren, eilten die Comnener weiter, ließen aber den Paläolog bey dem vorhin genannten Kloster, um ihm Zeit zu lassen, seine beweglichen Güter, die er daselbst niedergelegt hatte, mit dem Fuhrwerk der Mönche fortzuschaffen. Endlich trafen sie alle auf den bestimmten Sammelplatze bey der Armee ein. Von hier schickten sie einen Boten an den Duca, Johannes Cäsar, der sich auf seinen Gütern zu Morobund aufhielt. Des Morgens früh, ehe er noch aufgestanden war, hält der Bote beym Schloß. Cäsars Enkel, ein sehr junger Knabe, wird ihn gewahr, hört seinen Antrag, und läuft geschwind zum Cäsar, um ihn davon zu benachrichtigen. Cäsar will es anfangs gar nicht glauben, wird aber bald eines bessern überzeugt, als sein Enkel zum andernmal wiederkommt und ihm aus dem Munde des Boten folgende eigne Worte der Comnener überbringt: „Wir haben ein Mahl bereitet, dem es nicht an Würze fehlt. Wollt ihr mit kosten, so kommt flugs herüber." Dieser Antrag war ein Donnerschlag in seinen Ohren. Er stellte sich ganz ungebehrdig, mußte aber doch zuletzt dem Strome folgen, und sich zu Pferde setzen. Unterwegs traf er auf einen Menschen, der einen Transport Geldes an die kayserliche Schatzkammer nach der Hauptstadt führte. Diesen nöthigte er, mit ihm zu übernachten, ließ ihn aufs beste bewirthen, und nahm ihm dafür am folgenden Morgen seine Ladung ab. Dem armen Mann, der sich nicht getraute, mit leerer Hand in die Stadt zu kommen, und auch nicht ohne Gefahr den Rückweg antreten konnte, weil durch den Aufruhr schon alles in Verwirrung gesetzt

setzt war, blieb nichts übrig, als selbst zu dem Cäsar überzugehen.

Dieser setzte nun seinen Weg weiter fort, und stieß auf einen Haufen Türken, die schon über den Eurus gegangen waren. Er fing mit ihnen Unterhandlungen an, und brachte sie in kurzer Zeit durch allerhand Versprechungen so weit, daß sie sich durch einen Eyd mit ihm verbanden. Nachdem er zur größten Freude der Comnener das Lager erreicht hatte, gab er ihnen gleich den Rath in aller Eile gegen die Hauptstadt aufzubrechen. Dieß geschah, und allenthalben wo der Zug durchgieng, wünschte man dem Alexius zur Kayserwürde Glück, die Einwohner von Orestias ausgenommen, die den Vorfall mit dem Briennius noch immer nicht verschmerzen konnten. In Athyra wurde Rasttag gehalten, von da gieng die Armee nach Schiza einem Thrazischen Flecken, wo sie ein Lager schlug.

Itzt war alles voll Erwartung, wer von den beyden Comnenern zum Kayser würde ausgerufen werden. Jeder hatte seinen eignen Anhang, Alexius zwar einen stärkern, doch war Isaacs Parthey immer noch stark genug, daß sehr leicht Aufruhr und Blutvergießen unter ihnen hätte entstehen können. Für den Alexius stimmten alle Verwandte von Seiten seiner Gemahlinn: Cäsar Johannes, dessen Enkel, Michael und Johannes, und Georg Palälogus, der ihre Schwester zur Ehe hatte. Diese wandten alle nur erfinnliche Mühe an, um den Absichten des Alexius beförderlich zu seyn, und brachten auch in der That ihre Gegenparthey bald zum Schweigen. Demungeachtet behandelte Alexius seinen Bruder mit aller Schonung, vorzüglich da er sich überzeugt hatte, wie wenig von demselben zu fürchten sey.

So

So verging denn die Zeit, ohne daß etwas in der Sache gethan wurde, bis sich endlich das Heer um das Gezelt versammelte, und Isaac selbst auftrat, um seinem Bruder den purpurnen Pantoffel anzulegen. „Laß es immer geschehen Bruder, fieng er an, als er sah, daß Alexius sich weigerte, die Vorsehung will durch dich unser Haus in seine alten Rechte wieder einsetzen." Er erinnerte ihn an den Ausspruch eines Wahrsagers, der ihnen einsmals auf der Straße erschienen, als sie vom Kayserlichen Palast nach Hause reiten wollten, und den Alexius mit dem Spruche aus den Psalmen angeredet hatte: Auf und regiere mit Sanftmuth und Güte, Kayser Alexius! (Ob dieß ein Mensch oder ein überirrdisches Wesen gewesen sey, läßt sich nicht bestimmen. Er verschwand so plötzlich, als er erschienen war. Alexius sprengte zwar mit verhängtem Zügel in der Gegend umher, konnte aber nicht das geringste entdecken. Er legte sich hernach selbst die Erscheinung als ein bloßes Spiel seiner Phantasie aus, fand aber doch bey ernstem Nachdenken, daß der Mann viele Aehnlichkeit mit dem Evangelisten Johannes gehabt habe.)

Kurz, das Zureden und Weigern von beyden Theilen dauerte so lange, bis sich endlich Alexius ergab, worauf die Armee sehnlichst gewartet hatte. Auf diese Handlung folgte ein allgemeiner Zuruf der gesammten Armee. Den Anfang machten die Ducas, deren Zuneigung er schon darum besaß, weil er aus ihrer Familie die Irene geheyrathet hatte. Sehr sonderbar war es, daß selbst diejenigen, die noch vor kurzem seine größten Gegner gewesen waren, itzt mit einem mal ihre Gesinnungen veränderten.

Unterdessen verbreitete sich das Gerücht, daß Melissenus bis Damalis (10) vorgedrungen, und zum Kayser ausgerufen sey. Es trafen auch bald Gesandte

von

von demselben ein, welche diese Begebenheit außer Zweifel setzten, und den Comnenern den Antrag thaten, ihren Herrn im Besitz von Asien zu lassen, wofür er dem Alexius die Abendländer abtreten wolle. Dieser Vorschlag wurde verworfen und die Gesandten auf den folgenden Tag vertröstet, wo man sie mit der Antwort entließ, daß dem Melissenus gestatten seyn solle, alle Zeichen der Kayserlichen Majestät, und außerdem die große Stadt Thessalonich zu behalten, eben die, worinn sich die Kirche des heiligen Demetrius befindet, aus dessen Sarge der köstlichste Wunderbalsam fließt. Die Abgeordneten waren zwar mit dieser Antwort nicht zufrieden; da sie aber die großen Zurüstungen zur Belagerung der Stadt sahen und befürchten mußten, die Comnener würden, wenn sie die Stadt erobern sollten in einem noch höheren Tone reden, so verlangten sie daß ihnen eine schriftliche Bestätigung nach allen Formalitäten über den getroffenen Vergleich ausgefertigt würde. Alexius läßt seinen geheimen Secretär Georg Manganes, der bey der ganzen Unterhandlung die Geschäffte besorgt hatte, kommen, und giebt ihm den Auftrag die verlangte Urkunde abzufassen; dieser aber zögert unter dem nichtigsten Vorwand von einem Tage zum andern. Nachdem nun alles so weit in Richtigkeit gebracht war, brach die Armee auf, um Constantinopel, das schon vorher durch leichte Truppen beunruhiget ward, förmlich zu belagern; Areta ward sogleich eingenommen. Dieser Ort, mitten im Felde auf einer kleinen Anhöhe ohnweit Constantinopel erbaut hat die See auf der einen und die Stadt auf der andern Seite; die beyden übrigen sind gegen Norden und Osten gekehrt. Er kann von allen Winden bestrichen werden, hat schönes immer fließendes Wasser, aber durchaus Mangel an Bäumen und Kräutern. Seine Lage gefiel dem Kayser Diogenes Romanus so

sehr,

sehr, daß er sich hier zu seinem Vergnügen einige Gebäude anlegen ließ.

Botaniates war in der verzweifeltesten Lage. Hier rückten die Comnener mit einer ansehnlichen Armee vor die Stadt: dort bey Damalis stand Nicephorus Melissenus an der Spitze eines eben so fürchterlichen Heeres. In Konstantinopel war alles voll Schrecken, jeder hielt die Stadt für so gut als verlohren. Indessen merkten die Comnener nur zu gut, daß es mit der Eroberung nicht so leicht gehen würde. Ihr Heer war ein Gemisch von Einheimischen und Fremden, denen man nie völlig trauen konnte, und deswegen schien es rathsamer sich durch Verrätherey den Weg in die Stadt zu bahnen. Alexius überlegt dieses die ganze Nacht hindurch; früh Morgens, entdeckt er dem Cäsar seinen Plan, und bittet ihn mitzukommen, um die Festungswerke nebst den darauf postirten Wachen zu recognosciren. Diesar ging ungern daran, denn in Constantinopel waren noch sehr viele, die sich erinnerten, ihn ehmals in einer Mönchskutte gesehen zu haben, vor denen er sich also nicht durfte blicken lassen, ohne ihrem beissenden Spotte ausgesetzt zu seyn. Es geschah auch wirklich, wie er befürchtet hatte. Kaum hatten ihn die Soldaten auf der Mauer bemerkt, so riefen sie ihm alle Mönch, Mönch! entgegen. Er aber achtete es nicht, sondern dachte nur darauf, seinen Zweck zu erreichen und auszukundschaften, wo und wie die verschiedenen Truppen durch die Festung vertheilt seyen. Nachdem er hierüber die nöthige Erkundigung eingezogen hatte, gab er dem Alexius den wohlgemeinten Rath, sich weder mit der Legion die den Namen der Unsterblichen führte, und ganz auf römischen Fuß eingerichtet war, noch mit den Varangern, 11) einem aus Thule abstammenden Volke, in Unterhandlungen einzulassen. Die erstere, stellte

te er ihm vor, bestehe aus lauter Landskindern, welche eher Leib und Leben aufopfern, als eine Untreue gegen ihren Fürsten begehen würden, die andern wären von jeher im Dienste unerschüttert geblieben, und hätten deswegen nach einem uralten Vorrechte jederzeit die Leibwache des Kaisers ausgemacht. Es sey ihm also nichts übrig, als bey den Namitzen einen Versuch zu wagen, der ihm aller Wahrscheinlichkeit nach gelingen würde. Diesem zu Folge schickte er einen Abgeordneten an den General der Namitzen (12), um mit ihm wegen der Uebergabe der Stadt in Unterhandlungen zu treten, die dann auch bald glücklich beendigt wurden.

Bis itzt waren die Gesandten des Melissenus noch nicht abgefertigt worden, und drangen also desto heftiger auf die Auslieferung der Urkunde. Manganes dem es nie Ernst gewesen war sie je auszufertigen, versicherte, daß die Schrift zwar fertig sey, bedauerte aber, daß er die Büchse nicht finden könne, in der die Materialien lägen, mit denen sie beurkundet werden müsse. Man begreift leicht, daß dieß weiter nichts als ein Kunstgriff vom Manganes war, der befürchtete, Melissen möchte sich, wenn er diese Urkunde allzu früh erhielte mit dem bewilligten Kaisertitel nicht zufrieden geben, und Lust bekommen weiter um sich zu greifen. Die Gesandten merkten wohl, daß man es nicht redlich mit ihnen meyne, versuchten es aber doch noch einmal, mit ihrem Gesuch einzukommen, und zwar gerade um die Zeit, da die Armee im Begriff war in die Stadt zu rücken. Allein itzt hatten die Comnener gewonnen Spiel und gaben also eine Entscheidung von sich, wie man sie unter den gegenwärtigen Umständen leicht erwarten konnte: Wenn Melissen, hieß es, sich selbst zu uns bemühen will, so wollen wir schon einen Ver-

gleich zu Stande bringen, durch den beyde Theile zufrieden gestellt werden.

Die Eroberung Constantinopels durch Alexius geschahe im April des Jahres 1089, und war von Gewaltthätigkeiten begleitet, wie man sie von einem undisciplinirten, aus so vielen Völkern zusammengerafften Heere erwarten konnte. Alles ward mit Rauben und Plündern erfüllt, nichts, selbst nicht das Heiligste in den Kirchen ward verschont, und zu dem gräßlichen Schauspiel fehlte nichts, als daß auch noch Blut geflossen wäre.

Schon vor Eroberung der Stadt hatte der alte Kaiser alle Hoffnung aufgegeben, sich gegen zwey Feinde halten zu können, und daher den Entschluß gefaßt, mit Melissen in Unterhandlung zu treten. Aber erst jetzt, da es schon aufs äusserste gekommen war, machte er Anstalt, ihn zu sich kommen zu lassen. Er schickte zu dem Ende einen von seinen Getreuen ab, um auf der Flotte die Veranstaltung zu treffen, daß die Truppen des Melissen übergesetzt würden. Aber auch dieser Anschlag wurde, ehe noch der Bote die Flotte erreicht hatte, vernichtet. Georg Palåolog, der Mittel gefunden hatte, sich in das Schiff einzuschleichen, auf welchem der Bote fuhr, wiegelte hier ohne viele Mühe die Ruderknechte auf, fuhr dann zur Flotte, die er gleichfalls in kurzer Zeit auf seine Seite brachte, seegelte mit ihr nach der Burg zurück, und ließ die Matrosen ans Land steigen, um auf alle Weise die Ueberfahrt der feindlichen Truppen zu verhindern.

Alle diese Unglücksfälle zusammen machten den Botaniates völlig kleinmüthig, ob ihm gleich Nicephorus Palåologus, Georgs Vater, versicherte, daß es ein leichtes seyn würde, das Gesindel des Alexius, so

wie

wie es ohne alle Ordnung in der Stadt herumschweife, zum Thor hinaus zu jagen, sobald er nur seine alten tapfern Soldaten gegen sie schicken wolle. Der Kaiser mochte davon nichts wissen, sondern drang darauf, den Streit in Güte auszumitteln, zu welchem Ende er dem Alexius folgenden Vergleich anbieten ließ. Alexius sollte wirklicher regierender Kaiser seyn, er selbst verlange für sich weiter nichts, als den leeren Titel, und die Ehrenbezeugungen, welche diesem Namen gebührten. Die Comnener schienen nicht abgeneigt dem alten Kaiser, der in der That nichts als Ruhe und Sicherheit für den Rest seines Lebens wünschte, hierin zu willfahren, und würden gewiß nachgegeben haben, wenn sich der Cäsar nicht hartnäckig dagegen gesetzt hätte.

Unterdessen hatte Borilus, der während dieses Aufruhrs nicht müssig gewesen war, ein starkes Corps in der Stadt zusammengezogen, welches wahrscheinlich dem Alexius den Sieg wieder aus den Händen würde gerissen haben, wenn sich nicht der Patriarch (auf Cäsars Anstiften, wie einige wollen) noch zur rechten Zeit ins Mittel geschlagen, und dem Kaiser vorgestellt hätte, sich lieber ganz des Throns zu begeben, als einen Tropfen Bürgerblut zu vergießen. Der tiefgebeugte Greis folgte seinem Rathe und floh in die große Kirche, mußte aber unterwegs die Kränkung erdulden, daß Borilus ihm den kaiserlichen Schmuck, den er in der Zerstreuung abzulegen vergessen hatte, vom Leibe riß und dabey spöttisch sagte: Herr, jetzt steht euch dieses ungemein gut.

Drittes Buch.

Kaum war der kaiserliche Palast in den Händen der Komnener, so giengen auch schon zwey Abgeordnete an den Kaiser ab, die ihn in ein Kloster brachten und nicht eher verließen, als bis er sich die Tonsur hatte geben lassen. Der unglückliche Greis ergab sich auch bald in sein Schicksal, und bedauerte nur den Verlust seiner schönen Tafel. Unterdessen blieb die Kaiserin mit ihrem Sohne, den sie von ihrem vorigen Gemahl Michael Ducas hatte, im Palast zurück, und die Lästerung will von einem geheimen Liebesverständniß wissen, das sie so sicher gemacht haben soll. Die wahre Ursache ihres Bleibens aber war wohl diese, daß sie, als eine Fremde, außer den Komnenern, die ihr in mehrerem Betracht so viel schuldig waren, weder Freunde noch Verwandte um sich hatte, denen sie sich füglicher hätte anvertrauen können. Dazu kam noch die Liebe für ihren, damals siebenjährigen, Sohn, den sie aus zärtlicher Sorgfalt nicht von ihrer Seite lassen wollte.

Demungeachtet verbreitete sich nicht allein jenes Gerücht, sondern man wollte es auch schon für ausgemacht halten, daß der neue Kaiser sich mit ihr vermählen werde. Die Ducas besaßen zuviel Verstand, um an dieses Mährchen zu glauben, mußten sich aber doch vor des Alexius Mutter, die ihrer Familie nie wohl gewollt hatte, in Acht nehmen. Gleich denselben Tag, als Georg Palälog mit der Flotte im Hafen hielt, um dem Kaiser den gewöhnlichen Zuruf zu bringen, geschah ein Vorfall, der sie in ihrer Furcht bestärkte, und bey

andern

andern den Verdacht gegen die Kaiserin Maria noch wahrscheinlicher machte. Es schrieen ihm nämlich einige aus dem Schlosse zu, er sollte sich ja nicht unterstehen, den Namen der Irene, der Gemahlin des Alexius, mit zu nennen. Georg antwortete ihnen aber in gerechtem Zorn: „Was wir gethan haben, thaten wir nicht für euch, sondern für eben diese Irene."

An diesem Vorfall war wenigstens Alexius unschuldig, der sich vielmehr aufs eifrigste bestrebte, Ruh und Sicherheit wieder herzustellen, und vorzüglich dem Unheil abzuhelfen, das noch immer durch seine Truppen angerichtet wurde. Man kann sich leicht vorstellen, daß er hierbey mit aller Behutsamkeit und Klugheit zu Werk gehen mußte, um nicht durch strenge Vorkehrungen das ausgelassene Raubgesindel wider ihn selbst aufzuhetzen. Cäsar Johannes hingegen wandte alle Kunstgriffe an, um die Kaiserin Maria mit guter Art aus dem Palast zu locken. Nachdem er den Patriarchen Cosmas für seinen Plan gestimmt hatte, um sich von dieser Seite gegen die Mutter der Komnener zu decken, so bot er seine ganze Beredtsamkeit auf, die Maria zu bewegen, daß sie für sich und ihren Sohn einen Schutzbrief von dem neuen Kaiser auswirkte, und alsdann den Palast räumte. Sie war ihm zuviel schuldig, als daß sie nicht seinen Vorstellungen hätte folgen sollen. Denn nur ihm allein hatte sie ihre Vermählung mit dem Kaiser Botaniates zu danken, und es war ihr nicht unbekannt, wieviel Schwierigkeiten er überwinden mußte, bis ihm diese Verbindung gelang. Maria fand sich also wirklich bereit, seinem Vorschlage zu folgen. Ehe sie aber noch den Palast verlassen hatte, ward Alexius vom Patriarchen Cosmas gekrönt, ohne seine Gemahlin an dieser Ehre Theil nehmen zu lassen. Die Ducas fanden sich dadurch

äusserst beleidigt, und drangen mit aller Gewalt auf die Krönung der Irene.

Es lebte damals ein Mönch in Constantinopel, der ohnweit der großen Kirche seine Behausung hatte, und in einem großen Rufe der Heiligkeit stand. Er wußte sich bey Alexius Mutter durch hohe Verheißungen einzuschmeicheln, die dieser ohnehin sehr herrschsüchtigen Dame nicht anders als willkommen seyn mußten. Sie machte ihm dafür Hoffnung zu dem patriarchalischen Stuhl, erklärte sich laut gegen den damaligen Patriarchen, und ließ diesem durch einige dazu abgerichtete Personen unter der Hand einen Wink geben, er möchte aus Erkenntniß seiner eignen Schwäche seine Entlassung fordern. Cosmas merkte wohl, woher das alles komme, schwur aber heilig, nicht eher seine Würde niederzulegen, als bis Irene gekrönt sey, welches dann auch wenige Tage nachher geschah. Er dankte bald darauf ab, und gieng in ein Kloster. Sein Nachfolger war der vorhin erwähnte Mönch, Eustratius.

Während dieser Vorfälle beschäfftigte sich Alexius damit, Titel und Würden am Hofe auszutheilen. Er bestätigte z. B. dem Nicephorus Melissenus den kaiserlichen Titel, erfand für seinen ältern Bruder Isaak einen neuen, nämlich den Titel eines Sebastocrator (13), der ihm den nächsten Rang nach dem wirklichen Kaiser gab. Der Kaiserin Maria versprach er vollkommnen Schutz, erlaubte ihrem Sohne (der unter der vorigen Regierung, zwar nicht gemeine und schwarze, aber doch nur seidne mit einigen Blumen gewirkte Schuhe tragen durfte) purpurne Schuhe anzulegen, sich einer Krone, nebst des kaiserlichen Titels zu bedienen, und Antheil an der Regierung zu nehmen. Nach diesem getroffenen Vergleich zog Maria unter

einer

einer ehrenvollen Begleitung aus dem kaiserlichen Palaste.

So hatte denn Alexius alles in Richtigkeit gebracht, bis auf den einzigen Punct, der einem Manne von so zartem Gefühl für Religion und Tugend gewiß nicht unwichtig seyn kann. — Er fühlte Gewissensbisse wegen der unzähligen Greuel, die bey der Einnahme Constantinopels verübt worden, und glaubte seine Regierung nicht mit Segen eröffnen zu können, so lange er nicht das geschehene Böse, so viel in seinem Vermögen stünde, wieder gut gemacht hätte. In dieser Herzensangst ließ er auf Anrathen seiner Mutter den Patriarchen Cosmas, (der damals seine Würde noch nicht niedergelegt hatte) nebst einigen Mönchen und den vornehmsten Mitgliedern der heiligen Synode zu sich rufen, stellte sich denselben als einen reuigen Sünder dar, legte ihnen eine aufrichtige Beichte seiner Vergehungen ab, und unterwarf sich im voraus jeder Züchtigung, die sie über ihn erkennen würden. Diese Synode aber fand für gut, nicht ihn allein, sondern zugleich alle seine Freunde und Verwandte, die an der Verschwörung Theil genommen hatten, mit der Kirchenbuße zu belegen. Alle waren dazu willig und bereit, und hatten dabey noch den Trost, daß ihre Gemahlinnen freywilligen Antheil an ihrer Büßung nahmen. Vorzüglich zeichnete sich der Kaiser in seinen Bußübungen aus. Er zog ein grobes härnes Tuch auf den bloßen Leib an, und schlief vierzig Tage hindurch, den Kopf auf einen Stein gestützt, auf der bloßen Erde.

Nach Verlauf dieser Zeit ergriff Alexius wieder getrost die Zügel der Regierung. Sein Vorhaben war, seine Mutter so tief in die Staatsgeschäffte zu verwickeln, daß sie endlich von ihrer Unentbehr-

lichkeit überzeugt, ihrem Hange zum Klosterleben entsagen möchte; dabey aber mußte er doch die Vorsicht gebrauchen, ihr nicht vor der Zeit seinen Entschluß merken zu lassen. Er legte es daher so künstlich an, daß sie sich am Ende gefangen sah, und aus Liebe für ihren Sohn das Ruder des Staats nicht mehr aus den Händen legte.

Bald erschien auch die Gelegenheit, wo er sich ihres Beystandes kräftig bedienen konnte. Noch vor Ausgang desselben Jahres that Robert einen feindlichen Angriff, und zwang den Alexius, sich mit seiner Armee in Bewegung zu setzen. Weil nun seine Gegenwart im Felde nöthig war, so übertrug er seiner Mutter, mit Ausschluß aller Andern, unumschränkte Gewalt in öffentlichen Geschäfften, und bestätigte ihr dieselbe durch folgende Urkunde.

„Nichts übertrifft die Zärtlichkeit einer Mutter, die „für das Wohl ihrer Kinder sorgt. Auf ihren Schutz „kann man bauen, wenn Gefahren und andre Unglücks„fälle drohen. Der Rath, den sie giebt, ist wohlüber„legt und standhaft, ihre Gebete und Wünsche sind „sichere Stützen und unüberwindliche Wächter. Diese „Wahrheit hab ich an dem Beyspiel meiner nie genug „zu verehrenden Mutter bestätigt gefunden, der ich „Leben und Erziehung von Kindesbeinen an zu verdan„ken habe. Sie erleichterte mir die Last meiner Re„gierung, und nahm an den Beschwerlichkeiten derse„ben keinen geringen Antheil. Jetzt, da ich gegen den „Feind anrücken soll, und alle Hände voll mit Kriegs„rüstungen zu thun habe, kann ich unmöglich die Be„sorgung der übrigen Staatsgeschäffte und die Verwal„tung der Gerechtigkeit in meinem Lande bey Seite „setzen. Darum vertraue ich beydes der Aufsicht mei„ner

„ner vielgeliebten Mutter an, und theile ihr, kraft ge„genwärtiger Urkunde, unumschränkte Vollmacht mit, „so daß alles, was sie entscheidet, anordnet und be„fiehlt, angesehen werde, als wenn es von mir geschе„hen sey."

Man wird in der That über diesen Schritt des Alexius erstaunen, durch den er alle Macht seiner Mutter übertrug, und sich selbst mit dem leeren Titel begnügte. Vielleicht wird man es ihm zum Vorwurf anrechnen, daß er sich selbst den Gefahren des Kriegs aussetzte, um ein Weib an die Spitze des Staats zu stellen. Aber alle diese Bedenklichkeiten verschwinden, wenn man den hohen Geist, und die ungemeine Thätigkeit der Anna in Erwägung zieht. Alexius kannte diese gar zu wohl, und wußte, daß er nichts bessers thun könne, als was er wirklich that. Er war ihr daher in allen Dingen wie ein Sclave ergeben, befolgte ihren Willen auf das pünktlichste, und war gleichsam nur das Instrument in den Händen der Anna. In dieser Rücksicht kann man ihm auch nicht füglich den Titel eines Selbstherrschers geben, weil er sich ein für allemal der obersten Gewalt begeben hatte.

Meine Absicht ist nicht, mich in das Lob einer Fürstin zu verlieren, die als Regentin und als Mensch die größte Achtung verdient. Einzelne Züge bloß will ich zusammen stellen, aus denen der Leser den Karakter dieser, für ihre Zeit so merkwürdigen, Frau entwerfen und beurtheilen kann. Seit dem Kaiser Monomachus waren die Sitten des Hofes aufs äusserste verdorben, und Buhlschwestern wurden ungescheut in dem kaiserlichen Palaste geduldet. Diese Ausschweifungen dauerten bis auf die Zeiten der Anna, durch deren Eifer dem Unwesen glücklich gesteuert ward. Sie theilte ihre

Zeit aufs genaueste zwischen Andachtsübungen, öffentlichen Geschäfften und Erhohlungen. Ihre Wohnung war der Zufluchtsort für Arme und Bedrängte jedes Standes. Priester und Mönche standen bey ihr in vorzüglichem Ansehn, speisten oft in ihrer Gesellschaft, und von den letztern mußten immer einige zugegen seyn, wenn sie offne Tafel hielt. Ihr äusserlicher Anstand hatte etwas Erhabnes, das jedem, der sie sah, Ehrfurcht einflößte; schon ihr durchdringender Blick war dem Wollüstling unausstehlich. Mit diesem strengen Ernst aber verband sie wieder die angenehmste Milde, wodurch sie die Herzen guter Menschen fesselte. Sie war unaufhörlich mit neuen Entwürfen beschäfftigt, welche auf das Wohl des zerrütteten Staats, nicht wie ihr einige Schuld geben, auf sein Verderben abzweckten. Bey allen diesen zerstreuenden Geschäfften setzte sie noch immer das ascetische Leben fort, das von ihrem überwiegenden Hange zum Mönchsstande zeugte. Den größten Theil der Nacht brachte sie mit Wachen, Beten und Singen zu, und in aller Frühe, oft noch vor Tages Anbruch gieng sie an die Regierungsgeschäffte. Aber auch diese wußte sie so zu ordnen, daß ihr täglich Zeit übrig blieb, um die Kirche der heil. Thecla zu besuchen, die von dem Bruder ihres Gemahls, dem Kaiser Isaak Comnenus bey folgender Gelegenheit erbaut worden war.

Die Fürsten der Dacier hatten die Verträge gebrochen, welche sie ehedem mit den Römern eingegangen waren, und diese Gelegenheit benutzten die Sauromaten, ehemals Mysier genannt, um über den Ister zu gehen, der bisher die Grenze zwischen ihrem und dem römischen Gebiete bezeichnet hatte. Der Ueberfall geschahe im Winter, da der Fluß zugefroren war. Die nächste Veranlassung zu demselben gaben ihre Grenznachbarn

nachbarn, die Geten, deren unaufhörliche Befehdungen und Streifereyen in das Gebiet der Sauromater das ganze Volk endlich zwangen, seinen Wohnsitz zu verlassen und ins Kaiserliche zu dringen, wo sie alles auf das schrecklichste verheerten.

Isaak hielt es für das rathsamste, sich zuerst von Triaditza (15) Meister zu machen, um diese Stadt als Vormauer gegen die östlichen Barbaren zu gebrauchen. Nachdem er diesen Zweck ohne viele Mühe erreicht hatte, gieng er geradeswegs auf die Feinde los, stellte sein Heer vor ihren Augen in Schlachtordnung, und griff ihr Lager auf der festesten Seite an. Die Sauromaten zogen sich allmählig mit Hinterlassung ihrer Zelte zurück, gaben ihm aber zu verstehen, daß sie den dritten Tag wieder zu kommen gedächten. Nach ihrem Abzuge ließ er ihr ganzes Lager zerstöhren, und wollte eben mit reicher Beute beladen zurückkehren, als ihm am Fuß des Berges Lobitza ein entsetzliches Ungewitter mit Regen und Schneegestöber überfiel; es war eben der vier und zwanzigste September, an welchem das Gedächtniß der heiligen Thecla gefeyert wird. Durch den unaufhörlichen Regen schwollen Flüsse und Bäche so an, daß sie austraten und das ganze Feld, auf dem die Armee sich befand, unter Wasser setzten. Der Proviant ward fortgeschwemmt oder verdorben; Menschen und Vieh erstarrten vor Kälte; ein Blitz verschlang den andern, ein Donnerschlag den andern, der ganze Himmel schien in Feuer aufzugehen und der Welt Untergang nahe zu seyn. In dieser schrecklichen Noth benutzte der Kaiser die erste Wetterstille, um seine Truppen, wiewohl mit einem nicht geringen Verlust an Mannschaft, durch die Fluthen bis an einen Platz vorrücken zu lassen, wo eine Buche stand, unter welche er sich lagerte. Aber auch hier glaubte er sich nicht

sicher,

sicher, weil tobende Stürme dem Baume den Einsturz drohten, und kaum hatte er sich einige Schritte entfernt, so stürzte der Baum; ein Zufall der dem Kaiser zu wunderbar vorkam, um in demselben nicht die Hand einer besondern Vorsehung zu erkennen. Sobald er also in Constantinopel angelangt war, ließ er der heiligen Thecla eine Kirche bauen, und brachte ihr darinn, nach Art ächter Christen, den schuldigen Dank für seine glückliche Errettung.

Ich kehre von dieser Ausschweifung zum Faden der Erzählung zurück. Das griechische Reich befand sich jetzt in der mißlichsten Lage. Im Morgenland wütheten die Türken, im Abendland machte Robert alle mögliche Versuche, um die Ansprüche des falschen Michael auf den Kaiserthron zu unterstützen, oder vielmehr, um unter diesem elenden Vorwande seine eigne Länderſucht zu befriedigen. Alexius hatte ihm keine Armee entgegen zu setzen, denn sein ganzes Heer bestand aus dreyhundert Mann, die obendrein noch Ausländer von Chioma waren, ungeübtes muthloses Volk. Dazu kam noch, daß in der Schatzkammer kein Geld war, um neue Truppen anzuwerben. Die Sorglosigkeit der vorigen Kaiser hatte das Kriegswesen ganz in Verfall gerathen lassen, und daher kam es, daß Alexius beym Antritt seiner Regierung den Staat in einer Entkräftung fand, die nach dem Zeugniß alter erfahrner Männer ganz ohne Beyspiel war.

Es war jetzt mit dem Reiche auf's äußerste gekommen, und ohne Zweifel würde es von den Feinden verschlungen worden seyn, wenn nicht die feste Entschlossenheit des Kaisers es gerettet hätte. Er ließ eiligst an alle seine Stadthalter und Vasallen im Orient einen Befehl ergehen, die haltbaren festen Oerter gehörig zu versichern, eine hinlängliche Anzahl Soldaten in den

Län-

ländern zu lassen, und mit den übrigen nach Constantinopel zu kommen. In dem Abendlande bemühte er sich seine Parthey zu verstärken, und die des Roberts zu schwächen. Er wandte alles an, um zu verhindern, daß nicht so viele angesehene Männer zum Feinde übertraten, unter denen ich hier den Monomachatus nennen will, der den Alexius vor seiner Thronbesteigung empfindlich beleidigt hatte, und sich itzt leicht aus Furcht in Roberts Schutz begeben konnte. Dieses nun zu verhindern, schickte er den Georg Paläolog mit dem Auftrag ab, sich Dyrrachiums (einer illyrischen Stadt, in die sich Monomachatus geworfen hatte) wenn es möglich wäre, ohne Schwertschlag zu bemächtigen, (denn, um offenbare Gewalt zu brauchen, mangelte es ihm an Kräften,) und es dann zu einem haltbaren Ort zu machen. Ausserdem ermahnte er noch schriftlich die Befehlshaber in den Seestädten, und die Bewohner der Inseln zur Treue und Standhaftigkeit. Es war ihm aber nicht genug, sein Land von dieser Seite zu verwahren, er suchte vielmehr noch Mittel und Wege, um dem Robert auch von hinten in den Rücken zu fallen. Zu dem Ende trat er mit dem Fürsten Herrmann (p) von der Lombardey, mit dem römischen Pabst, mit Herwäus Erzbischoff von Capua und mit allen Fürsten und Herzogen von Gallien in Unterhandlung, und wiegelte sie alle durch Geschenke und Versprechungen gegen Robert auf. Einige von ihnen fanden sich gleich bereitwillig, andre aber verlangten vorher noch grössere Geschenke. Vorzüglich aber richtete er sein Augenmerk auf den deutschen König, der schon für sich allein im Stande war, es mit Roberten aufzunehmen. Diesem schrieb er mehrere Briefe mit schönen Worten und Versprechungen erfüllt, und brachte ihn endlich auch so weit, als er ihn haben wollte. Der letzte Brief lautete im Auszuge so:

„Aller-

„Allerdurchlauchtigster Christlichster Bruder,

Eure Gesinnungen gegen mich zeugen von eurer Frömmigkeit, da ihr den verruchten Bösewicht, der mein und Gottes Widersacher ist, auch als euren Feind erklärt. Was meine Länder anbetrifft, so steht darin alles recht wohl, bis auf einige kleine Plätze, die durch Robert beunruhigt worden. Mit Gottes Beystand hoffe ich auch diesen zu besiegen. Die von euch verlangten hundert und vier und vierzig tausend Nummos, nebst den hundert seidenen purpurfarbenen Kleidern habe ich schon nach der Vorschrift eures getreuen edlen Grafen Buichard durch meinen Minister Constantin abgehen lassen. Das Geld besteht in Silbermünze, nach altem römischen Fuß geprägt. Die übrigen versprochenen zweymal hundert und sechzehn tausend Nummen, nebst dem Gehalte für die bewilligten zwanzig Axiomaten sollen eurem getreuen Diener Bagelard eingehändigt werden, wenn Eure Königliche Majestät nach geleistetem Eyde in die Lombardey wird eingebrochen seyn. Wie der Eyd eingerichtet werden müsse, wird euch bereits bekannt seyn: auch soll euch Constantin alle Punkte die ihr darinn zu beschwören habt, genau vorlegen. Eure Gesandten habe ich noch nicht zum Eyde gelassen, weil ihnen die Vollmacht fehlte, sich mit mir über gewisse äußerst wichtige Artikel zu vergleichen; darum werdet Ihr, wie mich euer treuer Diener Albert versichert hat, selbst die Güte haben, mir den Eyd zu leisten. Graf Bulchard ist etwas länger bey mir aufgehalten worden, weil ich ihm den Sohn meines vielgeliebten Bruders Isaac gerne vorstellen wollte, damit er euch von diesem hoffnungsvollen Kinde erzählen möchte. Ich betrachte es, da ich selbst kein Kind habe als mein eignes, das, so Gott will, unsre beyden Häuser durch Blutsfreundschaft verknüpfen kann.

Uebri-

Uebrigens sende ich euch ein goldnes mit Perlen besetztes Kreutz, eine goldne Büchse worinn Reliquien verschiedner Heiligen, die jede besonders eingewickelt und bezeichnet sind, nebst einigen andern Pretiosen.“

Bis itzt war Alexius noch immmer in der Hauptstadt geblieben, um von da aus die nöthigen Vorkehrungen zur Vertheidigung seiner Länder zu machen. Im Orient richteten wie oben gesagt die Türken (deren damaliger Sultan Soleyman hieß, und zu Nicäa residirte) entsetzliche Verwüstungen an. Sie waren schon bis Propontis vorgedrungen und streiften in der ganzen Gegend bis an den Bosphorus, der itzt Damalis heißt, umher. Die Byzantiner sahen aus ihren am Meer gelegnen Städten und heiligen Oertern diesem Unwesen gelassen zu, und wußten sich vor Bestürzung nicht zu rathen. Alexius fühlte die Noth seiner Unterthanen zu sehr, als daß er länger unthätig hätte bleiben können. Er ließ seine Soldaten, die aus Römern und Chomatenern bestanden, und zum Theil nur leicht bewafnet waren, in kleinen Fahrzeugen zur Nachtzeit an das von den Feinden beunruhigte Ufer steigen, und gab ihnen den Befehl, die Türken, wenn sie ihnen auch an Zahl überlegen wären, unversehens zu überfallen, und dann geschwind wieder zurück zu kehren. Der Versuch gelang, die Türken zogen sich zurück, und Alexius besetzte die von ihnen verlassenen Oerter. Den folgenden Tag griffen die Kaiserlichen, wie wohl mit aller Vorsicht, die Feinde von neuem an, und trieben sie noch tiefer ins Land hinein. Der Kaiser bekam dadurch neuen Muth, ließ seine Truppen zu Pferde sitzen, und durch beständige Scharmützel die Türken beunruhigen. Seine Armee wuchs auch nach und nach zu einer solchen Stärke, daß die letztern allen Widerstand aufgeben, und demüthig um Frieden bitten mußten.

Alexius

Alexius bewilligte ihnen diesen um so geschwinder, da er durch sichre Nachricht von Roberts Anmarsch unterrichtet war, und brachte mit Hülfe einiger Geschenke einen Vertrag zu Stande, in welchem der Fluß Draco (16) zur Grenze des türkischen Gebietes gemacht wurde.

Wir verließen oben den Paläolog auf dem Marsche nach Dyrrachium. Monomachatus glaubte, wie es auch der Erfolg auswies, daß er sich hier nicht würde halten können, und floh, ehe jener noch ankam, zum Bodinus und Michaelas, stellte sich aber sogleich in Constantinopel, als ihm der Kaiser schriftlich versprach, seines Fehlers nicht ferner zu gedenken.

Robert hatte seinen Sohn Roger als Verweser seiner italiänischen Staaten zu Hydrunt gelassen, und befand sich eben zu Brunduſi, als die Nachricht ankam, daß Dyrrachium an den Paläolog übergegangen sey. Der Ort schien ihm wichtig genug, um die ernstlichsten Anstalten zur Belagerung desselben zu machen. Er seegelte auch wirklich mit der Flotte, auf die er seine Landtruppen mit eingeschifft hatte, aus dem Brunduſischen Hafen in der schönsten Ordnung ab, und hatte nichts geringeres im Sinn, als Dyrrachium zu Wasser und zu Lande einzuschließen. Der Wind begünstigte die Fahrt, und brachte ihn wohlbehalten bis nach Bothrut. (17) Hier erwartete ihn sein Sohn Bohemund, der mit einem fliegenden Corps vorausgegangen war, und Aulon weggenommen hatte. Bohemund zog die Hälfte der Truppen aus den Schiffen an sich, setzte seinen Weg zu Lande fort, und mit dem Ueberrest des Heers seegelte Robert weiter. Er war schon vor Corcyra vorbey, als ihn in der Gegend des Vorgebürges Gloßa, (18) und zwar mitten im Sommer, da die Sonne schon in das Zeichen des Löwen trat, ein wüthender

thender Orcan überfiel, der seine Flotte theils auf offenbarer See, theils am Strande zertrümmerte. Unter den wenigen Schiffen die mit genauer Noth dem Schiffbruch entkamen, gehörte auch das Admiralschiff, auf welchem Robert sich befand. Der kleine Rest seiner geretteten Truppen mußte viel vom Gestank der Leichname erdulden, welche die See in so großer Anzahl ausgeworfen hatte, daß sie mit Beerdigung derselben kaum fertig werden konnten; und vielleicht würden auch diese wenigen vom Hunger aufgerieben seyn, wenn nicht gerade damals Erndte-Zeit gewesen wäre.

Robert ließ sich durch diesen Unglücksfall nicht kleinmüthig machen. Er brach mit seinen Leuten auf, und erreichte in sieben Tagen Glabinitza, wo er ausruhen, und die Ankunft seines Sohnes, nebst einem neuen Transport Soldaten und Schiffen aus Brundusi und andern Orten abwarten wollte. Sobald er diesen Zweck erreicht hatte, fing er die Feindseligkeiten gegen Illyrien zu Wasser und zu Lande an; und setzte sich mit seinen Truppen innerhalb den Ruinen des ehemaligen Epidamnus fest, das in dem Kriege des Pyrrhus gegen die Römer alle seine Einwohner durchs Schwert verlohr, und nach langer Zeit, wie es Volkssage und alte Denkmähler bezeugen, von Amphion und Zäthus, auf einer andern Stelle wieder neu erbaut, und Dyrrachium genannt wurde.

Was ich hier von Robert erzähle, kömmt aus dem Munde eines Augenzeugen, der als Legat des Bischofs von Baris (19) in Roberts Gefolge dem Feldzuge beywohnte.

Viertes Buch.

Der siebzehnte Junius des tausend ein und achtzigsten Jahrs nach Christi Geburt war der merkwürdige Tag an dem Robert den ersten feindlichen Einfall that. Seine Armee war nicht allein sehr zahlreich sondern auch in der besten Verfassung, und sehr gut in den Waffen geübt, eben dieses galt auch von seiner Flotte. In Dyrrachium hingegen, das der Feind von allen Seiten beängstigte, sah es äußerst traurig aus; die Besatzung war voll Schrecken, und hätte vielleicht allen Muth sinken lassen, wenn nicht ihr Commendant ein Mann gewesen wäre, der hier völlig an seinem Posten stand. Paläolog, als ein geübter Krieger, der keine Gefahr scheute, und in den Morgenländern mehr als ein Treffen gewonnen hatte, bot alles auf, um die Gegenwehr so kräftig als möglich zu machen. Bisher hatte man aller Orten ausgesprengt, Robert habe es blos auf Beutemachen angelegt, und werde sich nach einigen Streifereyen wieder ruhig nach Apulien zurückziehen: jetzt aber ließ sich aus den ernstlichen Zurüstungen mehr als zu deutlich abnehmen, daß Robert wirklich auf Eroberungen ausgehe, und vor allem Dyrrachium, als den Schlüssel des Reichs, in seinen Händen zu haben wünsche. Als er vor dieser Stadt ankam, und um die Ursache des Krieges befragt ward, gab er zur Antwort: er wolle Michael auf den Thron erheben, von dem man ihn unrechtmäßiger Weise gestoßen, und die Schmach rächen welche dieser Kaiser habe erdulden müssen. Die Besatzung erbot sich ohne Verzug die Thore zu öffnen, wenn man ihnen den wahren

ren Michael zeigen würde. Robert ließ auch wirklich einen Mann in prächtigen Kleidern mit klingendem Spiele vorführen, der aber mit Hohngelächter abgewiesen ward.

Was diesen falschen Michael sonst noch betrifft, so waren die Meynungen über ihn sehr verschieden. Einige hielten ihn für den Mundschenken des Kaisers, dessen Namen er sich anmaßte, andre für den wahren Michael, noch andre fanden bey der ganzen Sache weiter nichts, als eine List der sich Robert zu seinen eigennützigen Absichten bediente.

Paläolog berichtete dem Kaiser alles was vorgefallen war, und unter andern auch, daß die Parthey des Feindes immer stärker werde, weil sich viele überredeten, daß Michael wirklich in Roberts Lager befindlich sey.

Alexius hatte nicht einmal so viel Soldaten, als Robert aus dem Schiffbruch gerettet hatte, und wußte sich weiter keinen Rath, als bey den Türken und Venetianern um Hülfe zu bitten. Von den letztern verlangte er Beystand zur See, und schleunigen Entsatz der belagerten Festung.

Er schickte ihnen viele Geschenke und that ihnen auch mehrere Versprechungen, die er auf jeden Fall, sie möchten siegen oder verlieren zu halten bereit sey. Zuletzt erbot er sich auch, ihnen alles was sie von ihm begehren würden, und was nicht mit dem Nachtheil des Reichs verknüpft sey, schriftlich zu bestätigen.

Die Venetianer ließen sich sogleich bereitwillig finden, brachten den Vertrag ohne Zeitverlust zu Stande, seegelten mit der Flotte ab, und legten sich nach einer glücklichen Fahrt bey Pallia, (wo eine uralte

Kirche zur unbefleckten Mutter Gottes stand) ungefehr achzehn Stadien von Roberts Lager, vor Anker. Von hieraus konnten sie die feindliche Flotte übersehen, und fanden sie in einem so guten Zustand, daß ihnen aller Muth verging einen Angriff zu wagen. Robert schickte seinen Sohn mit der ganzen Seemacht an sie ab, und verlangte von ihnen als rechtmäßiger Kaiser nebst Michael anerkannt zu werden. Die Venetianer nahmen sich auf vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit. Gegen Abend fiel eine Windstille ein, die sie verhinderte sich dem Ufer zu nähern. Sie banden also die größeren Schiffe an einander, um einen so genannten Meerhafen zu bilden, befestigten hölzerne Thürme an den Masten, und stellten sich in völlige Schlachtordnung. Den folgenden Tag erwartete Bohemund, daß seine Fodernng würde angenommen werden, mußte aber statt dessen die größten Anzüglichkeiten hören, daher er dann auch der erste war, der den Angriff that, und mit unüberlegter Hitze eindrang. Die Venetianer hatten dicke schwere mit eisernen Spitzen beschlagene Klötze, einer Elle lang, welche sie von oben hinab auf die feindlichen Schiffe warfen. Ein einziger solcher Klotz durchbohrte Bohemunds Schiff, daß es sank, und er selbst, sich kaum durch Schwimmen auf ein anderes Schiff retten konnte. Dieser Zufall brachte seine Flotte in Verwirrung; sie ward geschlagen, und floh bis auf die Rhede von Dyrrachium. Hier landeten die Sieger, und trieben mit Hülfe Paläologs, der einen glücklichen Ausfall that, die Feinde in ihre Verschanzungen zurück.

Man kann sich leicht die Freude denken, die der Kaiser bey dieser Nachricht empfand. Er beschenkte die venetianischen Gesandten reichlich, und gab ihnen viel Präsente an den Doge und Senat mit. Dagegen be-

beharrte Robert noch immer standhaft auf seinem Vorsatze. Er konnte weil es Winter war, seine Schiffe nicht in die See gehen lassen. Alle Schiffe aber, welche ihm aus Italien Zufuhr bringen wollten, wurden von Römern und Venetianern weggenommen.

Das folgende Frühjahr liefen die Venetianer, so bald die See offen war, wieder aus, vereinigten sich mit den Kaiserlichen, deren Admiral Maurix hieß, und lieferten der Flotte Roberts ein Treffen, das sich ebenfalls zu ihrem Vortheil endigte. Robert wollte jetzt das offne Meer ganz seinen Feinden Preis geben, mußte aber bald dieses Vorhaben aufgeben, weil die Inseln, die Seestädte des festen Landes und noch einige andre Oerter anfiengen, ihm den Tribut zu verweigern. Zu seinem Unglück wehten damals heftige Stürme, die seine Flotte zwey Monat lang im Hafen zu Jericho eingeschlossen hielten, und eine Hungersnoth, welche unter den Landtruppen einriß, vermehrte dieses Elend. Auf der See hatten die Kaiserlichen und Venetianer allenthalben Kreutzer ausgestellt, welche alle Schiffe, die für Roberts Rechnung beladen waren, uffiengen. Auf dem Lande ward ihnen die Zufuhr durch die Besatzung von Dyrrachium beynahe gänzlich abgeschnitten. Dieser Mangel, mit dem ungewohnten Clima verknüpft, soll innerhalb drey Monaten zehntausend Mann aufgerieben haben, unter denen sich fünfhundert Grafen und Ritter befanden.

Bey dem allen stand es um den Alexius noch immer so mißlich wie zuvor, und er hatte, so lange der Feind noch nicht aus seinem Gebiete vertrieben war, wenig oder gar nichts gewonnen. Es kam hier alles auf eine Schlacht an, die sein Schicksal entscheiden mußte. Schon im August desselben Jahres, in welchem

chem Robert den Feldzug eröffnete, war er von Constantinopel aufgebrochen, welches er der Wachsamkeit seines Bruders Isaak überließ. Während des ganzen Marsches mußte die Armee in völliger Schlachtordnung bleiben, damit die Officiere Gelegenheit hätten sich im Commando zu üben, und solche Stellungen anzunehmen, welche die jedesmalige Lage des Orts erfordert. Unter den Truppen befanden sich Türken von (20) Achris, deren Anführer der damalige Groß Primicer Taticius (21) ein Saracene von Geburt war, und ungefähr zweytausend achthundert Manichäer (22). Diese Letztern waren, wenn man sie reizte, äusserst wilde, kriegerische und blutdürstige Menschen.

Ehe Alexius noch vor Dyrrachium anlangte, begegnete ihm ein Reisender, der von da herkam, und die Nachricht mitbrachte, daß Paläolog einen verzweifelten Ausfall gewagt, und viele Wunden, vorzüglich aber eine an den Schläfen empfangen habe. Der Kaiser, der aus dieser Erzählung nur zu wohl merkte, daß jenen wichtigen Posten nur der schleunigste Entsatz retten könne, rückte jetzt mit forcirten Märschen vor. In Thessalonich hatte er schon Gelegenheit vollständigere Nachrichten über den erwähnten Vorfall bey Dyrrachium einzuziehen. Robert befand sich, wie er hier erfuhr, in der besten Verfassung, hatte sich ungefähr einen Pfeilschuß vor der Festung verschanzt, und seine Truppen in der umliegenden Gegend auf das vortheilhafteste postiert. Mittlerweile war Paläolog auch nicht müssig gewesen, sondern hatte unter andern einen großen hölzernen Thurm, von dem sich Robert viel Hoffnung machte, glücklich zernichtet. Er ließ nämlich als der Sturm vor sich gieng, einen eben so hohen Thurm an die Mauer führen, und aus diesem einen schweren Balken gegen die Fallthüre des feindlichen

stoßen.

stoßen. Dieses hatte die Würkung, daß die Fallthüre, welche man wie eine Brücke auf die Mauer der belagerten Festung wirft, gänzlich unbrauchbar ward. Darauf schleuderten seine Soldaten ununterbrochen brennende Materialien auf den Thurm, brachen, als dieser im Feuer stand, und die Besatzung ihn verlassen hatte, zur Stadt hinaus, und zerstörten nun vollends, was noch nicht von den Flammen ergriffen war.

Von Thessalonich setzte Alexius seinen Weg mit möglichster Eile fort, und lagerte sich endlich am 15ten Oktober beym Nicolaustempel, vier Stadien weit von Dyrrachium; vorher aber hatte er schon beym Fluß Charzanes (23) einige Abgesandten an Robert geschickt, um ihn zu fragen, was ihn zum Krieg bewege. Gleich nach seiner Ankunft berief er den tapfern Commendanten von Dyrrachium zu sich, um mit demselben zu berathschlagen, ob dem Feinde eine Schlacht zu liefern sey. Paläolog war dagegen, und mehrere erfahrne Generale kamen mit ihm überein, daß man den Feind nur durch Scharmützel und durch Abschneidung der Zufuhr entkräften müsse. Ganz gewiß war dieser Rath, wie man auch aus der Folge sehen wird, bey gegenwärtiger Lage der Dinge der beste. Allein jüngere, zwar muthvolle aber unerfahrne, Rathgeber drangen auf ein förmliches Treffen.

Unter diesen Berathschlagungen kamen die Gesandten von Robert mit dem Bescheide zurück: daß er nicht im mindesten feindselig gegen Alexius gesinnt sey, sondern blos die Absicht habe, dem unterdrückten Michael, seinem Anverwandten, Genugthuung zu verschaffen; daß er sich ferner zu einem gütlichen Vergleich wolle bereitwillig finden lassen, sobald nur erst die Puncte bewilligt seyen, die er als Bedingungen vorschlage.

Diese Bedingungen aber waren von der Art, daß Alexius sie unmöglich ohne Nachtheil des Reichs eingehen konnte, ob sie gleich von dem anlockenden Erbieten, die Lombardey vom Kaiser zu Lehn zu nehmen, und ihm im Kriege Hülfstruppen zu geben, begleitet waren. Wer erkennt hier nicht die Arglist eines Mannes, der die Ursache des Krieges, an dem er doch selbst Schuld ist, auf einen andern wälzt, und die Welt überreden will, daß er die Hände zum Frieden geboten habe.

Robert erhielt vom Alexius eine Antwort, wie er sie sich gewünscht hatte, rief darauf die Edlen in seinem Lager zusammen und stellte ihnen vor, daß unter den gegenwärtigen Umständen alle Vorsicht nöthig sey. Der Kaiser, sagte er, sey ein junger aber zugleich beherzter und sehr erfahrner General, gegen den sie schwerlich bestehen würden, wenn jeder nach seinem eignen Dünkel handeln wollte. Deswegen gebe er ihnen den wohlgemeinten Rath, sich ein gemeinschaftliches Oberhaupt zu wählen, das nach den besten reiflich erwognen Vorschlägen anderer das Ganze zu lenken verstünde. Die Versammlung gab ihm ihren vollkommnen Beyfall, und erwählte ihn selbst einmüthig zu ihrem Oberhaupt. Der schlaue Robert ergab sich nach einigen Weigerungen darein, und ließ nun, mit Zustimmung der übrigen, alle bey der Armee befindliche Bagage, nebst den Transportschiffen zu Grunde richten, um seinen Truppen keine Wahl mehr übrig zu lassen, als zwischen Sieg und gänzlichem Verderben. Darauf führte er sein Heer des Nachts am achtzehnten Oktober über die Brücke und lagerte sich vor der Kirche des heil. Theodor, wo Er und alle seine Soldaten den übrigen Theil der Nacht unter gottesdienstlichen Handlungen durchwachten.

Mit Anbruch des Tages waren beyde Heere in Schlachtordnung gestellt. Ein Theil der Hülfstruppen, welche Alexius mit sich führte, hatte sich schon frühe durch Umwege vorausgemacht, und fiel nun zuerst in Verbindung mit der Besatzung von Dyrrachium dem Feind in den Rücken. Dieser Angriff war das Signal zum allgemeinen Treffen. Gleich anfangs ward der eine Flügel von Roberts Armee, den Graf (24) Amicet kommandirte, zum Weichen gebracht, von den Varangern aber, den Hülfsvölkern aus Thule, aus unbedachter Hitze zu weit verfolgt, als Gaeta, Roberts Gemahlin, wie man sagt, die Fliehenden durch ihr Zureden wieder zum Stehen brachte und von neuem gegen den Feind anführte. Die Varanger hatten sich zu weit von der Hauptarmee entfernt, und waren auch zu müde, um sich schnell genug zurückziehen zu können.

Sie wurden daher von einigen Divisionen, welche Robert an sie abschickte, theils niedergehauen, theils in der Kirche des heil. Michaels, zu welchem, als dem Schutzpatron der Soldaten sie ihre Zuflucht genommen hatten, lebendig verbrannt.

Nun ward auch der übrige Kern des kaiserlichen Heeres nach einem tapfern Widerstande über den Haufen geworfen. Unter mehrern Edlen blieben Constantius(25), des Kaisers Constantins Sohn, und Nicephorus Paläologus, Georgs Vater. Alexius focht wie ein Löwe, und wich nicht eher als bis alles verloren war. Da er, auch nach entschiedenem Sieg, das Schlachtfeld noch immer nicht verlassen wollte, sprengten drey Ritter mit verhängtem Zügel und eingelegter Lanze auf ihn ein, zwey davon sind dem Namen nach bekannt, der oben genannte Amicet und Peter von Alipha(26). Dem

Stoß des Amicet wich der Kaiser durch eine kleine Bewegung aus, die er mit dem Pferde machte. Den Stoß des andern parierte er mit dem Schwert aus, und hieb ihm noch dazu die Hand ab. Der dritte hätte ihm beynahe den Kopf gespalten, wenn er sich nicht nach hinten zu gebogen hätte. Aber dennoch bekam er eine Quetschung am Kopf und verlor seinen Helm. Er ermannte sich zwar wieder und bestand noch eine Weile den Streit: als er aber sahe, daß keine Rettung mehr übrig sey, ergriff er eb nfalls die Flucht. In diesem Treffen hatte Bodinus ganz seine Schuldigkeit unterlassen; er war bloßer Zuschauer gewesen, und zog sich jetzt, ohne einen Angriff gethan zu haben, mit seinen Leuten zurück, weil er nur dann erst angreifen wollte, wenn sich der Sieg auf Alexius Seite neigen würde.

Die Flucht des Alexius war wegen mehrerer Nebenumstände so gefährlich als wunderbar. Durch Hülfe seines Pferdes (27) entkam er glücklich den Reitern, die Robert ihm nachgeschickt hatte. Er sprengte einen schroffen oben sehr spitzigen Felsen hinan, schlug sich durch einen Haufen Feinde, die vom Nachsetzen zurück kamen, erlegte einen vornehmen Ritter, der sich unter ihnen befand, und gleichsam Roberts zweyte Hand war.

Robert war äusserst aufgebracht, als er erfuhr, daß man den Kaiser habe entwischen lassen, und drohte einem von seinen vornehmen Rittern mit der Geisselung; ließ sich aber durch vernünftiges Zureden wieder besänftigen, da ihm einer vorstellte, es müsse durch ein Wunderwerk geschehen seyn, daß Alexius mit dem Pferde über einen Felsen gekommen sey, den nicht einmal ein Fußgänger ohne Lebensgefahr ersteigen könne.

Nach Verlauf von zwey Tagen langte Alexius in Achris an, und gedachte nun an Dyrrachium, das seines tapfern Commendanten, dem die Feinde den Rückweg abgeschnitten hatten, beraubt war. Indeß that er alles, was er in dieser traurigen Lage nur thun konnte. Die Vertheidigung der Burg übertrug er einigen von den dort ansäßigen Venetianern, und ernannte zum Commendanten der ganzen übrigen Stadt einen gewissen albanischen Edelmann Komiscartes.

Fünftes Buch.

Robert kehrte nach erfochtenem Siege in sein voriges Lager zurück, und überlegte hier, ob er die Belagerung von Dyrrachium fortsetzen, oder bis auf den künftigen Feldzug aufschieben, ob er Glabinitza und Joannina (28) besetzen, und die Winterquartiere in den anmuthigen Gefilden um Dyrrachium halten solle. Die Besatzung dieser Festung bestand größtentheils aus Venetianern und Melphiern, denen es gar kein Ernst mehr war, von neuem eine Belagerung auszuhalten. Sie versammelten sich also, und beschlossen auf Zureden eines gewissen Melphiers (29) den Ort auf Bedingungen zu übergeben. Sobald Robert ihn in Besitz genommen hatte, ließ er seinen Truppen alle Erhohlung angedeyhen, sorgte für jeden auch noch so leicht Verwundeten, und gab sich Mühe, eine genaue Liste aller bisher gebliebenen zu erhalten. Zugleich benutzte er den Winter um Rekruten und neue Hülfsvölker an sich zu ziehen, weil er sich fest vorgenommen hatte, den künftigen Frühling mit aller Macht auf den Kaiser loszugehen.

Ein innrer Gram nagte tief an dem Herzen des guten Kaisers, da er sich so bedrängt, und von so vielen Edlen, die den Heldentod für ihn gestorben, auf immer getrennt sahe; aber dennoch war es nicht so weit mit ihm gekommen, daß er kleinmüthig und verzagt, alle Hoffnung aufgegeben hätte. Er und Robert wären unstreitig die größten Feldherrn ihrer Zeit, die kein Unglück leicht so sehr niederschlagen konnte, daß sie

nicht

nicht in ihrem unternehmenden Geiste noch immer Hülfsquellen genug gegen jeden Unglücksfall gefunden hätten.

Nach einer kleinen Rast, die er seinem müden Körper zu Achris gegönnt hatte, gieng Alexius nach Deabolis (30), wohin mehrere seiner geschlagenen Truppen geflohen waren. Für die übrigen, die sich nach andern Orten zerstreuet hatten, bestimmte er Thessalonich zum Sammelplatze. Aus der Erfahrung wußte er nunmehr, wer Robert sey, und wie wenig er sich gegen einen so mächtigen Feind auf eine Armee verlassen könne, die aus ungeübtem, unerfahrnem und muthlosem Volke bestand, welches kaum den Namen der Soldaten verdiente. Er mußte also frische Hülfsvölker haben. Dazu gehörte Geld — aber woher dieses Geld nehmen? In der Schatzkammer war nichts, denn unter der vorhergehenden Regierung des Nicephorus Botaniates hatte eine solche Unordnung geherrscht, daß man nicht einmal die Thüren, die zur Schatzkammer führten, verschlossen hielt, und jeder durch sie frey aus und eingehen konnte. Kurz das ganze Reich lag an der äussersten Entkräftung darnieder. Was sollte nun der Kaiser unter diesen Umständen thun? Nur zwey Wege boten sich ihm dar, zwischen denen er wählen durfte: entweder still und ohne Gegenwehr vom Schauplatz abzutreten; — aber dieß würde seinen Namen mit ewiger Schande gebrandmarkt haben, oder von neuem die Waffen zu ergreifen, die hin und wieder zerstreuten Soldaten durch große Versprechungen an sich zu locken, und Geld aufzubringen.

Zu dem Ende trug er seiner Mutter und seinem Bruder auf, überall, wo sie nur konnten, Anleihen zu eröffnen. Diese, die wohl einsahen, daß es nicht so leicht damit gehen würde, wenn sie nicht selbst mit ihrem

Beyspiel

Beyspiel vorgiengen, thaten nebst der Gemahlin des Alexius all ihr Gold und Silber zusammen, und schickten es in die Münze. Ihnen folgten andre, mit mehr oder weniger, je nachdem sie gegen die kaiserliche Familie gesinnt waren. Dieses Geld ward theils zum Solde für die Miethvölker verwandt, theils dem Kaiser zugeschickt: allein es wollte nicht zureichen. Hier drang eine Parthey auf Entschädigung für die geleisteten Dienste, und auf Erfüllung der Versprechungen, die man ihr vorhin gemacht hatte; dort verlangten andre Erhöhung ihres Soldes.

In dieser Noth war weiter kein Mittel als die Kirchenschätze anzugreifen, die nach alten Verordnungen nur zur Loskaufung der Christen aus den Händen der Ungläubigen durften angewandt werden. Da jetzt aber so viele Christen unter dem Joche der Türken ohne Hülfe schmachteten, so konnte es, wie sich der Hof erklärte, gar nicht verargt werden, wenn man zum Besten des Staats von den vielen Schätzen nur den sehr geringen Theil zu Gelde machte, welcher in alten baufälligen Kirchen ungenutzt vermodern, und einmal über kurz oder lang Dieben in die Hände fallen mußte.

Diesen Vorschlag eröffnete Isaak der gesammten Geistlichkeit, und hatte das Glück ihn durchzusetzen, ob sich gleich nicht wenige so gar mit Ungebühr widersetzten. Unter andern trat ein gewisser Leo, Bischof von Chalcedon, ein sehr strenger bigotter Mann, in die Kirche auf dem Schmiedemarkt (31) und wollte den Arbeitern verwehren das Gold und Silber von den Thüren abzunehmen. Er reizte die Langmuth des Kaisers auf mehrere Weise, und trieb seine Dreistigkeit aufs höchste, als der Kaiser beym Einfall der Scythen sich auf eine ähnliche Weise Geld zu verschaffen suchte.

In

In dem Bilderstreite lehrte er, daß man den Bildern keinen relativen, sondern einen wirklichen Dienst erweise, und wich noch sonst in einigen Stücken von der rechten Lehre ab, ob aus Streitsucht oder aus Haß gegen den Kaiser, oder aus Unwissenheit, mag Gott entscheiden. So viel ist gewiß, daß schadenfrohe Leute, deren es damals viele gab, ihn aufhetzten. Alexius suchte sich mit ihm zu vergle chen, bat ihn, seine Meynung wegen der Bilder aufzugeben, versprach ihm die erlittenen Beleidigungen nicht zu rächen, die der Kirche entzogenen Güter doppelt zu ersetzen, und ihm alle gehörige Genugthuung zu verschaffen. Er hatte sich auch wirklich bey den vornehmsten Mitgliedern der Synode so gut entschuldigt, daß sie auf seine Seite traten, und welches ihnen von der Parthey des Leo den Namen Jaherrn zuzog. Dieser aber gab den Vorstellungen des Kaisers nicht das mindeste Gehör, machte sich vielmehr einen starken Anhang, und ermüdete durch seinen Trotz die Nachsicht des Kaisers endlich so sehr, daß man einige Jahre nachher genöthigt ward, ihn durch einen allgemeinen Schluß ins Exil nach Sozopolis, am Pontus gelegen, zu verweisen, wo der Kaiser die besten Anstalten zu seiner Aufnahme getroffen hatte, die er aber, aus eingewurzelten Groll sich niemals zu Nutze machte.

Der Leser wird mir diese kleine Ausschweifung verzeihen, die, wie mich dünkt, kein unerheblicher Zug in dem Gemählde der damaligen Staatsverfassung ist. Als es ruchbar ward, daß der Kaiser in Sicherheit sey, stellten sich viele ein, die bey ihm Dienste nahmen, und aufs Beste geübt wurden. Es gieng eine neue Gesandtschaft an den deutschen König ab, die ihn aufs dringendste bitten mußte, dem Robert in der Lombardey eine Diversion zu machen. Alexius gieng nach Constanti-

stantinopel, um sich daselbst mit den Werbungen und andern nothwendigen Einrichtungen zu beschäfftigen. Die Manichäer, welche ohngefähr zwey tausend fünfhundert Mann stark, unter Anführung des Xantas und Kuleo, ohne kaiserliche Ordre, nach ihre Heymath aufgebrochen waren, versprachen zwar auf öfters Ansuchen wieder umzukehren, thaten es aber nie, ob ihnen gleich Alexius mit Geschenken und Ehrenbezeugungen zuvor kam.

Unterdessen hatte die Gesandtschaft an den deutschen König gute Wirkung. Heinrich that einen unvermutheten Einfall in Roberts Länder, und setzte diesen in kein geringes Schrecken. Robert berief seine Grafen, und stellte ihnen vor, daß ihn jetzt die Noth zwinge, in seine Staaten zurück zu kehren, daß er aber seinen Sohn Bohemund hinterlasse, unter dessen Anführung sie das angefangne Werk kräftig fortsetzen möchten. „Du aber mein Sohn, redete er den Bohemund an, halte diese Grafen in Ehren, und thue nichts ohne ihre Zuziehung. Schätze deinen Feind nicht geringe, weil er schon geschlagen und kaum unserm Schwert entronnen ist. Du hast alles von ihm zu fürchten, wenn du den Sieg nicht mit kluger Vorsicht zu benutzen verstehst: und dann magst du die Schuld deiner Unbesonnenheit selbst tragen." Mit diesem Abschiede schiffte sich Robert nach Salerno ein, brachte hier eine ansehnliche Armee zusammen, zog darauf nach Rom und vereinigte sich mit dem Pabste. Der deutsche König zeigte keine Lust, die Alliirten im Felde zu erwarten, da er die Ohnmacht des Kaisers in ihrem ganzen Umfange einsehen lernte. Ihm schien es das Beste zu seyn, wieder hinzugehen, wo er hergekommen war, und sich ohne Schwertschlag aus einem Handel zu ziehen, bey dem er nichts gewinnen konnte. Als Robert ihn fliehen sah, hielt er es nicht der Mühe werth, ihn mit der ganzen

zen Armee zu verfolgen, sondern begnügte sich einzelne streifende Partheyen abzusenden, die ihn auf dem Rückwege beunruhigen mußten. Er selbst kehrte mit dem Pabste nach Rom zurück, und setzte ihn auf den päbstlichen Stuhl, wofür ihn dieser mit dem königlichen Titel beschenkte. Von Rom gieng er nach Salerno (32), wo er sich von seinen Strapazen erhohlte, und nach einiger Zeit eine Unterredung mit seinem Sohne hatte, der ihm nicht die besten Zeitungen brachte.

Bohemund trat, nach der Trennung von seinem Vater, den Marsch durch Bagenetien nach Italien an, und verstärkte sich unterwegs durch kaiserliche Ueberläufer, unter denen selbst Personen von Wichtigkeit waren, die des Alexius Sache schon ganz für verloren hielten. Er nahm Joannina ein, machte es zu einem sehr festen Orte, und plünderte von da aus die umherliegende Städte und Dörfer. Alexius eilte ihm, so bald er hiervon Nachricht erhielt, unverzüglich entgegen, und lagerte sich ebenfalls bey Joannina. Weil aber seine Armee die schwächere war, und es aus Erfahrung schon wußte, daß die feindliche Reiterey beym ersten Anlauf alles in Verwirrung setzte, so hielt er es für rathsam, vorher in einzeln Scharmützeln dem Bohemund seine Kunstgriffe abzulernen. Der Tag des Treffens erschien. Einige leichtere blos zu der Absicht eingerichtete Wagen sollten die gedrengten Linien des Feindes durchbrechen. Aber Bohemund merkte die List, theilte sein Heer durch eine geschickte Wendung in zwey Colonnen, daß die Wagen ihm nichts anhaben konnten, und griff die Kaiserlichen von beyden Seiten an. Die Schlacht begann. Fürchterlich kämpfte Alexius; sein Heer wich, er rief den Fliehenden zu; aber das Glück hatte ihm den Rücken gekehrt, und das Treffen war verloren. Er flohe wieder nach Achris, versammlete

dort den Rest seines geschlagenen Heeres, und rückte von neuem gegen Bohemund.

Die Nacht vor dem Tage, an welchem das Treffen vor sich gehen sollte, ließ er eiserne Fußangeln auf das Schlachtfeld werfen, um den ersten so sehr gefürchteten Angriff der gallischen Reuterey von sich abzuhalten. Wären nicht Spione oder Verräther unter dem Heere des Kaisers gewesen, die jeden seiner Anschläge verriethen, so würde dieser Versuch gelungen seyn. Itzt aber erfuhr Bohemund noch bey Zeiten, wo ihm die Falle gelegt ward, und änderte darnach die Stellung seiner Armee. Die Fronte ließ er unbeweglich stehen, und brach bloß mit dem übrigen Theile in die Kaiserlichen ein.

Diese waren noch durch das vorige Treffen so in Schrecken gesetzt, daß sie kaum den Anblick der Feinde ertragen konnten, und gleich die Flucht ergriffen. Als sich endlich auch Alexius zurückzog, setzte ihm Bohemund mit einigen Reutern nach. Plötzlich wandte der Kaiser sein Pferd, und hieb einen Ritter mit dem Schwerte ins Gesicht. Der verzweiflungsvolle Muth, womit er dieses that, benahm den übrigen alle Lust, ihn ferner zu verfolgen, und so entkam er auch dießmal den Händen seiner Feinde.

Nach so vielen glücklich erfochtenen Siegen, glaubte sich Bohemund sicher genug, um mit seiner Armee in mehreren getrennten Haufen agiren zu können. Peter von Alipha und Punteses (33) wurden jeder mit einem besondern Corps nach verschiedenen Gegenden abgeschickt. Der erstere eroberte die beyden Poluben, der andere Scopia. (34) Mittlerweile versuchte Bohemund, wiewohl vergeblich, Achris und Ostrobon an sich zu ziehen. Nach Achris war er selbst von den Einwohnern eingeladen

laden worden: Allein Ariebes, der Commendant der Festung, hielt sich so brav, daß er die Belagerung aufheben mußte. Von hier zog er sich nach Ostrobon, erreichte auch da seinen Zweck nicht, und marschirte nun durch Soskus und Serbia (35) nach Berrhöa, wo es ihm ebenfalls nicht glücken wollte. Von Berrhöa gieng er durch Bodina nach Moglena, besserte hier ein kleines ehedem zerstöhrtes Castell aus, legte einen gewissen Grafen Sarazen (36), mit einer Besatzung hinein, und lagerte sich darauf in der Gegend von Aspra Ecclesia. In den drey Monaten, welche er hier blieb, wurde eine Verschwörung zwischen den Grafen, Punteses, Rebold und Wilhelm entdeckt, die sich vorgenommen hatten zum Alexius überzutreten. Punteses ward es noch bey Zeiten inne, und floh zum Kaiser; die beyden andern mußten sich nach fränkischer Sitte durch einen Zweykampf reinigen. Wilhelm verlohr und mußte, weil man den Besiegten zugleich für schuldig erklärte, mit dem Verlust seiner Augen büßen. Der dritte Rebold, ward an Robert ausgeliefert, und zu derselben Strafe verdammt.

Von Aspra Ecclesia gieng Bohemund durch Castoria nach Larissa um daselbst die Winterquartiere zu beziehen. Auf seinem Marsche ließ er ein Corps schwerer Truppen von der Armee gegen Pelagonia (37) abgehen, er selbst rückte vor Tricala und bekam beyde Städte in seine Gewalt, so daß er jetzt Herr von Pelagonia, Tricala, und Kastoria war. Noch ein andres Corps, das aus den auserlesensten Leuten bestand, eroberte Tzibiskus: und nun gieng er mit vereinigten Kräften vor Larissa.

Kaum hatte sich Bohemund in Bewegung gesetzt, so brach auch schon Pacurian gegen Moglena auf, eroberte es, ließ die Werke schleifen, und den Grafen Sarazen hinrichten. Alexius hielt von Constantinopel aus

beym Sultan um Hülfstruppen und um alte versuchte Officiere an. Der Sultan bewilligte sein Gesuch, und schickte 7000 Mann; nebst seinen besten Officieren, unter denen sich vornemlich Kamyros durch vieljährige Erfahrung auszeichnete. Der Kommendant von Lariſſa, Leo Kephalas, hielt 6 Monate hindurch die Belagerung muthig aus. Alexius hatte sich zwar noch nicht vom ersten Schrecken erhohlt, als ihm Leo einen schriftlichen Bericht von seinem Zustande einschickte; dennoch aber würde er so gleich zum Entsatz herbey geeilt seyn, wenn er nicht erst die Ankunft seiner Miethsoldaten, die man von allen Orten her zusammen brachte, hätte abwarten müssen.

Als er hiemit zu Stande war, trat er den Marsch aus der Hauptstadt an. Der Zug gieng über den Clausnerberg (38) nach Ereba einem blachischen Flecken unweit Andronia. Zur Rechten blieb die Landstraße und der Berg Kisseba liegen. Von Ereba gieng er auf einen andern Flecken Plabitza genannt, der an einem Fluß gleiches Namens liegt. Hier schlug der Kaiser sein Lager auf, ließ es hinlänglich verschanzen, und begab sich von da durch die delphinischen Gärten nach Tricala. Hier erhielt er von Leo Kephalos folgendes nicht sehr trostreiche Schreiben. „Eure Majestät weiß es, daß ich bis itzt, die mir anvertraute Festung vertheidigt habe. Unser Vorrath war verzehrt, und wir mußten zu Speisen greifen, die den Christen nicht erlaubt sind. Itzt ist uns auch diese Quelle versiegt. Wenn ihr uns also helfen wollet, so beschleuniget eure Ankunft. Ich habe das meinige gethan. Gegen den Lauf der Natur kann ich nicht kämpfen. Noth und Umstände rathen mir, die Festung einem Feinde zu übergeben, der uns schon den Dolch an die Kehle setzt. Dieser Schritt würde mir das Leben kosten, und doch — ich kann

nicht

nicht anders, ich muß so handeln, wenn von aussen der Feind, und von innen der nagende Hunger stürmt. Steht es in Eurer Macht, so eilet herbey, oder seyd gewärtig, daß der Verdacht, gegen Land und Leute treulos gehandelt zu haben, auf euch hafte."

Diese Vorstellungen machten dem Kaiser nicht wenig Angst und Sorgen. Er überlegte den ganzen Tag, wie er wohl dem Bohemund auf eine vortheilhafte Weise beykommen könnte, flehte Gott um seinen Beystand an, und befragte sich dann bey einem Stadtältesten aus Larissa über die Lage des Orts, ob, und wo es dort herum geschickte Plätze gebe, um einen Hinterhalt hinein zu werfen. Er legte es nemlich jetzt wieder auf eine Kriegslist an, da er wohl wußte, daß in einem förmlichen Treffen, wo Mann gegen Mann ficht, der Franke, wenn er nicht in eine unvermuthete Falle gelockt würde, immer über ihn den Meister spiele.

Nach Sonnenuntergang schlief Alexius ein, von der gehabten Arbeit ermüdet. Da träumte ihm; er stehe in der Demetrius Kirche, und das Gemählde des heil. Demetrius rufe ihm zu: Verzage nicht, morgen wirst du siegen. Dieser Traum machte ihm beym Erwachen nicht wenig Freude. Er rief den heil. Märtyrer an, und gelobte, daß er, wenn er siegen sollte, einige Stunden vor Thessalonich vom Pferde steigen, und zu Fuß in die Demetrius Kirche wallfahrten wolle. Darauf berief er seine Officiere, Generale, und alle seine Anverwandten, ließ sie ihre Meynungen sagen, und eröffnete ihnen dann seinen Entschluß, nach welchem er gesonnen war, seinen Anverwandten das Commando über die gesammten Legionen zu ertheilen, doch so, daß sie wieder dem Nicephorus Melissenus, und dem Curticius Basilius untergeordnet wären. Der

letztere hieß auch Johannaces, war ein tapferer erfahrner Soldat, und aus einer vornehmen Familie zu Adrianopel gebürtig. Diesen Männern gab er noch außer dem Commando alle Insignien der kaiserlichen Macht, und erklärte ihnen, wie sie mit den Truppen agiren sollten. Die Ordre lautete so: Die Schlachtordnung bleibt, wie sie in dem vorigen Treffen gewesen war; den ersten Angriff eröffnen kleine Scharmützel, bis das Signal zur völligen Schlacht gegeben wird. Wenn beyde Heere schon mit einander handgemein sind, wird eine Wendung gemacht, als wenn unsre Truppen sich ohne Ordnung gen Lykostomion flüchteten. Indem der Kaiser noch sprach, fiengen die Pferde bey der ganzen Armee, zu aller Erstaunen, plötzlich an zu wiehern. Alexius und mehrere einsichtsvolle Leute zogen daraus eine gute Vorbedeutung.

Nach Sonnenuntergang nahm er einige seiner besten Leute, führte sie Larissa zur Rechten, durch den libotanischen Paß, schlug sich um Rebenicum, und kam durch Allage linker Hand bey Larissa hervor. Hier nahm er die Gegend genau in Augenschein, und suchte sich eine der tiefsten, verborgensten Stellen aus. Sobald er sich entfernt hatte, ließen seine Generale durch einige streifende Partheyen die Feinde bis in die sinkende Nacht beunruhigen, und zwar in der Absicht, um ihre Aufmerksamkeit so sehr zu beschäfftigen, daß sie keine Gelegenheit hätten, dem Kaiser auf die Spur zu kommen. Dieser hatte unterdessen einen schicklichen Platz gefunden, wo er Halt machen, die Reiter absitzen, und sich mit dem Zügel in der Hand niederhocken ließ. Er selbst hielt in derselben Stellung, das Gesichte gegen die Erde gekehrt, die ganze Nacht bey einem Busch aus.

Mit Tages Anbruch, fand Bohemund die Kaiserlichen schon in Schlachtordnung gestellt. Er bemerkte

wo

wo die Insignien des Kaisers, die mit Silber beschlagnen Spieße; die Pferde mit dem purpurnen Reitzeuge standen, und glaubte, daß sich Alexius daselbst befinden müsse. Gegen diese Stelle richtete er den Flügel, den er selbst anführte (der Chef des zweyten Flügels war der Constabel Briennius). (39) Bohemund fiel mit einer Wuth ein, die man schon an ihm gewohnt war, und fand einen nur kurzen Widerstand, weil sich die Kaiserlichen der gegebnen Ordre gemäß bald zurückziehen musten. Alexius lauerte in seinem Hinterhalte so lange bis sich Bohemund, der die Fliehenden unablässig verfolgte, weit genug entfernt hatte. Nun ließ er seine Reiter wieder aufsitzen, fiel mit ihnen in das feindliche Lager ein, und räumte hier alles auf was er vorfand. Itzt aber war es auch hohe Zeit, daß seine Truppen zum Stehen gebracht wurden, denn Bohemund war ihnen noch immer im Rücken, und wurde von Briennius unterstützt, der ihm auf dem Fuße nachfolgte. Zu dem Ende schickte Alexius den berühmten Bogenschützen Pyrrhus Georgius mit einigen auserlesenen Leuten gegen den letztern ab, doch mit dem ausdrücklichen Befehl ihn blos von ferne mit dem Geschoß anzugreifen, und nicht so wohl den Reiter, als das Pferd zu erlegen. Der Franke ist fürchterlich, wenn er auf seinem Roß sitzt; ist aber dieses gefallen, so scheint er gar nicht mehr der vorige zu seyn. Sein Schild, und die langen geschnäbelten Schuhe (40) erschweren ihm den Gang, und machen es dem Gegner leicht, ihn gefangen zu nehmen.

Georg kömmt mit seinem Geschwader dem kaiserlichen Befehl getreu nach, und bringt die feindliche Reiterey so sehr in Verwirrung daß sie sich, um nicht alle Pferde zu verliehren, schwenken, und die Flucht ergreiffen mußte. Eine dicke Staubwolke erhebt sich

unter ihnen, und macht die Verwirrung noch größer. Noch immer wußte Bohemund von diesem Vorfall nichts, bis ihn 3 von Briennius abgeschickte Boten davon benachrichtigen. Er befand sich eben, als ihm die Nachricht gebracht ward, auf einer kleinen Insel im Fluß Sylabria(41), ließ sich da einige Trauben wohlschmecken, und unter mehrern Großsprechereyen einen Ausdruck entwischen, der sich bis auf den heutigen Tag unter uns erhalten hat. Ich habe, sagte er, den Alexius in einen Wolfsrachen getrieben. Dieß sollte nehmlich eine Anspielung auf Lycostomion (Wolfsrachen) seyn. Jene Nachricht war ihn nun freylich nicht angenehm, aber sie schlug seinen Muth nicht nieder.

Auf seinen Befehl mußte ein Theil der schwerbewafneten Gallier die Anhöhe, Larissa gegen über, besetzen. Gegen diese wurde von den Kaiserlichen, welche insgesammt auf sie eindringen wollten, nur eine gewisse Anzahl ausgesuchter Truppen abgeschickt, aber mit einem Verlust von 500 Mann zurückgewiesen. Eben so ging es nachher mit einem andern Trupp, der aus Türken und den besten Soldaten bestand, und unter Migidens Anführung dem Bohemund den Weg verlegen sollte. Bohemund trieb sie bis an den Fluß über den er den folgenden Tag mit Briennius und seinen Grafen setzte, und sich dann in einem sumpfigten zwischen zweyen Hügeln gelegnen Thal lagerte, zu dem man durch eine waldigte Ebene, die unten spitz zulief, gelangte. Der Paß (Cleisur) der sich hier bildete, führt den Namen Domenics Palast.

Den Tag darauf, geht ihm Michael Ducas, meiner Mutter Bruder, und Führer des Phelanx mit der ganzen Armee entgegen. Er war ein kluger bedachtsamer Kopf, an Größe und Schönheit des Körpers seinen Zeitgenossen so überlegen, daß man ihn für

einen

einen aus der alten Welt gehalten hätte. Alexius befahl ihm, nicht alle seine Leute durch den Paß zu führen, sondern nur wenige Türken, und Sauromaten, die gute Bogenschützen waren, und Befehl hatten, den Feind mit keinem andern Gewehr als mit Pfeilen anzugreifen. Michael that, was ihm befohlen war. Allein seine Untergebenen verrückten diesen wohlüberdachten Plan. Die Begierde zu fechten war unter den zurückgebliebenen Truppen so groß, daß sich einer vor dem andern in den Paß hineindrängte, und Michael endlich auch mit dem Strom fortgerissen ward. Bisher hatten die Feinde hinter ihren Schildern unbeweglich gestanden. Itzt, da Bohemund den Michael gewahr wird, dringt er mit unwiderstehlicher Heftigkeit vor, bringt die Kaiserlichen zum weichen und verfolgt sie bis an den Fluß Salabria. Auf der Flucht war Uzas (42), (ein tapfrer Mann, der den Namen von seiner Nation führte) so glücklich den Fahnenträger Bohemunds zu erlegen. Er riß ihm die Fahne aus der Hand, drehte sich, und beugte sie zur Erde. Dieß Signal brachte die Feinde in Verwirrung. Sie wandten sich gleich bey Erblickung desselben vom Wege ab, und blieben die Nacht in Tricala, das schon vorher einige ihren Cameraden auf der Flucht nach Lycostomium besetzt hatten. Von Tricala giengen sie nach Kastoria.

Der Kaiser brach von Larissa auf, und setzte sich in Thessalonich, wo er dem Bohemund einen Streich spielte, dessen sich dieser am wenigsten versahe. Er schickte nemlich Unterhändler in sein Lager ab, die mit Hülfe vieler Versprechungen, die daselbst befindlichen Grafen aufstiften mußten, ihren Sold von Bohemund zu fodern, und ihn, wenn er nicht bey Gelde wäre, zu zwingen, die Armee zu verlassen, und die erfoderliche Summe bey seinem Vater abzuhohlen. Ausserdem,

bot er jedem, der in seine Dienste treten würde, reichlichen Sold, und pünctliche Erfüllung der Capitulation an. Wer übrigens Lust bezeugte nach Hause zu kehren, dem versprach er sicheres Geleit durch Ungarn zu verschaffen. Die Grafen ließen sich leicht bereden, und forderten mit Ungestüm, ihren seit 4 Jahren rückständigen Sold. Bohemund hatte kein Geld. Er suchte allerhand Ausflüchte; wollte sie auf die Zukunft vertrösten, fand aber kein Gehör. Dieser widrige Umstand nöthigte ihn nach Antien zu gehen, nachdem er vorher den Briennius zu Kostoria, und Petern von Alipha zu Polobi mit der Besatzung zurückgelassen hatte.

Itzt konnte der Kaiser einmal in seiner Hauptstadt als Sieger (?) erscheinen. Er kommt in Constantinopel an, und findet die Kirchen durch die Ketzereyen des Italus in einer Verwirrung, die gewiß alle Aufmerksamkeit, eines so rechtgläubigen Christen, als mein Vater war, auf sich ziehen mußte. Nun denke man sich noch Kostoria in den Händen der Feinde, so wird man finden, daß ihm auch kein Augenblick zur Erholung übrig blieb. Italus stammte aus Italien, und hatte sich viele Jahre in Sicilien aufgehalten. Als die Sicilianer sich dem römischen Scepter entzogen, und deshalb in einen offenbaren Krieg verwickelt wurden, riefen sie die Italiener um Beystand an. Unter den Italienern, die ihrem Rufe folgten, befand sich auch der Vater unsers Italus, der seinen Sohn, ehe er noch die zum Dienst erforderlichen Jahre hatte, mit sich in den Feldzug nahm, um ihn nach italienischer Sitte durch frühzeitige Uebung zum künftigen Soldaten zu bilden. Beyde entwichen mit genauer Noth, als jener berüchtigte Georg Maniaces, unter des Kaisers Monomachus Regierung, sich zum Herrn von Sicilien aufwarf. Sie flohen in die Lombardey, die damals noch unter römischer Herrschaft stand.

stand. Von hier kam Italus, ich weiß nicht wie, nach Constantinopel, das an gelehrten Männern aller Art, und an Philosophen keinen Mangel litt. Denn seit dem Kaiser Basilius Porphyrogenetus, bis auf Monomachus waren zwar die Wissenschaften von den mehresten vernachläßigt, aber dennoch nicht gänzlich ausgestorben. An ihrem Verfall hatte die Weichlichkeit des Zeitalters Schuld, die Liebhaberey für Wachteln, für Putz, und andre dergleichen kindische Spielwerke, mit denen man seine Zeit vertändelte, und darüber Künste und Wissenschaften aus den Augen ließ. Die Zeiten des Kaisers Alexius waren dagegen der Gelehrsamkeit desto günstiger.

Italus kömmt also nach Constantinopel, hält sich hier zu den Scholastikern, die man als rohe ungeschliffene Menschen kennt, und empfängt von ihnen Unterricht in der Logik. Nachher wird er mit dem berühmten Michael Psellus bekannt. Dieser Psellus war sehr wenig in die Schulen der Gelehrten gegangen, er ersetzte aber den Mangel erworbner Kenntnisse durch sein treffliches Genie, welches er nächst Gott seiner Mutter, und der Jungfrau Maria zu danken hatte, vor deren Bilde, in der Kirche des h. Cyrus die erstere ganze Nächte hindurch weinte, und für ihren Sohn Weisheit erbat. Daher kam es denn, daß er für den gelehrtesten Mann seiner Zeit galt, der die griechische und chaldäische Weisheit in ihrem ganzen Umfange kannte.

Die Bekanntschaft, welche Italus mit Psellus machte, konnte ihm nicht den geringsten Nutzen verschaffen. Die Barbarey seiner Sitten, seine unbiegsame Härte, die sich unter keine Form eines geschmackvollen gründlichen Unterrichts schmiegen wollte, verschloß ihm den Eingang in das Heiligthum der Philosophie. Schon in der ersten Zusammenkunft mit Psellus zeigte er sich

als

als einen rüstigen Klopffechter, der sich über alles so erhaben dünkte, daß er von keinem Menschen mehr lernen könne. Man fand ihn täglich unter dem großen Haufen disputiren. In den Spitzfindigkeiten der Dialectik, der er mit Leib und Seele zugethan war, fand er Waffen genug, seinen immerwährenden sophistischen Kampf zu bestehen. Die Winkelzüge und dialectischen Kniffe kamen ihm ausnehmend wohl zu statten. Er gewann die Achtung des damals regierenden Kaisers Michael Ducas und seiner Brüder, die als große Beschützer der Wissenschaften bekannt waren, welches Lob man überhaupt der ganzen Familie der Ducas ertheilen muß. Sie räumten ihm zwar nur die nächste Stelle nach dem Psellus ein, bedienten sich aber doch immer seiner Hülfe bey den Disputationen.

Keiner war dem Italus mehr zuwider als Psellus. Es that ihm jedesmal im Herzen wehe, wenn dieser große Mann sich aus dem superfeinen Gewebe, das ihn bestricken sollte, wie ein Adler empor schwang.

Um diese Zeit brachen die italienischen Streitigkeiten aus. Man wollte von unsrer Seite die Lombardey und Italien wieder an das römische Reich bringen. Kaiser Michael glaubte bey diesem Geschäfte keinen besser brauchen zu können, als den Italus, der mit den italienischen Angelegenheiten sehr gut bekannt war, und von ihm für einen rechtschaffenen Mann gehalten wurde. Aber er betrog sich, Italus ward zum Verräther, und nun wollte er ihn in Epidamnus, wohin er ihn in Angelegenheiten des Staats geschickt hatte, arretiren lassen. Der Bube merkte die Falle, und entwich nach Rom. Sein reuiges Bezeugen, wirkt ihm wieder Gnade aus. Er kam nach Constantinopel zurück, und erhielt zu seinem Aufenthalte die Kirche zu den vierzig Heiligen, nebst dem Kloster Pege

(Quel-

(Quelle). Psellus hatte sich nach empfangener Tonsur aus der Stadt begeben. Das dadurch erledigte Lehramt in der Philosophie, und die Würde eines Oberhaupts der Philosophen fiel dem Italus zu. Von nun an beschäftigte er sich mit Erklärung der aristotelischen und platonischen Schriften. Dem Scheine nach, hätte man ihn für einen grundgelehrten Mann halten müssen, der in dem schwersten aller Systeme, dem peripatetischen, und vorzüglich in der Logik seines Gleichen suchte. Dagegen blieb er in andern Wissenschaften weit zurück. In der Grammatik war er ein Stümper. Den Nektar der Rhetorik hatte er noch nie gekostet, daher war sein Vortrag nichts weniger als fließend und schön, der Ausdruck war hart, versteckt, und nicht im mindesten lichtvoll. In seinen Schriften sieht man nur den allezeit rüstigen Dialektiker. Im mündlichen Vortrag flossen ihm die Syllogismen leichter als im schriftlichen. Bey den Disputationen konnte kein Mensch gegen ihn bestehen. Er besaß eine ungemeine Fertigkeit in verfänglichen Fragen, durch die er den Gegner, die Antwort mochte ausfallen wie sie wollte, in die Falle lockte. Die Dialektik, gebrauchte er als ein Werkzeug, die Köpfe anderer zu verwirren, und in Irrgänge zu verwickeln, aus denen sie hernach nicht entkommen konnten. Uebrigens war er, wie gesagt, ein Ignorant, und ein sehr jachzorniger Mensch. Dieser letzte Fehler verdunkelte noch das wenige Gute, welches er als Gelehrter besaß. Während dem Disputiren setzte er die Hände, eben so gut wie die Zunge, in Bewegung, indem er seinen Gegner nicht allein mit der Hand auf den Mund schlug, sondern ihm auch in die Haare fiel. Dieß war gewiß nicht philosophisch gehandelt, es mußte dann der einzige Umstand seyn, daß er sich die That gleich gereuen ließ, und den Beleidigten weinend um Verzeihung bat.

Wem es daran gelegen ist, diesen Mann genauer zu kennen, für den will ich noch folgendes bemerken. Italus hatte einen großen Kopf, eine sehr flache Stirn, ein auffallendes Gesicht, eine Nase, recht zum Athemholen erschaffen, runden Bart, breite Brust, und wohl proportionirte Glieder. Der Größe nach war er von mitlerer Statur. Das Griechische sprach er, wie es sich von einem gebohrnen Lateiner erwarten läßt, der als ein schon erwachsner Jüngling nach Griechenland kam. In so späten Jahren kann man das Griechische zwar noch lernen, aber nie wird man die rechte Aussprache treffen, sondern nur die Sylben verstümmeln und radebrechen; daher fiel auch seine Aussprache jedermann auf, und denen besonders, die sich einer großen Eleganz in ihrer Muttersprache befleißigten. Seine Schriften strotzten von dialectischen Grübeleyen, und eben so vielen Versündigungen gegen eine gute Rhetorik. Einem solchen Manne strömte unsre Jugend zu, um sich von ihm in den Lehrsätzen des Proclus, Plato, und der beyden Philosophen Porphyr und Jamblich unterrichten zu lassen. Vornehmlich bot er seine Dienste denen an, die in der Philosophie des Aristoteles und besonders in dem Organon desselben weitere Fortschritte machen wollten. Der Erfolg entsprach nicht seinen hochtrabenden Verheißungen. Aller Vermuthung nach, war blos sein heftiges, grobes und ungeschlachtes Betragen daran Schuld. Man denke sich nur einen Salomon, Johannes, jene Jasiten, Serblier und andre mehrere unter seinen Schülern. Ich habe diese Personen alle bey Hofe, wohin sie nach der Zeit zu kommen pflegten, kennen gelernt, und bemerkt, daß sie keine Wissenschaft gründlich studirt hatten. Ihr Original war ihr dialectischer Lehrer, den sie in plumpen Stellungen und andern Alfanzereyen treulich copierten. Außer ihren Ideen, ihrem verworrenen Geschwätz von

See-

Seelenwanderung, und dergleichen, womit sie beständig um sich warfen, wußten sie auch kein verständiges Wort vorzubringen. An dem Hofe meiner theuren Eltern hatte jeder, der sich zu den Wissenschaften bekannte, freien Zutritt, und sie selbst waren in Erforschung göttlicher Wahrheiten Tag und Nacht beschäftigt.

Hier muß ich eine kleine Abschweifung begehen, die uns nach rhetorischen Gesetzen vergönnt ist. Ich erinnere mich, daß die Kaiserin, meine Mutter, öfters mit dem Buch in der Hand zur Tafel gieng. Sie las am liebsten in den Schriften der h. Väter, vorzüglich des Philosophen und Märtyrers Maximus. Untersuchungen über Gegenstände der Natur machten ihr lange nicht das Vergnügen, welches sie bey dem Studio der Theologie empfand, in der sie den Quell der wahren Weisheit suchte. Oft fragte ich sie, von Bewunderung durchdrungen, wie es nur möglich sey, zu einer solchen Höhe hinauf zu blicken? Ich wenigstens, setzte ich hinzu, unterfange mich nicht, nach Erkenntniß so hoher Dinge zu streben. Die tief durchdachten, abstracten Speculationen des Mannes sollen ja jeden, der sie liest, schwindlicht machen. „Liebe Tochter, antwortete sie mir lächlend, deine Furchtsamkeit hat meinen Beyfall. Ich selbst wage mich nicht ohne Schaudern an diese Bücher; und doch kann ich mich nicht von ihnen trennen. Lies nur erst mit Aufmerksamkeit einige andre Bücher, und dann sieh, wie dir diese gefallen werden. Das Andenken an diese Worte dringt mir ans Herz, und zerreißt den Faden meiner Erzählung, den ich hier wieder anknüpfen will.

Italus, der sich bald durch seine Schüler mächtig fühlte, begegnete jedermann mit unerträglichem Stolze, flößte vielen verderbliche Grundsätze ein, und

zog

zog nicht wenige Lehrlinge, die hernach als Tyrannen auftraten, und deren Namen mir entfallen sind. Alles dieß geschah noch vor der Regierung meines Vaters. Als dieser die Mängel bemerkte, an denen die Wissenschaften darniederlagen, und den Mißbrauch, den man von der Logik machte, suchte er emsig nach, wo noch irgendwo Funken wahrer Gelehrsamkeit, die noch neues Leben versprachen, unter der Asche glimmten, und munterte jeden guten denkenden Kopf zum ernstlichen Studiren auf; leider waren ihrer nur nicht viele, und auch diese standen nur auf der Schwelle der Aristotelischen Philosophie. Seiner Verordnung zufolge, mußte das Studium der Bibel, der weltlichen Gelehrsamkeit voranstehen. Weil Italus noch immer die größten Verwirrungen anrichtete, und viele Menschen verführte, so gab Alexius seinem Bruder Isaac den Auftrag, Untersuchungen über ihn anzustellen. Isaac liebte die Wissenschaften nicht blos, sondern kannte sie auch. Er fand die Blößen des Italus, deckte sie in einer öffentlichen Versammlung auf, und überlieferte ihn, nach dem Willen des Kaisers, dem Urtheil der Kirche, vor deren Richterstuhl er seinen Unsinn aufs ärgste trieb. Die Lehrsätze, welche er behauptete, stimmten mit dem kirchlichen System gar nicht überein. Eustratius Garidas, Patriarch von Constantinopel, sollte ihn in den Nebengebäuden der großen Kirche wieder auf den rechten Weg führen. Allein statt den Fehlenden zu bekehren, ließ er sich vielmehr von ihm zu gleichen Irrthümern verleiten. Das Volk strömte auf die Nachricht von diesem Vorfalle haufenweise zu der Kirche, und foderte den Italus heraus. Es war so wüthend, daß es ihn von oben herab mitten in die Kirche würde geschleudert haben, wenn er sich nicht ganz oben unter dem Dache verkrochen hätte. Bey dem allen, hatte er doch noch immer

viele

viele Anhänger unter den Hofleuten und den Großen der Stadt. Der Kaiser wollte dem Streit, der ihm sehr am Herzen lag, auf einmal ein Ende machen, und ließ die Irrlehren des Italus auf eilf Punkte bringen. Diese Punkte sollte Italus, mit verhülltem Kopfe, auf der Kanzel der großen Kirche, und zwar vor der ganzen Versammlung laut abschwören und verdammen. Dieß geschah; aber der unruhige Kopf ward darum um nichts besser. Er fieng von neuem an, seine Behauptungen vorzutragen, kehrte sich nicht an die Ermahnungen des Kaisers, und trieb es so arg, daß er endlich darüber in den Bann gerieth. In der Folge ward dieser Bann sehr gemildert, nachdem er seine Reue an den Tag gelegt hatte. Von der Zeit an, blieben zwar die Lehrsätze verdammt, aber der Nahme ihres Urhebers gerieth beynahe in gänzliche Vergessenheit. Denn wie gesagt, Italus änderte nach diesem Vorfall sowohl sein Betragen, als seine Meynungen. Die Seelenwanderung ward aufgegeben, die Lehre von den Ideen nach dem System der rechtgläubigen Kirche umgegossen, und die Bilder der Heiligen in ihre vorige Verehrung wieder eingesetzt, kurz er war jetzt ein ganz andrer Mensch, als zuvor.

Sechstes Buch.

Wir sagten oben, daß der Kaiser außer der Sorge für die Beylegung jener kirchlichen Unruhen, zugleich sein Augenmerk auf Kastoria gerichtet habe. Kastoria liegt in einem See auf einer schmalen Erdzunge, die sich landeinwärts erstreckt, und gegen das Ende, wo sie breiter wird, voll Steinhügel ist. Auf der engern Stelle sieht man Werke in Gestalt einer förmlichen Festung (Kastron) aufgeführt, von denen der Ort den Namen Kastoria trägt. Gegen diesen wichtigen Platz zog Alexius mit einem wohlgerüsteten Heere. Als er ihn erreicht hatte, schlug er zuförderst ein Lager auf, das mit Wall, Graben, und hölzernen Thürmen die durch eiserne Klammern zusammengehalten wurden, befestigt ward. Von hieraus ließ er die Festungswerke von Kastoria Tag und Nacht ohne Unterlaß durch Mauerbrecher und Wurfmaschinen bestürmen. Die Mauern fingen auch schon hin und wieder an zu wanken, oder gar einzufallen, aber die Belagerten, hielten sich noch immer mit unüberwindlichem Muth. Weil es das Ansehen hatte, als ob sich die Belagerung in die Länge ziehen wollte, so beschloß der Kaiser, die Festung auch von der Wasserseite anzugreifen, und zwar an einer Stelle, die ihm sehr vortheilhaft dazu schien.

Er hatte nemlich öfters beobachtet, daß die Soldaten von der feindlichen Besatzung, auf der einen Seite die Hügel sehr bald erstiegen, auf der andern Seite aber, mehrere Zeit zum Hinaufsteigen brauchten. Diesen Umstand wußte er trefflich zu benutzen. Er schaf-

schaffte zuerst in Ermanglung größrer Schiffe kleine Böte, auf Wägen herbey, und schickte in denselben einige wackere Soldaten, unter Anführung des Georg Palåolog, an den Fluß jener Hügel ab. Hier sollten sie auf ein gegebenes Zeichen über die unwegsamsten Stellen, wo sie wahrscheinlich keinen Widerstand antreffen würden, den Gipfel hinan klettern, und sich dann muthig in den Feind stürzen. Mit Tages Anbruch erfolgte das verabredete Signal. Die von Georg ausgestellte Schildwache wiederholte es, und nun war auch der Hügel in kurzer Zeit erstiegen. In dem nehmlichen Augenblicke da dieses an dem Hügel geschah, wurden die Festungswerke aus dem kaiserlichen Lager bestürmt.

Demohngeachtet zeigte Briennius noch keine Lust, die Waffen zu strecken. Er ermunterte seine Grafen zu herzhafter Gegenwehr, und würde die Eroberung wenigstens sehr erschwert haben, wenn seine Vorstellungen Eingang gefunden hätten. Allein die Grafen erklärten sich, daß es jetzt Zeit sey, auf eine andre Art ihr Glück zu suchen. Ihr seht, sprachen sie, daß ein Unglück dem andern auf dem Fuße folgt. Jeder muß wissen, wie er am besten davon kömmt. Wer Lust hat, in des Kaisers Dienste zu treten, dem wollen wir es so wenig verwehren, als dem, der zu den Seinigen nach Hause verlangt. Entschluß und That war eins. Sie trafen mit dem Kaiser einen Vergleich, Kraft dessen er zwey Merkzeichen, das eine bey der Kirche des h. Georg, das andre, nach der Gegend von Aulon zu errichten hatte, damit diejenigen, die in seine Dienste treten wollten, sich zum ersten, die andern, die in ihr Vaterland zurückzukehren gedächten, sich zum zweyten verfügen möchten. Dieser Vergleich ward bewilligt, und die Grafen giengen zum Kaiser

über. Nur Briennius edler Sinn blieb unerschüttert. Er gab sein Ehrenwort von sich, nie wider den Kaiser zu fechten, sondern in seine Heymath zu kehren, wenn man ihn nur frey bis über die Grenze geleiten wollte. Alexius bewilligte ihm sein Verlangen, und kehrte dann siegreich nach Constantinopel zurück.

Hier muß ich die Erzählung ein wenig unterbrechen, um von der Art und Weise, wie sich der Kaiser mit den Manichäern oder Paulicianern abgefunden hat, einige Nachricht zu geben. Die Klugheit widerrieth es ihm, sie mit bewaffneter Hand anzugreifen, weil er wohl einsah, daß so tollkühne rasende Menschen, sich nicht anders, als nach einem großen Verlust von beyden Theilen ergeben würden. Und doch schien es seinem Ehrgeiz unerträglich, in der Residenz zu erscheinen, ohne seinen Sieg, durch eine gerechte Rache gegen jene Widerspenstigen gekrönt zu haben. Er setzte sich demnach vor, blos die Rädelsführer unter ihnen zu züchtigen, und die übrigen seinem Heere wieder einzuverleiben. Dieß bewerkstelligte er auf folgende Art. Er lockte sie durch Briefe, und gute Versprechungen, die der Ruf seines Siegs noch verstärkte, aus ihren Wohnsitzen, wo sie sich bisher ruhig und friedlich verhalten hatten. Statt nun nach Constantinopel abzugehen, wohin er die Manichäer berufen hatte, blieb er unter irgend einem Vorwande in Mosynopolis liegen; in der That aber, um hier ihre Ankunft abzuwarten. Als diese erfolgt war, wurden ihre Nahmen aufgezeichnet, und nie mehr als ihrer zehen zugleich nach der Stadt geschickt, mit dem Versprechen, der Kaiser würde sich nächster Tage mit ihnen insgesamt vergleichen. In der Stadt waren Leute bestellt, die ihnen sogleich ihre Pferde und Waffen abnehmen, und sie in die bestimmten Gefängnisse führen mußten. Auf diese Art wußte

der

der Folgende niemahls, was mit dem Vorhergehenden geschehen war, und der Kaiser erreichte ohne Schwertschlag seine Absicht. Die Güter der Gefangenen wurden an Soldaten, die sich in den Schlachten brav gehalten hatten, verschenkt, ja der Kaiser gieng so weit, daß er ihre Weiber, durch einen dazu Bevollmächtigten, aufheben und in Verwahrung bringen ließ. Diese Strenge dauerte aber nicht lange. Viele Manichäer wurden getauft, viele erhielten nach geschehener Untersuchung Freyheit in ihr Vaterland(43) zu wandern, das sie jedem andern Ort vorzogen. Die übrigen, welche er für schuldig befand, wurden auf die Inseln verwiesen.

Nach beendigter Sache gieng Alexius nach Constantinopel zurück, wo man so laut und dreist gegen ihn sprach, daß er darüber nicht wenig beunruhigt wurde. Man konnte ihm das Mittel nicht vergeben, das er in den Bedrängnissen des Staats ergriffen hatte, ob gleich kein andres mehr übrig gewesen war. Man nannte ihn einen Kirchenräuber, da er doch die Kirchengüter, durch die er dem sinkenden Staat wieder aufgeholfen, blos als ein Darlehn betrachtete, das er mit der Zeit wiedergeben müsse. Wollte sich nun Alexius nicht zu einem allgemeinen Staatsgespräch machen lassen, wollte er es nicht zugeben, daß die unschuldigste seiner Handlungen durch niederträchtige Deutungen verunglimpft wurde, so mußte er einen Weg einschlagen, auf dem er seine Verläumder zum Schweigen bringen konnte. Dieß konnte aber nicht besser als durch eine Rechtfertigung geschehen, die er sich selbst von einer öffentlichen Versammlung verschaffen wollte.

Er berief also den gesammten Senat, den Kriegsrath, und die Geistlichkeit in den blachernischen Pallast, von denen allen keiner des Kaisers Absichten wußte, der dem Scheine nach als Richter auf dem Throne

saß, und doch eigentlich der beklagte Theil war. Die Kirchenvorsteher treten auf, und legen ihre Breven vor, in denen sich die Verzeichnisse der Kirchengüter befinden. Nach einem genauen hier angestellten Ueberschlage aller, seit uralten Zeiten den Kirchen zugehörigen Güter, ergab es sich, daß nach Abzug dessen, was andre schon vorher zurückgenommen hatten, Alexius nichts mehr, als das Gold und Silber auf dem Grabe der Kaiserin Zoe (44), und einige andre beym Gottesdienst sehr entbehrliche Geräthe zu seinem Nutzen verwandt habe. Diese Untersuchung war eine Vorbereitung auf die Rede, die der Kaiser nun an die Versammlung hielt. „Ich fand, sprach er, das Reich „von allen Seiten bestürmt, fand es schwach und un„fähig, so vielen Feinden zu widerstehen. Tausend Ge„fahren mußte ich bekämpfen; kaum entrann ich dem „Schwert das schon über meiner Scheitel blinkte. „Ihr alle gedenkt noch der Schaaren, die aus Persien, „Scythien, und der Lombardey in unsre Besitzungen „einfielen. Geld und Waffen waren dahin, Land und „Leute seufzten unter feindlicher Bothmäßigkeit, und „dennoch erschien ich mit einem gerüsteten Kriegsheer „im Felde. Konnte dieses ohne schwere Kosten aus„geführt werden? Nur um eure Ehre zu retten, brauchte „ich Geld. Es wundert mich nicht, wenn einige unbe„rufene Tadler mir Eingriffe in die Rechte der Kirche „Schuld geben, aber mögen sie immerhin! Aß doch „König David mit seinen Knechten Schaubrodte, die „kein andrer als ein Priester genießen durfte, warum „sollte es mir untersagt seyn, in einer ähnlichen Noth „Kirchenschätze anzugreifen? Zumahl da ein Gesetz „für mich spricht. Nach demselben ist es erlaubt, sie „zu veräußern, um von dem gelösten Gelde Gefangne „loszukaufen. Wenn ich nun so viele schon eroberte „Provinzen und Städte, wenn ich Constantinopel selbst

von

„von dem nahen Joche, nur dadurch befreyen konn„te, daß ich einige sehr wenige, noch dazu überflüssi„ge, und in Rücksicht der übrigen ganz unbeträchtliche „Stücke, aus den Kirchen nahm: darf es mir da wohl „verargt werden, daß ich es wirklich gethan habe?“ So wohl er sich in dieser Rede auch vertheidigt hatte, so bekannte er sich doch gleich darauf für schuldig.

Die Vorsteher mußten ihre Breven noch einmal durchsehen, und den Werth der Sachen berechnen, die er den Kirchen genommen hatte. Nach dieser Schätzung verordnete er, daß aus der Schatzkammer, jährlich eine gewisse Summe zum Ersatz für den angerichteten Schaden, der Capelle, wo die Gebeine der vorhin genannten Kaiserin ruhen, ausgezahlt würde. Man hat auch bis auf den heutigen Tag, mit dieser Zahlung noch nicht eingehalten. Ingleichen setzte er aus der kaiserlichen Schatulle der Kirche zur Mutter Gottes auf dem Schmiedemarkt, ein jährliches Einkommen fest, wovon diejenigen, welche daselbst beständig heilige Lieder singen, hinlänglich unterhalten werden könnten. Um eben diese Zeit ward ein gefährlicher Anschlag entdeckt, den die vornehmsten des Staats, gegen den Kaiser gefaßt hatten. Auch hier war der Kaiser so gnädig, die Strenge der Gesetze zum Vortheil der Verbrecher zu mildern. Er begnügte sich damit, die Urheber des Komplotts aus dem Lande vertrieben zu haben.

Als Alexius, vom Nicephorus Botaniates, zur Würde des Domesticats erhoben ward, nahm er einen gewissen Manichäer in seine Dienste, und gab ihm, nachdem er sich hatte taufen lassen, ein Kammermädchen der Kaiserin zur Ehe. Dieser Mensch hatte vier Schwestern, welche bey dem letztern Vorfalle mit den

Manichäern, ihrer Güter beraubt, und in ein Gefängniß gesetzt wurden. Dieß kränkte ihren Bruder so sehr, daß er den Vorsatz faßte, sich den Augen des Kaisers zu entziehen. Eines Abends, da er merkte, daß ihn seine Gemahlin schon bey dem Vorsteher der Manichäer angegeben habe, versammelte er seine Landsleute, nebst allen denen, die um sein Vorhaben wußten, und entfloh mit ihnen nach Beliatova, einem Städtchen auf einer Anhöhe gelegen, dessen Einwohner damals zu schwach waren, ihnen ihre Niederlassung zu verwehren. Von hieraus unternahm er Räuberzüge in des Kaisers Land, und streifte biß vor die Stadt Philippopolis, die den Manichäern gehörte. Er schloß so gar mit den an der Donau wohnenden Scythen ein Bündniß, machte mit ihren Oberhäuptern bey Glabinitza und Dristra gemeinschaftliche Sache, und heyrathete die Tochter eines dieser scytischen Fürsten. Seine Absicht war nichts geringers, als die gesammte scythische Nation gegen den Kaiser zu bewaffnen.

Alexius hörte durch täglich einlaufende Berichte, was für Gefahren dieser Mensch ihm bereite. Sie schienen ihm wichtig genug, um alles anzuwenden, sie noch in der Geburt zu ersticken. Weder Briefe, noch Versprechungen großer Geschenke, noch der Geleitsbrief selbst, der ihm die vollkommenste Vergebung, und Freyheit zusicherte, vermochten auf das verstockte Gemüth dieses Manichäers Eindruck zu machen. Er zog immer mehrere Scythen an sich, und setzte seine Räubereyen ungestöhrt fort. Seine übrigen Landleute hatte der Kaiser so gut zufrieden gestellt, daß sie ihm wieder Treu und Gehorsam versprachen.

Jtzt kehre ich zu Bohemund zurück, den wir oben in Aulon verließen, wo er so lange verweilte, biß er

das

das Schicksal des Briennius und der unter ihm dienenden Grafen erfahren, von denen sich einige in ihr Vaterland, andre wieder in kaiserliche Dienste begeben hatten. Hierauf gieng er, (wie ich ebenfalls schon vorhin bemerkt habe) zu seinem Vater nach Salerno. Robert erschrack, als ihm sein Sohn Nachrichten brachte, wie er sie am wenigsten erwartet hatte, und die ihn um so viel mehr niederschlagen mußte, je stolzer seine Hofnungen gewesen. Dennoch betrug er sich auch hier als ein Mann, den nichts erschüttert, und der nichts aufgiebt, was er einmal unternommen. Er erhohlte sich bald von dem ersten Schrecken, ließ von neuem ein allgemeines Aufgebot gegen den Kaiser ergehen, und hatte in kurzer Zeit wieder ein schön gerüstetes muthiges Heer, so wohl zu Pferde, als zu Fuß auf den Beinen. Es bestand theils aus Landskindern, theils fremden Völkern. Seine Anzahl war so groß, daß ich es mit Homers Bienenschwärmen vergleichen könnte. Nachdem sich Robert stark genug glaubte, schickte er seine Söhne Roger und Gidas (45) mit der Reiterey nach Aulon voraus. (Der letztere hatte sich schon vorher mit dem Kaiser in geheime Unterhandlungen eingelassen, und ihm versprochen, seinem Vater untreu zu werden, wogegen Alexius sich anheischig machte, ihm außer andern Geschenken, und wichtigen Vorzügen eine Prinzessin aus der kaiserlichen Familie zur Gemahlin zu geben.) Beyde setzten schleunig nach Aulon über, nahmen es weg, ließen einen Theil ihrer Besatzung zurück und giengen dann nach Bothrent, wovon sie sich auch beym ersten Angriff Meister machten.

Robert zog seine ganze Seemacht zusammen, schifte das, Bothrent gegenüberliegende, Ufer vorbey, nach Brunduſi, um von da nach Illyricum zu segeln. (46) Da er aber hörte, daß die Fahrt von Hydrunt aus sich in

kürzerer Zeit endigen lasse, so schiffte er von hier nach Aulon über, und landete zwischen Aulon und Borhrent, wo er sich mit seinen Söhnen vereinigte. Er trennte sich aber wieder, und segelte nach Koryphо, das schon ehedem von ihm erobert, jetzt aber wieder abgefallen war.

War nun Robert entschlossen genug, den Krieg fortzusetzen, so war es der Kaiser nicht minder, sich in einen guten Vertheidigungsstand zu setzen. Er bewog die Venetianer, ihm mit ihrer Flotte zu Hülfe zu kommen, versprach ihnen reichlichen Ersatz der Kriegskosten, und rüstete selbst eine Flotte aus, die er mit geübten Seetruppen besetzte.

Robert erfuhr, daß zwey Flotten gegen ihn im Anzuge begriffen seyen, und doch war er beherzt genug, sich zuerst dem Feind entgegen zu stellen. Er lichtete die Anker, und legte sich im Hafen von Kassope. Die Venetianer, welche damals im Hafen von Pasari lagen, giengen ihm entgegen, und lieferten ihm eine blutige Schlacht, in der Mann gegen Mann focht. Robert zog sich zwar zurück, aber mit dem festen Vorsatz noch eine, desto blutigere Schlacht zu wagen. Diesen Vorsatz merkten die Anführer beyder Flotten. Den dritten Tag nachher griffen ihn die Venetianer nochmals an, schlugen ihn wieder, und kehrten darauf in den Hafen von Pasari zurücke. Nach einem so glänzenden Siege begiengen sie einen Fehler, den man in ihrem Falle nur allzuoft zu begehen pflegt; sie verachteten den Feind, und ließen es an Wachsamkeit mangeln. Robert war auch wirklich der Muthlosigkeit nahe, als ihn ein venetianischer Ueberläufer, Peter Kontarin, auf die Sorglosigkeit der Sieger aufmerksam machte, und nun schöpfte er Muth, ein drittes Treffen zu wagen. Die Venetianer, welche nichts weniger

ger als einen Angriff vermutheten, banden in der größten Bestürzung ihre großen Schiffe mit Stricken zusammen, formirten bey dem Hafen von Koryphó einen so genannten Meerhafen, und stellten die kleinern Schiffe in die Mitte der Schlachtordnung. Die Schlacht war fürchterlich. Beyde Theile fochten mit größerm Muth, als jemals; Keiner wollte weichen. Ein einziger Umstand aber machte, daß der Sieg sich dießmal auf Roberts Seite neigte. Der Proviant auf den Schiffen, der ihre Ladung ausmachte, war verzehrt; dadurch waren sie so leicht geworden, daß sie kaum bis an das zweyte Verdeck unter Wasser standen. Wenn nun alle Soldaten mit ihrer Rüstung an der einen Seite des Bord's sich hinstellten, so bekam das Schiff hier das Uebergewicht, und mußte umschlagen. Auf diese Weise kamen ungefehr 13000 Mann in den Wellen um, die übrigen Schiffe geriethen in Feindes Hände.(46)

Robert behandelte die Gefangenen als ein unmenschlicher Barbar. Viele ließ er blenden, andern ließ er Nasen, oder Hände, oder Füße, manchen auch Hände und Füße zugleich abhauen. Die übrigen verschonte er und kündigte ihren Landsleuten an, sie möchten ohne Furcht zu ihm herüber kommen, und gegen Erlegung des Lösegeldes die Ihrigen in Empfang nehmen; zugleich könnten sie auch mit ihm vorläufig über den Frieden handeln. Hierauf erhielt er folgende Antwort: Wißt, Herzog Robert, daß wir in dem Bunde mit dem Kaiser Alexius treu und fest zu verharren gesonnen sind, auch dann noch, wann ihr vor unsern Augen unsre Weiber und Kinder schlachten solltet. Nie werden wir aufhören ihm Hülfe zu leisten, und herzhaft für ihn zu kämpfen.

Kurz darauf stachen die Venetianer wieder mit einer weit grössern Flotte in See, und liefern dem Robert

bert bey Bothrent ein Treffen, das den glücklichsten Erfolg für sie hatte. (47) Viele von seinen Soldaten wurden auf den Schiffen niedergemacht, noch mehrere fanden im Wasser den Tod. Es fehlte nicht viel, so wäre Roberts Gemahlinn Gaita und sein Sohn Gidas in ihre Hände gerathen.

Diesen wichtigen Sieg, berichteten sie dem Kaiser, der sie dafür mit Geschenken, und Ehrenbezeugungen reichlich begabte, und dem Doge von Venedig die Würde eines Protosebastus nebst dem zuständigen Gehalt ertheilte. (48) Imgleichen setzte er eine ansehnliche Summe fest, die den Kirchen zu Venedig aus dem kaiserlichen Schatze jährlich gezahlt werden mußte. Vorzüglich bestimmte er das Standgeld, welches die Melphitischen (49) Kaufleute in Constantinopel zahlten, zum Einkommen für die Kirche des Evangelisten und Apostel Marcus. Ferner schenkte er ihnen alle die Läden oder Buden, welche zwischen der hebräischen Scala, (50) bis zur sogenannten Bigla liegen, nebst den in diesem Bezirk befindlichen Scalen. Außerdem, gab er ihnen noch viele liegende Gründe, so wohl in Constantinopel, als in Dyrrachium, und andern Orten, wo sie sich etwas ausbaten. Das vorzüglichste, was er ihnen bewilligte, war wohl allgemeine Zoll- und unumschränkte Handelsfreyheit in allen kaiserlichen Ländern, so daß sie von ihren Waaren auch keinen Obolus abgeben durften.

Nach dem letztern, für Robert so unglücklichen Treffen, war dennoch sein Muth nicht gesunken. Er schickte seinen Sohn (51) mit einigen Schiffen nach Cephalenien, um sich der Stadt, die auf dieser Insel liegt, zu bemächtigen. Er selbst folgte ihm auf einer Galeere nach, weil der übrige Theil der Flotte, nebst dem ganzen Heere bey Boutitza stand. Ehe er sich noch mit

der

der übrigen Macht, und mit seinem Sohn vereinigt hatte, überfällt ihn bey Ather, (52) einem Vorgebürg von Cephalenien, ein heftiges hitziges Fieber. Um sich in der unerträglichen Hitze desselben einiges Labsal zu verschaffen, schickte er mehrere seiner Leute fort, kühles Wasser zu suchen. Unterweges treffen sie einen Eingebohrnen, der zu ihnen sagt: Seht, dieß ist Ithaka, wo weyland eine große Stadt mit Namen Jerusalem stand. Durch sie floß eine Quelle, die beständig kühles trinkbares Wasser führte.

Dieß war dem Robert eine Schreckenspost. Schon vor langer Zeit war ihm geweissagt worden, daß er bis Ather sich alles unterwürfig machen, und dann in Jerusalem verscheiden würde. Er starb auch wirklich am sechsten Tage der Krankheit, ob am Fieber oder am Seitenweh, kann ich nicht genau bestimmen. Als er schon in den letzten Zügen lag, traf seine Gemahlinn Gaita bey ihm ein. (53)

Roberts Sohn, der schon bey seines Vaters Lebzeiten zum Thronerben eingesetzt war, empfieng die Nachricht vom Tode desselben mit der größten Bestürzung; doch, nachdem er sich wieder gefaßt hatte, kündigte er seinen Truppen unter vielen Thränen diesen schmerzlichen Vorfall an, empfieng ihre Huldigung, und schiffte dann mit ihnen nach Apulien über.

Unterwegs überfiel ihn, ob es gleich Sommer war, ein heftiger Sturm, der viele Schiffe theils auf offener See, theils am Strande zertrümmerte. Das Schiff, welches den Leichnam führte, ward noch mit genauer Noth nach Venusium gerettet. Hier beerdigte man ihn im alten Kloster zur h. Dreyfaltigkeit, wo auch schon seine Brüder begraben lagen. Robert starb also im 26ten Jahr seiner herzoglichen Würde, und im 70sten seines Alters. (54)

Sein

Sein plötzlicher Tod, verschaffte dem Kaiser eine große Erleichterung. Um diesen Glücksfall sogleich aufs beste zu nutzen, gab er sich alle Mühe, sowohl durch Briefe, als durch andre Mittel, Zwietracht unter den Bürgern Dyrrachiums zu stiften. Er beredete die zu Constantinopel ansäßigen Venetianer, an ihre Landsleute, an die Amalphiner, und an andre Einwohner dieser Stadt zu schreiben, und sie zum Abfall geneigt zu machen. Außerdem zeigte er sich in Versprechungen, und Geschenken nicht sparsam, weil er wohl wußte, daß ihnen auf diesem Wege am besten beyzukommen sey. Denn die Lateiner brennen von Geldgier, und würden um einen Obolus ihr Liebstes verkaufen. Die Verschwörung in Dyrrachium kam auch glücklich zu Stande. Derjenige, welcher zuerst den Rath gegeben hatte, die Festung an Robert zu übergeben, wurde nebst seinen Mitverschwornen niedergemacht, und die Festung dem Kaiser überantwortet, der seine Zufriedenheit darüber, auf mehr, als auf eine Art, an den Tag legte. (55)

Es lebte damals ein gewisser Seth, der sich für einen großen Astrologen ausgab, und es auch in seiner Kunst sehr weit gebracht hatte. Als Robert seinen Feldzug nach Illyrien antrat, überreichte er einigen von des Kaisers Vertrauten ein versiegeltes Billet, mit dem Zusatz, es vor der bestimmten Zeit nicht zu erbrechen. Nach Roberts Tode, ward es auf sein Geheiß eröffnet; da fand man folgende Prophezeyung eingeschrieben. „Der große Feind von Norden her hat ausgetobt, und plötzlich sinkt er hin.“ Alle erstaunten, woher der Mann dieß erfahren habe.

Man erlaube mir, daß ich hier etwas über die Wahrsagerey spreche. Sie ist eine neuere Erfindung, von der man in alten Zeiten nichts wußte, denn weder

der

der große Astronom Eudoxus, noch Plato haben sie gekannt, selbst Manetho, dieser berühmte Zeichendeuter, hatte von ihr fast gar keinen Begriff. Es mangelte ihnen hinlängliche Kenntniß vom Aufsteigen der Gestirne und andere Bemerkungen, auf denen man in der Folge ein ganzes System erbaute. Ich selbst habe mich anfangs ein wenig damit beschäfftigt, nicht etwa um selbst diese Kunst zu treiben, bloß, um es so weit darin zu bringen, daß ich die Vertheidiger derselben gründlich abweisen konnte. Auch denke man nicht, daß ich dieses hier schreibe, um mit meinen Kenntnissen groß zu thun. Ich ergreife bloß diese Gelegenheit, meinem Vater ein verdientes Lob zu ertheilen, der als Beschützer der Philosophie und der Philosophen, viele Wissenschaften empor brachte. Sogar die Astrologie gewann unter ihm mehrere Anhänger, ob er sie gleich nichts weniger, als begünstigte. Denn eine Kunst, die das Herz des Menschen vom Vertrauen auf die Vorsehung ablenkt, und ihn alles von den Gestirnen erwarten läßt, konnte unmöglich seinen Beyfall gewinnen.

Zu den berühmtesten Astrologen damaliger Zeit zähle ich den vorhin genannten Seth, und den ägyptischen Alexander. Dieser letztere hat mehreres sehr genau vorhergesagt. Bisweilen brauchte er dazu nicht einmal das Astrolabium, sondern brachte das, was man zu wissen verlangte, durch Calculiren heraus. Alles was er machte, erklär ich für alexandrinische Kunststücke, bey denen es ganz natürlich zugieng. Alexius ließ sich einige mal in Gespräche mit ihm ein, und war mit seinen Antworten sehr zufrieden. Weil aber sein Anhang unter den jungen Leuten und sein Ansehn (denn man verehrte ihn wie einen Propheten) immer größer ward, so mußte er sich auf kaiserlichen

serlichen Befehl nach Naideston begeben, wo er aus der öffentlichen Kasse reichlichen Unterhalt empfieng.

Hieher muß ich auch den berühmten Dialektiker Eleutherius, aus Aegypten gebürtig, rechnen, der in der Astrologie jedem andern den Vorzug streitig machte. Ferner, einen Athenienser Catananges, der sich ebenfalls für einen großen Meister in der Astrologie ausgab. Einst bestimmte er die Zeit, wenn der Kaiser sterben würde; statt dessen aber starb ein Löwe in der Menagerie, und dieß war für manche genug, um die Prophezeyung nicht ganz zu verwerfen. An einem andern Tage, den er nachher als den Todestag des Kaisers festsetzte, starb nicht dieser, sondern seine Mutter Anna. Alexius ließ ihn ruhig in Constantinopel bleiben, weil er den Verdacht vermeiden wollte, als wenn er einen Menschen verfolgte, den schon seine eignen Worte Lügen straften. So weit von der Astrologie.

Robert war nach der Beschreibung, die mehrere von ihm machten, ein trefflicher Feldherr, von vielumfassendem Geiste und edler Gestalt, gesellschaftlich im Umgange und jedermann zuthätig, wenn gleich von einer durchdringenden polternden Stimme. Er hatte eine ansehnliche Größe, trug ein herabhängendes Haar und einen langen Bart (56), weil er fest an der Sitte seiner Völker hieng. Bis an sein Ende sah man auf seinem Gesichte Mannkraft, die in ihm, schon dem äussern Ansehn nach, einen Regenten anzukündigen schien. Seine Untergebnen ehrte und schätzte er, vorzüglich aber diejenigen, die sich in ihrem Eifer gegen ihn besonders auszeichneten. Er war sehr hitzig und geldgierig, wucherte gerne, hatte nimmer satt, und geitzte doch bey dem allen nach Ehre. Diese Leidenschaften beherrschten ihn ganz, und setzten ihn dem allgemeinen Tadel aus.

Einige

Einige beschuldigen den Kaiser der Uebereilung, daß er den Krieg mit Robert zur Unzeit angefangen habe. Es würde ihm, sagen sie, ein leichtes gewesen seyn, ihn zu besiegen, wenn er zuvor hätte abwarten wollen, bis ihn die Dalmatier und Epiroten, unter Bodins Anführung, in die Enge getrieben hätten. Aber so urtheilen müssige Köpfe, die, hinter ihren vier Pfählen vor der Gefahr gedeckt, sich anmaßen, große Feldherrn zu richten. Wer kennt nicht die Klugheit, den festen unerschütterlichen Muth und alle die erhabnen Eigenschaften Roberts, die ihn an der Spitze seines Heeres beynahe unüberwindlich, und nach einem erlittenen Verluste nur noch hitziger und unternehmender machten.

Es war der erste December, an welchem Alexius mit den zu ihm übergetretenen Lateinern, und dem Grafen Bryenn (57) in Constantinopel seinen siegreichen Einzug hielt. Er fand seine Gemahlin in dem Gebäude, wo die Kaiserinnen schon seit langer Zeit ihr Wochenbette zu halten pflegten — es führte den Namen Porphyra (Purpur) daher die bekannte Benennung der Porphyrogeneten (im Purpur gebohrenen) (58). — Hier kam sie gegen Morgen mit einer Tochter nieder, die sogleich für ein wahres Ebenbild des Vaters erkannt wurde. Ich selbst bin diese Tochter. Die Kaiserin, meine Mutter, empfand, wie sie mir mehrmals erzählt hat, schon drey Tage vor ihres Gemahls Ankunft die Wehen, bezeichnete aber ihren Schoß mit dem heiligen Kreutze, und sagte: Bleib Kindlein und warte bis der Vater kömmt. Ihre Mutter, die Protovestiaria schmälte, daß sie dieß that; wie sprach sie, wenn er nun erst nach einem Monat käme? würdest du wohl so lange in den Wehen aushalten? — Die Gebährerin erreichte ihren Willen, und ich möchte dieß beynahe

nahe als eine Vorbedeutung des kindlichen Gehorsams ansehen den ich alle Zeit gegen meine Eltern bewiesen habe. Jedermann wird mir das Zeugniß geben, daß ich aus Liebe für sie Haab und Gut, Ehre und Leben nicht geschont habe.

Die gewöhnlichen Feyerlichkeiten, welche am Hofe bey Niederkunft der Kaiserinnen gegeben werden, erfolgten auch bey meiner Geburt; Glückwünsche, Geschenke an den Senat und die Armee. Alles schwamm in Freuden und lautem Jubel, vorzüglich die Blutsverwandten meiner Mutter. Nach Verlauf einiger Tage wurde mir die Krone und der kaiserliche Schmuck angelegt, und Befehl gegeben, meinen Namen neben Constantins seinem zugleich auszurufen; welches auch einige Jahre lang geschehen ist. War dieses eine Vorbedeutung meines Glücks oder Unglücks? Die Kaiserin kam darauf wieder mit einer Prinzessin nieder, und im Jahr 1088 mit einem Prinzen (59), dessen sehnlich erwartete Geburt seinen Eltern sowohl, als allen Unterthanen unaussprechliche Freude machte. Aller Trauer ward vom Hofe verbannt, und wer sich nicht von Herzen freuen konnte, mußte sich doch wenigstens so stellen.

Der kleine Prinz war schwarzbraun von Farbe, hatte ein breites Gesicht, trockne Wangen, keine völlig gebogne Adlersnase und schwärzliche Augen. Ihn bestimmten seine Eltern zu ihrem künftigen Thronfolger. Er ward in der großen Kirche getauft und gekrönt. Während daß Alexius noch mit Robert und dessen Söhnen beschäfftigt war, überschwemmten die Türken nicht blos die Morgenländer, sondern fiengen schon an, bis an die Gegenden um den Propontis vorzudringen. Wie dieß eigentlich zugegangen war, will ich etwas umständlicher erzählen.

Ein

Ein gewisser Philaret, aus Armenien gebürtig, war am Hofe des Kaisers Diogenes Romanus in verdienten Gnaden gestanden, und hatte sich bis zur Würde des Domestikats erhoben. Das widrige Schicksal des Diogenes, dem unter andern Mißhandlungen auch die Augen ausgestochen wurden, reitzte ihn, die beleidigte Majestät seines erhabnen Gönners nachdrücklich zu rächen. Er stiftete eine Rebellion an, zu der er den ersten Schritt mit Eroberung von Antiochien machte. Um seine Parthey zu verstärken, gieng er zu den Türken über, und bekannte sich zu ihrer Religion. Sein Sohn, der sich ihm lange, wiewohl vergeblich widersetzt hatte, floh innerhalb acht Tagen zum Sultan Amer(60) Solyman nach Nicäa, und wiegelte ihn gegen seinen Vater auf. Solyman ließ, als er nach Antiochien aufbrach, den Apelchasem als Commendanten in seiner Residenz Nicäa, mit dem Titel eines obersten Befehlshabers, zurück. Auf seinem Marsche bediente er sich der Kriegslist, bey Tage still zu liegen, und blos des Nachts fortzurücken. In der zwölften Nacht erschien er vor Antiochien, und nahm es um so leichter ein, da niemand in der Stadt einen feindlichen Angriff besorgte. Zu gleicher Zeit wurde Sinope, wo viel Gold und ein reicher kaiserlicher Schatz war, vom Charatices heimlich ausgeplündert.

Antiochien hatte für Tuteses(61), den Bruder des Großsultans, dessen Gebiet sich von Jerusalem an über Mesopotamien und Chalep bis Bagdad erstreckte, so viele Reitze, daß er mit seinem ganzen Heere aufbrach, um sich selbst den Besitz desselben zu verschaffen. Es kömmt zwischen ihm und Amer Solyman zu einem blutigen Treffen, in welchem der letztere den Kürzern zieht, und sich darauf an einem sichern Ort zu verbergen sucht. Als man ihn hier entdeckte und einige Satrapen

trapen mit Gewalt in ihn drangen, sich zum Tuteses zu begeben, so stürzte er sich aus Verzweiflung in sein Schwert. Der Rest seiner geschlagnen Truppen ergab sich dem Sieger.

Dieser neue Zuwachs an Macht mußte den Tuteses furchtbar machen. Selbst der Großsultan besorgte, daß er ihm nicht mehr das Gleichgewicht würde halten können. Er suchte sich dadurch zu helfen, daß er dem Kaiser durch einen Siaus (62) Heurathsanträge that, und dabey, wenn er sie annehmlich fände, das Versprechen leistete, alle Türken aus den am Meer grenzenden Ländern zu ziehen, ihm die dort befindlichen Festungen abzutreten, und in der Noth kräftigen Beystand zu leisten. Der Kaiser durchlas das Schreiben des Sultans, ohne sich über den Heyrathsantrag zu erklären. Jener Siaus aber schien ihm ein Mann zu seyn, der seiner Aufmerksamkeit nicht unwürdig wäre. Er brachte ihn durch viele Unterredungen zuförderst so weit, daß er versprach, zur christlichen Religion überzutreten, und nach Empfang der Taufe nie wieder zu seinen vorigen Glaubensgenossen zurückzukehren. Nachdem er diesen Zweck glücklich erreicht hatte, gieng er noch weiter. Der Siaus mußte ihm versprechen, etwas zu thun, was er nur unter der Bedingung thun konnte, wenn Alexius in den Heurathscontract gewilligt haben würde. Der Sultan hatte ihm nämlich schriftliche Ordre an die Satrapen in den Seestädten gegeben, auf deren Vorzeigung sie die ihnen untergebnen Oerter dem Kaiser räumen sollten. Mit diesem Schreiben machte er sich auf den Weg. Der erste Ort, wohin er kam, war Sinope, welches jetzt Charatices in den erbärmlichsten Gesundheitsumständen, ohne das geringste von seinem Raube genossen zu haben, verlassen mußte. Denn nach dem Raube, den er an

der

der Kirche zur Mutter Gottes begangen hatte, ward er dämonisch, oder von einer Krankheit überfallen, die ihn zu Boden warf, wobey ihm der Schaum vor den Mund trat. An seine Stelle setzte Alexius den Constantinus Dalassenus zum Statthalter ein. Eben so machte es der Sians auch mit den übrigen Städten, auf welche sich die Verordnung des Sultans bezog. Darauf kehrte er nach Constantinopel zurück, wo er getauft ward, und zum Lohn seiner treuen Dienste ausser vielen Geschenken, die Stelle eines Dux von Anchialus erhielt.

Nach Amer Solymas Entleibung warfen sich die Satrapen in Klein-Asien zu eigenmächtigen Herren der Districte auf, die ihnen untergeben worden waren, als der Sultan nach Antiochien zog. Apelchasem, der als Oberstatthalter zu Nicäa, wo auch das Sultanicum (des Sultans Palast) stand, eingesetzt war, überließ seinem Bruder Pulchases Cappadozien, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß ihm die Sultanische Würde nicht entgehen könne. Seine unersättliche Habsucht bewegte ihn ganz Bithynien bis an den Propontus mit Streifereyen und Plünderungen heimzusuchen. Alexius bediente sich seines alten Mittels, auch diesen Mann zur Ruhe zu bringen; Apelchasem aber legte immer so viele Schwierigkeiten in den Weg, daß er wohl einsahe, wie wenig hier ohne Gewalt auszurichten sey. Zu dem Ende mußte Taticius vor Nicäa rücken. Hier blieb er eine Weile liegen, weil sich aber kein Feind, einen unbedeutenden Ausfall ausgenommen, blicken ließ, so gieng er den Weg nach Basilea zurück, und lagerte sich 12 Stadien von Nicäa. Einst kömmt zur Nachtzeit ein Bauer mit der Nachricht ins Lager, daß Prosuch mit 50000 Mann von dem jüngst zum Sultan erwählten

Paragiaruch (63) gegen ihn im Anzuge sey. Mit einer solchen Macht konnte es Taticius nicht aufnehmen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, daß sein weit geringeres Heer durch öfteres Gefechte endlich gar aufgerieben würde. Vielmehr schien es ihm rathsamer, sich durch Nicomedien wieder nach Constantinopel zu ziehen. Kaum sah Apelchasem, daß die Kaiserlichen den Rückzug antraten, so eilte er ihnen ins freye Feld nach, ward aber mit großem Verlust bey Preneses zurückgewiesen. Dieser Sieg war vorzüglich der Celtischen Reiterey zuzuschreiben, die mit ihren langen Spießen die feindlichen Linien trennten. Die Folge davon war, daß Taticius nunmehr ruhig durch Bithynien bis zur Hauptstadt gelangen konnte. Apelchasem hingegen stellte die Feindseligkeiten noch immer nicht ein, denn er trug sich mit dem schwindlichten Entwurfe, das Scepter des römischen Reichs an sich zu reißen, oder sich wenigstens zum Herrn der Inseln und der, längst dem Meere gelegenen, Provinzen aufzuwerfen. Wirklich machte er auch alle Anstalten dazu, indem er sich der Stadt Kio, die in Bithynien an der See liegt, bemächtigte, und daselbst mehrere Schiffe auf den Stapel setzen ließ.

Der Kaiser unterließ nichts, auf die erste Nachricht, die er hievon erhielt, diesen herrschsüchtigen Menschen zur Ruhe zu bringen. Ehe noch die Schiffe auslaufen konnten, legte sich schon Michael Butumites mit der kaiserlichen Flotte bey Kio vor Anker. Zu gleicher Zeit kam auch Taticius mit einem zahlreichen Heer von der Landseite herbey. Apelchasem stand mit seiner Armee in einer Gegend, die für ihn nicht vortheilhaft zum Schlagen war. Er wählte sich also einen Platz, der weniger bergigt war, und wo seine Bogenschützen gegen berittene Soldaten mehr ausrichten konnten.

konnten. Diesen Platz nennen einige Aulica, andre Kyparission.

Michael Butumites steckte bald nach seiner Ankunft die halb fertigen Schiffe in Brand. Den Tag darauf lagerte sich Taticius an einem sehr guten Orte, von wo er den Feind 15 Tage hindurch in kleinerm und größerm Gefechten unablässig zusetzte, bis ihn endlich die Lateiner, über das lange Zögern ungeduldig, um Erlaubniß baten, es mit den Türken allein aufzunehmen. So wenig auch diese Bitte mit seinen Absichten übereinstimmte, so sah er sich doch genöthigt, sie zu bewilligen, besonders da die feindliche Armee von Tage zu Tage immer Zuwachs an frischen Truppen erhielt. Das Treffen hatte für Apelchasem den unglücklichsten Ausgang. Er floh mit der größten Eile geraden Weges nach Nicäa, und ließ sein Lager nebst den größten Theil der Bagage im Stich. In Nicäa erhielt er vom Kaiser ein gnädiges Schreiben, worin ihm dieser vorstellte, künftig nicht mehr so ganz vergebliche Luftstreiche zu wagen, sondern lieber nach Constantinopel zu kommen, und daselbst Reichthum und Ehre zu empfangen.

Apelchasem nahm den angetragnen Frieden mit Bereitwilligkeit an, da er sich ohnehin in Nicäa nicht sicher fand, indem Prosuch schon mehrere von den Satrapen in Besitz genommene Festungen belagerte, und Mine machte, nun bald auch vor Nicäa zu rücken. Er kam auch auf nochmaliges Ansuchen des Kaisers, der einem bloßen Vergleich aus guten Gründen nicht traute, nach Constantinopel, wo er mit vielen Gnadenbezeugungen überhäuft ward, und Freyheit erhielt, wenn er wollte, wieder nach Hause zu gehen.

Um eben diese Zeit setzte Alexius, der die Nicäischen Türken gerne aus Nicomedien, der Hauptstadt Bithyniens vertreiben wollte, den Entschluß ins Werk, am dortigen Meerbusen ein andres Fort anzulegen. Dieß Geschäffte wurde dem Drungar der Flotte, Eustathius, übertragen, der mit Fahrzeugen, in welchen sich Baumaterialien und Arbeiter befanden, an den bestimmten Ort überschiffen und jeden Türken, der sich dort zeigen würde, durch Höflichkeit und Geschenke zum Schweigen bringen sollte. Imgleichen sollte er ihnen andeuten, daß alles mit Vorwissen Apelchasems geschehe, und, damit dieser nichts erführe, so sollte er die Communication zur See zwischen Constantinopel und Bithynien aufheben. Indeß gieng es Apelchasem sehr wohl. Alexius suchte ihn durch Lustbarkeiten aller Art zu zerstreuen. Bald lud er ihn ins Bad, bald auf die Jagd oder zum Pferderennen ein; auch ließ er täglich in dem von Constantin dem Großen erbauten Theater Wagenrennen halten. Als endlich das Fort fertig war, überhäufte er ihn mit noch mehrern Geschenken und Ehrenbezeugungen, ja er ertheilte ihm sogar den Titel Sebastotatos (Allerdurchlauchtigster) und entließ ihn endlich nach den stärksten Versicherungen seiner kaiserlichen Gnade aus der Hauptstadt. Unterdessen hatte Prosuch schon 3 Monate vor Nicäa gelegen, und die Stadt bis aufs äusserste gebracht. In dieser Noth wandten sich die Belagerten an den Kaiser, dem sie sich lieber als dem Prosuch unterwerfen wollten. Eine so günstige Gelegenheit, die zu noch größern Vortheilen Hoffnung machte, durfte nicht ungenutzt bleiben. Hier kämpften zwey Feinde des römischen Reichs gegen einander; die Politik rieth es dem Schwächern beyzustehn, nicht, um ihn mächtiger werden zu lassen, sondern um Nicäa seinen Händen zu entreißen, und dann mit den Eroberungen immer

mer weiter fortzurücken. Ehedem bezeichneten im Occident die Säulen des Hercules, im Orient die Säulen des Bacchus die Grenze des römischen Reichs, das sich der Breite nach beynahe ins Unermeßliche erstreckte. Jetzt aber hatte es sich vorzüglich durch die Eroberungen der Türken bis auf einen sehr kleinen Strich Landes zusammengezogen. Kaiser Alexius erweiterte es wieder gegen Abend bis an das Adriatische Meer, und gegen Morgen bis an den Euphrat und Tiger. Er hätte mehr gethan, er hätte das römische Reich zu seiner ehemaligen Größe erhoben, wenn nicht beständige Kriege und immerwährende Unruhen ihm daran hinderlich gewesen wären. Auch dießmal traten Umstände ein, welche sein Vorhaben hintertrieben.

Einige auserlesene kaiserliche Truppen waren sogleich nach empfangener Einladung aufgebrochen und bey dem Aussenwerk von Nicäa, der sogenannten Georgsschanze, von den Türken in die Stadt gelassen worden. Nun hob Prosuch zwar die Belagerung auf, weil er glaubte, der Kaiser selbst müsse in der Nähe seyn. Aber dieß war auch alles, was man über ihn gewann. Denn nichts konnte man zuverlässiger voraussehen, als daß er bald mit größerer Heereskraft wiederkehren würde. Daher giengen die Kaiserlichen, zufrieden mit dem was sie bewirkt hatten, nach Constantinopel zurück.

Ihre Vermuthung traf auch bald darauf ein. Der persische Sultan nahm das Betragen des Siaus mit großem Unwillen auf; versuchte aber doch noch einmal die Einwilligung des Kaisers in die vorgeschlagne Eheverbindung zu erlangen. Das Schreiben, welches er deshalb an ihn erließ, war folgenden Inhalts. „Uns „ist die Lage nicht unbekannt, Kaiser, in welcher ihr

„euch befindet. Wir wissen, daß ihr von den ersten „Tagen eurer Regierung an mit vielen Widerwärtig„keiten habt kämpfen müssen: daß ihr anfangs mit „den Lateinern, dann mit den Scythen blutige Kriege „geführt habt: daß endlich Amer Apelchasem euren „Vertrag mit Solymann gebrochen und Asien bis „Damalis verwüstet hat. Wollt ihr nun diesen Feind „aus den dortigen Gegenden fortschaffen, und Antio„chien unter eure Bothmäßigkeit bringen, so schickt „mir eure Tochter zur Gemahlin meines erstgebohrnen „Sohnes. Uebrigens dürft ihr ganz unbekümmert „seyn, und euch auf meinen Beystand verlassen, daß „alles nach Wunsch gehen werde; indem ich mich er„biete, euch nicht allein im Orient, sondern auch bis „Illyrien und in allen abendländischen Gegenden mit „meiner Macht nachdrücklich zu unterstützen."

Zu eben der Zeit, da dieses Schreiben einlief, stand Prosuch des Sultans General wieder vor Nicäa. Apelchasem, dem der Kaiser einige Hülfstruppen gegeben hatte, vertheidigte seinen Ort so tapfer, daß sich Prosuch bis Lampe (einem Fluß bey Lopadium) zurückziehen mußte.

Um sich aber im ruhigen Besitz seiner Staaten zu erhalten, begab er sich in eigner Person zum persischen Sultan, der sich damals bey Spacha aufhielt, und brachte ein Geschenk an Golde mit, das auf 14 Maulesseln geladen war. Der Sultan würdigte ihn keiner Audienz, sondern verwies ihn mit seinem Geschenk an den Amer Puzanus, dem er in dieser Angelegenheit unumschränkte Vollmacht ertheilt hatte. Apelchasem mußte sich aller Weigerungen ungeachtet, doch endlich dem Willen des Sultans bequemen. Unterwegs wird er von einem Trupp, den Puzanus dazu ausdrücklich

befehligt

befehligt hatte, angehalten und stranguliert. Wahrscheinlich geschah dieß nicht ohne Vorwissen des Sultans.

Was den Vorschlag betrifft, den dieser in dem vorhin angezeigten Schreiben that, so nahm ihn der Kaiser wie billig mit Hohngelächter auf. Er wollte lieber alles Ungemach über sich ergehen lassen, als sein Kind in einen elenden Zustand versetzen, der nur mit scheinbarer Pracht übertüncht war. Es war ihm jetzt blos daran gelegen, den Sultan mit leeren Versprechungen hinzuhalten. Deswegen sandte er den Kurticius mit einigen andern an ihn ab, und gab ihnen Briefe mit, in denen er zwar das gute Vernehmen von seiner Seite bekräftigte, und den bekannten Antrag eingieng; aber zugleich noch andre Bedingungen vorschlug, welche darauf abzweckten, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen. Bevor diese Gesandtschaft Chorasan erreichte, kam ihnen schon das Gerücht von des Sultans Ermordung entgegen. Tuteses war Urheber dieses Mordes. Er hatte den Amer Solymann und seinen eignen Schwiegersohn, der aus Arabien gegen ihn in den Krieg zog, aus dem Wege geräumt, welches Glück ihn so übermüthig machte, daß er nun auch dem Sultan nach dem Leben stand. Zwölf Chasier (wie sie in der persischen Sprache heißen) wüthende, mordsüchtige Menschen, wurden von ihm angestiftet, den Sultan, der doch sein leiblicher Bruder war, meichelmörderischer Weise umzubringen. Sie erschienen am Hofe desselben als Gesandten, und nahmen hier zu ihrer teuflischen Absicht den Zeitpunct wahr, da sich keiner seiner Getreuen um ihn befand. Ueberhaupt sind die Chasier als blutdürstige Wüthriche bekannt. Ihre größte Wonne ist es, das Herz ihres Nebenmenschen zu durchboren. Sie selbst wünschen sich keinen ehrenvollern Tod, als den, durch das

Schwert

Schwert ihres Gegners zu fallen. Daher nahmen jene zwölf mit der größten Bereitwilligkeit den Auftrag des Tuteses an, ob sie gleich voraussehen konnten, daß keiner mit dem Leben davon kommen würde (64).

Sobald Puzanus von der Ermordung seines Herrn hörte, gieng er mit der ganzen Macht nach Chorasus zurück, und lieferte dem Tuteses ein Treffen, das lange unentschieden blieb, bis endlich sein Heldentod den Sieg zum Vortheil des Tuteses entschied. Jetzt glaubte dieser sich beynahe schon völlig im Besitz der sultanischen Würde, als plötzlich Spargaruch, Sohn des ermordeten Sultans Tapara, mit einem mächtigen Heere hervorbrach, und den Tod seines Vaters an ihm rächte. Tuteses Armee ward gänzlich geschlagen, er selbst blieb auf dem Schlachtfelde. An Apelchasems Stelle befand sich jetzt sein Bruder Pulchases in Nicäa, den der Kaiser auf alle Art und Weise zu Uebergabe dieser Stadt zu bewegen suchte. Pulchases stellte sich auch als wenn er nicht ganz abgeneigt wäre in dieß Verlangen einzuwilligen, verschob aber die Ausführung von einem Tage zum andern, weil er immer noch auf die Rückkunft seines Bruders wartete. Nach des Chorasanischen Sultans Ermordung entflohen die beyden Söhne Solymanns aus dem Verhaft, in welchem sie jener bisher gehalten hatte (65). Sie erschienen in Nicäa, wo sie von den Großen mit Freuden aufgenommen und vom Pulchases freywillig in den Besitz der Stadt, die ihnen als ein rechtmässiges Erbe zukam, gesetzt wurden. Der Aelteste Klitziasthlan, dem die sultanische Würde zu Theil wurde, ließ es sich sehr angelegen seyn, Nicäa wieder in Aufnahme zu bringen, um ihr das Ansehn einer Residenz zu verschaffen. Zu dem Ende ließ er alle Weiber und Kinder der Bürger wieder in die Stadt ziehen: auch wählte er

den

den Machumet mit Hintansetzung des Pulchases zum Oberstatthalter, und gieng darauf nach Melitene.

Ich kehre von der Geschichte der Sultanens zu meinem Vater zurück, der um diese Zeit mit dem Oberstatthalter Elchanes in neue Unruhen verwickelt ward. Elchanes hatte sich der beyden Seestädte, Apollonias, und Cyzikum bemächtigt, und verbreitete seine Räubereyen in der ganzen am Meer gelegenen Gegend. Da nun die kaiserliche Flotte noch nicht segelfertig war, und doch die Sache keinen Aufschub duldete, so mußte Euphorbenus Alexander, ein tapfrer Mann von edlem Geschlechte, in kleinen Fahrzeugen nach Apollonias hinüberschiffen. Gleich nach seiner Landung fieng er die Belagerung an, und setzte sie mit solchem Eifer fort, daß schon vor Ablauf einer Woche die Aussenwerke erstiegen waren. Elchanes hatte nichts mehr inne als die Burg, die er aber mit verzweifeltem Muth vertheidigte, weil er versichert war, daß in kurzer Zeit ein starkes Heer ihm zum Entsatz erscheinen werde, wie es auch wirklich geschah. Nun aber war es auch Zeit, daß Alexander sich zurückzog, denn die Anzahl der feindlichen Truppen überwog bey weitem seine geringe Mannschaft. Der einzige Weg auf dem er sich retten konnte, war der zur See. Zu seinem Unglück, wurde auch dieser vom Elchanes gesperrt, der die Brücke, und die Mündung des Flusses mit Soldaten besetzen ließ. (Die Brücke führt noch bis auf den heutigen Tag ihren Namen von der h. Helene, und Constantin dem großen: dem die erstere hier eine Kirche erbaute.) Als nun Alexander sahe, daß es völlig unmöglich sey, sich zur See durchzuschlagen, so stieg er wieder ans Ufer, wo ihn die Türken mit einer solchen Hitze überfielen, daß viele von den Seinigen, theils

in

in Gefangenschaft geriethen, theils im Wasser elendiglich umkamen.

Dieser Verlust war zu wichtig, als daß ihn der Kaiser hätte verschmerzen können. Er schickte eine neue Armee unter den Befehlen des Opus zu Lande ab, die ihre Uebermacht durch Eroberung von Cycicum gleich anfangs zu erkennen gab. Ohngefähr 300 herzhafte Leute, welche Opus ausdrücklich dazu beordert hatte, nahmen Pömanenus ein, und lieferten die Gefangenen, welche ihnen hier in die Hände fielen ihrem General ab, der sie so gleich nach Constantinopel bringen ließ. Nun belagerte er Apollonias, das sich nach einigem Widerstand ergeben mußte, indeß Elchanes, seiner Schwäche bewußt, in Begleitung seiner Blutsfreunde zum Kaiser floh, der ihn nicht allein mit vielen Geschenken überhäufte, sondern auch der größten, aller Wohlthaten, der heiligen Erleuchtung theilhaftig machte. Zwey Obersatrapen, die sich bisher noch nicht hatten willig finden lassen (der eine hieß Scaliarius, dem andern wurde in der Folge der ehrenvolle Titel, Hochberühmtester ertheilt) traten, durch das Beyspiel des Elchanes gelockt, ebenfalls zum Kaiser über, und empfiengen von ihm eben die Wohlthaten, deren sich dieser erfreute.

Dem Kaiser gebührt das Lob eines frommen rechtgläubigen Christen, der mit unermüdeten Eifer für die Ausbreitung der christlichen Religion arbeitete. Er suchte nicht bloß die nomadischen Scythen, sondern ganz Persien, Aegypten, Libyen, und die unglaubigen Muhamedaner zum wahren Glauben zu führen.

Itzt komme ich auf einen neuen schrecklichen Krieg, der mit dem Einfall der Scythen begann. Eine scythische Nation, aus dem sauromatischen Stamme, die

in

in beständigen Unruhen lebte, verlegte ihren Wohnsitz an die Ufer der Donau. Es gelang ihr mit den dortigen Landesbewohnern ein Bündniß zu schließen, kraft dessen sie ungehindert über die Donau gelassen wurden. Die Mittelspersonen, durch welche die Scythen sich diese Freyheit auswirkten, hießen Tatus, der sonst auch den Namen Chale führt, Sesthleb, und Satza. Tatus stand bey Dristra. Die übrigen bey Bitzina, und andern Orten (ich muß um vollständig zu seyn, jene barbarische Namen anführen, wenn sie gleich gegen die übrige Erzählung gar zu sehr abstechen).

Nun war es den Scythen leicht, disseits der Donau alles zu überschwemmen, und sogar einige Festungen in ihre Gewalt zu bekommen. Mit ihnen machte der Manichäer, von dem ich oben ausführlich gehandelt habe, nebst seiner, in Beliataba befindlichen, Rotte gemeinschaftliche Sache. Was läßt sich auch anders von einem gereitzten Manichäer erwarten, der wie ein reissendes Thier nach Menschenblut durstet?

So fürchterliche Feinde erfoderten, daß ihnen ein Feldherr entgegen gestellt wurde, der schon als ein erfahrner Krieger bekannt war: und diesen fand der Kaiser in der Person Pacurians, Domesticus des Abendlandes. Pacurian rückte mit der ihm untergebnen Armee bis Beliataba vor, wo sich die Scythen verschanzt hatten. Der Anblick ihrer beynahe zahllosen Menge benahm ihm allen Muth, ein Treffen zu wagen, das aller Wahrscheinlichkeit nach zum Vortheil der Feinde ausfallen mußte. Er hielt es für rathsamer, dießmal unverrichteter Sache umzukehren: allein Branas, der neben ihm das Commando führte, bestand darauf, daß man schlagen müsse. Pacurian sah sich gezwungen, ehrenhalber einzuwilligen, und so kam es denn zur Schlacht, die sich mit dem Tode dieser beyden An-

Anführer, und der gänzlichen Zerstreuung des kaiserlichen Heeres endigte.

Alexius vergoß über den Verlust seines geliebten Pacurians die bittersten Thränen, denn er hatte den Mann unaussprechlich geliebt. Aber sein Schmerz, so groß er auch war, mußte doch der Aufmerksamkeit nachstehen, die der bedrängte Staat von ihm heischte. Schnell entwand er sich der ersten Betäubung, und schickte den Taticius mit einer reichlich gefüllten Kriegskasse nach Adrianopel. Von dem Gelde sollten die Soldaten ihre jährige Löhnung erhalten, und so viel Recruten angeworben werden, daß er im Stande wäre, eine ansehnliche Macht ins Feld zu stellen. Ferner bekam Umpertopolus Ordre, eine hinlängliche Besatzung in Cyzikum zu lassen, und dann schleunigst mit den Celten zum Taticius zu stoßen. Durch diese Verstärkung ward die Armee des letztern so mächtig, daß sie nun mit großer Zuversicht gegen die Scythen aufbrechen konnte.

Kaum hatte sich Taticius in der Gegend von Philippolis an dem Fluß, der nach Salinum geht, gelagert (denn die Bagage stand noch außer dem Lager) so ließ er auch gleich in einen Schwarm Scythen einbrechen, die eben damals mit vieler Beute, und Gefangenen zurückkehren wollten. Er selbst folgte mit der Hauptarmee nach, und lieferte eine Schlacht, in der die mehresten von den Feinden auf dem Platze fielen. Demohngeachtet blieb ihre Anzahl noch immer unbeschreiblich groß, und furchtbar, daß Taticius nicht ohne Unruhe die Nachricht seiner Kundschafter aufnahm, die ihm meldeten, daß sehr viele Scythen bey Beliataba ständen. Doch entsank ihm der Muth nicht, von neuem ein Treffen zu wagen, wenn ihn die Feinde aufsuchen sollten; die auch wirklich nicht lange ausblieben. Auf die Nachricht von ihrer Annäherung setzte er über

den

den Fluß Ebrus, und erwartete sie in völliger Schlachtordnung. Beyde Heere standen nun gegen einander, beyde zwar schlagfertig, aber doch von einer merklichen Furcht zurückgeschreckt. Die Kaiserlichen fürchteten nemlich die Menge der Scythen, und diese, die Rüstung der Kaiserlichen, ihre Kriegszeichen, ihre glänzenden Kleider und in der Sonne blinkenden Waffen. Nur die Lateiner (Celten) brannten vor Begierde zu fechten, und würden die Schlacht eröfnet haben, wenn sie nicht Taticius aus wohlüberlegter Vorsicht abgehalten hätte. So warteten nun beyde Heere, jedes auf den Angriff des andern, ohne auch nur das geringste zu unternehmen, bis sie sich mit untergehender Sonne in ihr Lager zurückzogen. Dieß Schauspiel wurde zwey Tage nach einander wiederhohlt: am dritten zogen die Scythen in der Morgendämmerung ab, und setzten sich bey Sidera, einer engen Berggegend. Taticius erfuhr ihren Aufbruch zu spät, als daß er ihren Nachtrab hätte beunruhigen können. Er gieng also nach Adrianopel, quartirte hier die Celten ein, gab den übrigen Soldaten Urlaub nach Hause zu wandern, und kehrte nur mit einem Theil seiner Leute in die Hauptstadt zurück.

Siebentes Buch.

Mit dem einbrechenden Frühling gieng Tzelgu, oberster Anführer der gesammten scythischen Macht, in die engern Berggegenden, um die Donau. Er brach mit einem Heer von ohngefähr 80000 Mann, das theils aus Sauromaten und Scythen, theils aus Daciern, deren Oberhaupt Salomon hieß, zusammengesetzt war, in die Gegend um Chariopolis ein, kam selbst bis in diese Stadt, und lagerte sich dann an einem Orte, den man Scoteinon (den Dunkeln) nennt. Dieß bewegte den Nicolaus Maurocatacalo nebst dem Bempetziotes, der den Namen von seinem Vaterland führte (66), mit ihren Truppen nach Pamphylon zu gehen, wo sie auf viele Landleute trafen, die sich voll Schrecken in die nahgelegenen Städte und Schlösser zu retten suchten. Von Pamphylon setzten sie ihren Marsch bis zum Städtchen Kule fort. Tzelgu, der die Absichten der Kaiserlichen errieth, folgte ihnen auf dem Fuße nach, und stellte mit Anbruch des Tages seine Truppen in Schlachtordnung. Maurocatacalo erstieg mit einigen Officieren einen Hügel, von dem er die feindliche Armee ganz überschauen konnte. Hier überlegte er, ob es wohl rathsam wäre, sie mit seinem weit kleinern Heere anzugreiffen, und trug hernach sein Bedenken dem gesammten Kriegsrathe vor, in welchem unter den übrigen hohen Officieren auch Johanniaces saß. Alle stimmten einmüthig auf ein Treffen. Maurocatacalo faßte Muth, theilte das Heer in drey Divisionen, und griff mit dem glücklichsten Erfolge die Scythen an.

Viele

Viele blieben todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Unter den Erschlagenen war auch Tzelgu, der sich durch persönliche Tapferkeit sehr ausgezeichnet hatte. Noch mehrere kamen in dem Strome um, der zwischen Scoteinon und Kule fließt. Nach diesem Treffen kehrten die Kaiserlichen siegreich nach Constantinopel zurück, wo sie der Kaiser nach Verdiensten reichlich belohnte, und dann wieder unter den Befehlen seines Bruders Adrian Comnenus, damaligen Großdomesticus des Abendlandes, abgehen ließ.

So war nun zwar Mazedonien, und die Gegend um Philippopolis von Feinden gesäubert, an dem Ufer der Donau aber gieng es noch immer unruhig zu. So lange die Scythen auf kaiserlichen Boden standen, so lange war man nicht außer Sorgen, daß sie noch einmal durch die Pässe dringen, und noch schrecklichere Verwüstungen, als vorhin anrichten würden. Diese Besorgniß trieb den Kaiser an, mit einem wohlgerüsteten Heere nach Adrianopel, und dann weiter nach Lardea, das zwischen Diampolis und Golee liegt, zu gehen. Von Lardea sandte er den Feldherrn Euphorbenus zu Wasser nach Dristra ab; er selbst blieb hier vierzig Tage liegen, um sich mit frischen Truppen zu verstärken.

Itzt fehlte dem Kaiser nichts, als ein fester Plan, seine Operationen fürs Künftige einzurichten. Er schien nicht abgeneigt, durch die Pässe gerade auf die Scythen loszugehen, und ihnen nicht die mindeste Ruhe zu lassen. Hierinn dachte er vollkommen recht, denn die Scythen verschonten keine Jahrszeit mit ihren Plünderungen. Sie waren ein so hartnäckiges Volk, daß mehrere Jahre hindurch, kein einziger, weder freywillig, noch durch die mannigfaltigsten Anerbietungen

gelockt, zum Kaiser übertreten, oder unter seiner Nation Uneinigkeit anstiften wollte.

Nicephorus Briennius, und Gregorius Maurocatacalo, den der Kaiser um einen Preis von 40000 aus der scythischen Gefangenschaft losgekauft hatte, riethen ihm, sich mit den Scythen an der Donau in kein Treffen einzulassen. Allein einige junge rasche Männer wie Georg Paläolog, Nicolaus Maurocatacalo, die beyden Prinzen des Kaisers, Diogenes, Nicephorus und Leo, die nach der Erhebung ihres Vaters zur kaiserlichen Würde in der Porphyra gebohren waren, stimmten der Meynung des Alexius bey, daß man durch die Pässe des Hämus bis an die Donau vordringen, und mit den Scythen schlagen solle. Schon kündigte der schmetternde Ton der Kriegstrompete den nahen Aufbruch gegen den Hämus an, als Briennius immer noch bemüht, den Kaiser auf andre Gedanken zu bringen, nach langem vergeblichen Bemühen, in die Worte ausbrach: Wohlan denn, Herr, geht über den Hämus, wenn ihr wissen wollt, wer die schnellsten Pferde habe. Wie versteht ihr das? fragte einer von den Umstehenden? Ich meyne nur, war die Antwort, daß ihr alle davon laufen werdet.

Briennius war auch, nachdem er sein Gesicht verlohren hatte, noch immer ein sehr brauchbarer Mann im Kriege. Seine Geschichte kann man ausführlich in dem Werke lesen, das sein Enkel, und des Kaisers Alexius Schwiegersohn, Cäsar, aufgesetzt hat.

Du bist nicht mehr, guter edler Cäsar. Dein Andenken beklemmt meine Brust und umwölkt meine Seele, in der du mit unauslöschlichen Zügen gezeichnet bist. Cäsar besaß außer den trefflichsten Talenten, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit. Sein Körper war stark, aber doch leicht und schön gebaut; die gütige Natur

hatte

hatte ihn mit den herrlichsten Gaben des Leibes ausgerüstet, die ihn vor allen andern so sehr zu seinem Vortheile auszeichneten. Er vereinigte in seiner Person den braven Krieger mit dem großen Gelehrten. Er las jedes Buch, studirte sich in jede Wissenschaft hinein, und gelangte dadurch zu ungemeinen Kenntnissen, sowohl in der inländischen, als auswärtigen Litteratur. Zuletzt ward er Schriftsteller, und setzte auf Antrieb meiner Kaiserinn Mutter Irene, eine lesenswürdige Beschreibung derer Thaten auf, die mein Vater, vor seiner Thronbesteigung, vollbracht hatte. Seine Erzählung ist mit der größten Treue abgefaßt. Man würde ihm Unrecht thun, wenn man glauben wollte, daß er seinem Großvater, oder Schwiegervater zu viel geschmeichelt habe.

Die Scythen geriethen in die größte Verwirrung, da sich die Flotte des Georg Euphorbenus auf der Donau zeigte, und von der Landseite die Armee des Kaisers in der Nähe stand. (Der Donaustrom kommt oben aus dem Abendlande her. Bey seinem Ausfluß in das schwarze Meer, theilt er sich in 5 Arme. Er ist sehr groß, und trägt die größten Lastschiffe. Oben bey seinem Ursprung heißt er Donau, unten bey seinem Ausfluß Ister) Die Scythen befanden sich also im äußersten Gedränge und wußten sich weiter keinen Rath, als eine Gesandschaft von 150 Personen an den Kaiser zu schicken. Diese sollten den Frieden theils erbitten, theils ertrotzen, und ihm, wenn ihre Vorschläge Gehör fänden, das Anerbieten thun, daß sie auf jeden Wink 30000 Reiter zu seiner Hülfe in Bereitschaft haben wollten.

Der Kaiser kannte die Scythen zu gut, und sahe gar zu wohl ein, wie wenig er einem Frieden trauen könne, den sie in der Noth eingegangen, um ihn bey

der ersten besten Gelegenheit wieder zu brechen. Er nahm sich daher vor, sie unverrichter Sache abzuweisen. Indem sie noch mit ihm in Gespräch begriffen waren, trat sein Secretär Nicolaus zu ihm, und sagte ihm leise ins Ohr: noch diese Stunde wird eine Sonnenfinsterniß erfolgen. Er wollte es anfangs nicht glauben; aber der Secretär versicherte ihn heilig, daß er sich darauf verlassen könne. Sogleich wandte sich Alexius zu den Gesandten. „Ich stelle es, sprach er, Gott anheim, über uns zu entscheiden. Giebt er noch vor Ablauf der gegenwärtigen Stunde ein Zeichen am Himmel, so soll mir dieses eine Warnung seyn, eurem Worte nicht zu trauen: wo nicht, so will ich gern die Schuld tragen, daß ich euch in einem falschen Verdacht gehabt habe.

Es dauerte nicht zwey Stunden, so war die Sonne durch den Mond total verfinstert, und der Kaiser hatte nun den besten Vorwand, sich der erschrockenen scythischen Abgesandten zu bemächtigen. Er übergab sie dem Leo Nicerites, einem Verschnittenen der von Jugend auf Kriegsdienste gethan hatte, um sie unter hinlänglicher Bedeckung nach Constantinopel zu bringen. Unterwegs aber in klein Nicäa ermordeten sie zur Nachtzeit ihre Wächter, und kehrten durch Umwege wieder zu den Ihrigen zurück. Nur Nicerites entfloh noch mit drey andern nach Goloe zum Kaiser, der auf die Nachricht, von jenem Vorfall sich unverzüglich zu einem Treffen entschloß. Denn es kam sehr viel darauf an, die Feinde anzugreifen, ehe sie durch ihre entflohenen Gesandten zur Rache aufgereitzt würden. Er rückte daher durch Sidera bis an den Bithina, der von den umherliegenden Bergen herabfließt. Hier büßte er wieder viele von seinen Leuten ein, die sich, Fouragirens wegen, zu weit vom Lager entfernt hatten.

In

In der Morgenstunde besetzte er Pliscoba, und erstieg daselbst einen Berg, der der Simeonsberg, oder auch Scythisches Rathhaus genannt wird, wo wieder viele von seinen Leuten auf dieselbe Art verlohren giengen.

Den folgenden Tag setzte er sich bey dem Flusse, der in einer Entfernung von 24 Stadien an Dristra vorbeyfließt. Die Scythen drangen Haufenweise auf das kaiserliche Lager ein, tödteten viele leichtbewafnete Soldaten, bekamen auch einige der tapfersten Manichäer in ihre Hände, und richteten eine so große Verwirrung darinn an, daß das kaiserliche Zelt von der Kavallerie niedergetreten ward, woraus manche, die dem Kaiser nicht hold waren, ungünstige Vorbedeutungen zogen. Endlich stellte Alexius die Ordnung wieder her, und zog darauf vor Dristra, eine ansehnliche Stadt an der Donau. Die Stadt selbst wurde mit stürmender Hand erobert, bis auf zwey Kastelle, welche von einigen Anverwandten des Tatus vertheidigt wurden.

Tatus war damals in Geschäfften verreißt, theils um die Comaner an sich zu bringen, theils um mehrere Scythen herbey zu rufen. Bey seiner Abreise hatte er hinterlassen, daß sich die scythische Armee, wenn der Kaiser hier in der Ebene erschiene, auf der Anhöhe verschanzen, und ihn von dort aus, unaufhörlich beunruhigen solle, damit er weder Ruhe noch Zeit gewönne, die eigentliche Festung anzugreifen.

Dieser Umstand vermochte auch wirklich den Kaiser, die Belagerung aufzuheben. Er zog also von Dristra ab, und lagerte sich an eine Fluß, unweit der Donau, ungewiß, ob er schlagen solle, oder nicht. Paläolog, und Gregor Maurocatacalo stimmten für das letztere. Wenn wir, sagten sie, in völliger Schlachtordnung bis Groß Peristhlaba ziehen, so wird

gewiß keiner das Herz haben, uns auf dem Marsche anzugreifen. Gesetzt, es dränge Reiterey ohne Wagen auf uns ein, so muß sie nothwendig den kürzern ziehen; Uns hingegen kann der Besitz des festen Peristhlaba nicht entgehen. (Peristhlaba, an der Donau gelegen, hieß ehemals von seiner Größe Megalopolis (Grosstadt). Seit dem Bulgarischen Könige Mocro und seinen Nachfolgern, deren Reihe Samuel schloß, bekam sie erst jenen barbarischen Namen von den slavischen Völkern, mit Beybehaltung des griechischen Worts Megala.)

Der Besitz von Peristhlaba, fuhren sie fort, gewährt uns den sichersten Standort, aus dem wir die Scythen unaufhörlich beunruhigen, und sie dergestalt in die Enge treiben können, daß sie nicht im Stande sind, einen sichern Schritt zu thun, um sich Proviant, und andre Bedürfnisse einzuholen. Indem sie noch redeten, sprangen die jungen Prinzen des Diogenes, Nicephorus, und Leo von ihren Pferden, zäumten sie ab, und trieben sie in die Hirsenäcker. Seyd unbesorgt, Kaiser, sprachen sie, wir wollen schon die Scythen unsre Schwerter fühlen lassen. — Sie würden wahrlich nicht so übermüthig gesprochen haben, wenn sie nur erst einige Widerwärtigkeiten gekostet hätten. Der Kaiser, von ihrem Feuer hingerissen, achtete nicht auf die Vorstellungen der andern. Er schickte das kaiserliche Zelt, nebst dem übrigen Geräthe mit Georg Kutzomites nach Betrinum, und theilte unter seinem Heere den Befehl aus, die ganze Nacht im Dunkeln, ohne auch nur ein Licht anzuzünden, sich marschfertig zu halten. In der Morgendämmerung stellte er die Truppen in Schlachtordnung, musterte sie, und sich selbst, seinen Bruder Adrian, der die Lateiner anführte, seine Anverwandte, Blutsfreunde, und andre Edle, postirte er

in

in die Mitte. Den linken Flügel befehligte Nicephorus Melissenus Cäsar, des Kaisers Schwager Uzas, und Karatzas der Anführer der Sauromaten. Zur Bedeckung des Kaisers wurden 6 Ritter ernannt, die ihre ganze Aufmerksamkeit bloß auf ihn richten sollten. Diese waren die beyden Prinzen des Diogenes, der alte Kriegsheld Nicolaus Maurocatacalo, Rampites Anführer der Barangen, und ein gewisser Gule der schon bey seinem Vater in Diensten gestanden hatte.

Auch die Scythen stellten sich in eine Art von Schlachtordnung, wie ein natürlicher Sinn sie ihnen eingab, legten Truppen auf Reserve im Hinterhalte, und rückten in mehrern Haufen heran, deren jeder nach ihrer Art regelmäßig geordnet, und mit Wagen gleichsam verzäunt war. In ihrem Gefolge befanden sich Weiber und Kinder. Der Kaiser ließ sie anrücken, und befahl, daß keiner, so sehr die Feinde auch aus der Ferne schießen möchten, eher aus dem Gliede treten sollte, als bis sie sich auf wenige Schritte würden genähert haben. Das Treffen dauerte vom frühen Morgen bis Abend. Ströme von Menschenblut, flossen auf dem Felde. Prinz Leo fiel. Ihn hatte rasche Jugendhitze zuweit bis an die feindlichen Wagen fortgerissen. Auch Adrian, gereitzt von der unwiderstehlichen Wuth, mit der die Scythen kämpften, drang mit seinen Lateinern bis an die Wagen, wo er Wunder der Tapferkeit verrichtete, aber nur mit sieben seiner Ritter zurückkehrte. Die übrigen hatte das Schwert gefressen, oder der Feind zu Gefangnen gemacht. Noch war das Treffen unentschieden, als eine neue Verstärkung von 36000 Mann bey dem scythischen Heer anlangte, die nunmehr den Ausschlag gab.

Schon wandten die Kaiserlichen den Rücken, nur Alexius stand noch unbeweglich. In der einen Hand

hielt er sein Schwert, in der andern den Mantel der Mutter Gottes, statt einer Fahne. Zwanzig edle Ritter waren die einzigen die er noch bey sich hatte. Zwey scythische Fußknechte fallen ihm in den Zügel, der dritte hängt sich an seinen Fuß. Einer der beyden erstern, büßt seine Verwegenheit, durch den Verlust der Hand: der andre bebt vor dem gezuckten Schwert des Kaisers zurück, das den Helm des dritten aber nur ganz obenhin streifte, weil Alexius befürchten mußte durch einen stärkern Hieb, entweder sich selbst am Fuße oder sein Pferd zu verwunden. Und doch war der Hieb immer stark genug geführt um den Scythen den Helm abzuschlagen, dem auf einen zweyten Streich auch der Kopf nachfolgte.

Als Michael Ducas, Protostrator, der Kaiserin Bruder sah, daß alles verlohren sey, und die Truppen in der größten Unordnung die Flucht ergriffen, wandte er sich an den Kaiser. „Was wollt ihr noch länger hier weilen? rief er ihm zu. Warum setzt ihr noch ferner euer Leben in so augenscheinliche Gefahr? Besser antwortete dieser, wir sterben mit Ehren als daß wir uns mit Schande retten. — Wohlgesprochen Herr! antwortete Michael, wenn ihr einer von den gemeinen Soldaten wärt: an eurem Leben aber schwebt das Wohl vieler Tausende. Flieht also, damit ihr künftig noch eine Schlacht liefern, und das Feld behaupten könnet. — So seys denn, versetzte Alexius, nur müssen wir einen andern Weg einschlagen als die unsrigen genommen haben, damit nicht die Scythen, wenn sie vom Nachsetzen zurückkommen, auf uns stoßen. Seht dort, durch jenen Haufen müssen wir brechen. Gott mit euch und mit mir, edle Ritter, Leben oder Tod sey unsre Losung." So sprach er, und sprengte mit wildem Muth gegen die Feinde. Mit eigner Hand erlegte

legte er einen scythischen Reiter, zerriß die Linie, und kam glücklich durch. Michael stürzte mit dem Pferde, schwang sich aber auf ein anders, das ihm einer aus seinem Gefolge freywillig überreichte, und schloß sich nun fest an den Kaiser an. Die Scythen lagen ihnen beständig im Nacken. Mehrere erlegte Alexius. Einer war schon im Begriff dem Nicephorus von hinten einen tödtlichen Streich beyzubringen, als dieser sich, auf des Kaisers Zuruf, plötzlich wandte, und dem Scythen den Kopf spaltete. Ich habe meinen Vater nachher oft erzählen hören, daß er keinen hurtigern, und wackrern Mann gesehen habe, als diesen jungen Prinzen. Wenn ich, setzte er hinzu, nicht die Fahne in der Hand geführt hätte, so würde ich mehr Scythen umgebracht haben, als Haar auf meiner Scheitel sind.

Man halte dieß für keine Großsprecherey. Er war gewiß der bescheidenste Mann von der Welt. Im vertrauten Cirkel seiner Familie erzählte er, wiewohl auch nur nach langem Weigern, treu und offenherzig alles so, wie es sich verhalten hatte. Gegen Fremde hielt er mit seinem eignen Lobe sehr zurück.

Ein starker Wind, der eben damals wehte, machte ihm das Tragen der Fahne äusserst beschwerlich. Dazu kam noch, daß ihm ein Scythe mit einer langen Picke, die mit beyden Händen regirt ward, einen Streich auf das Kreußbein versetzte, der ihm zwar keine Wunde, aber doch einen Schmerz verursachte, wovon er mehrere Jahre hindurch die Empfindung behielt. Nun war es ihm nicht möglich, sie ferner zu tragen. Er warf sie in ein Gesträuch, wo sie nicht in die Augen fallen konnte, und verfolgte seinen Weg bis er in der Nacht nach Golve kam, von wo aus er am folgenden Morgen nach Beroe aufbrach, des Vorsatzes, dort die Gefangenen loszukaufen. Palåolog hatte im

Tumult

Tumult der Flucht sein Perd verlohren. Er warf seine Augen voll Angst hin und her, ob er es nicht irgend wo erblicken könnte, als plötzlich Bischoff Leo von Chalcedon, von dem wir oben gesprochen haben, in seinem priesterlichen Ornat ihm ein Pferd überreicht, und dann wieder eben so schnell verschwindet.

Leo war ein sehr freymüthiger Mann und in diesem Stücke konnte er jedem Bischoffe zum Muster dienen. Dabey war er aber auch wieder zu leidenschaftlich, und sein Eifer gründete sich nicht immer auf bessere Einsicht. Es fehlte ihm an gründlicher Kenntniß der Kirchengesetze, welches auch in der Folge die Ursache war, daß man ihn seiner Würde entsetzte. Ohngeachtet dieses Fehlers hegte Paläolog eine unbegränzte Hochachtung gegen seine Tugenden. Ob jene übernatürliche Erscheinung dem starken Vertrauen beyzumessen sey, das Paläolog auf ihn setzte: oder ob die Vorsehung bey dem Vorfall mit gewirkt habe, kann ich nicht entscheiden.

Mit diesem Pferde erreicht er ein Gehölze, in welchem sich schon 150 Mann von der geschlagenen Armee befanden. Die Scythen umringten es in so großer Menge, daß fast keine Hoffnung da war, ihnen zu entgehn. Hier ist, sprach Paläolog nichts anders zu thun, als was Verzweiflung uns anräth; wir müssen uns durchschlagen. Vorher aber verpflichtet euch eydlich, Mann für Mann zu stehen, und bis auf den letzten Blutstropfen auszuhalten. Das wollen wir, riefen alle, und hielten Wort. Sogleich rannte Paläolog auf den ersten, der sich ihm entgegenstellte, los, und streckte ihn zu Boden. Ein gleiches Schicksal hatten mehrere; die übrigen zogen sich in den Wald zurück. Nachher ward ihm sein Pferd unterm Leibe erschossen, weshalb er sich genöthigt sah, einen Zufluchtsort auf dem nahgelegnen Berge zu suchen. Eilf Tage lang

gieng

gieng er in der Irre umher, bis er endlich von einer Soldaten-Wittwe aufgenommen, und von ihren Söhnen, die sich ebenfalls kaum geborgen hatten, auf einen sichern Weg geführt ward.

Die Oberhäupter der Scythen beschlossen ihre Kriegsgefangenen zu erwürgen, der gemeine Mann aber wollte dieses in Hoffnung eines guten Lösegeldes nicht zugeben. Melissen trug nicht wenig dazu bey, jenen grausamen Entschluß zu hintertreiben. Er schrieb deshalb aus seiner Gefangenschaft einen Brief an den Kaiser nach Beroe, der auch nicht eher von dannen gieng, als bis er von dem, aus Constantinopel erhaltenen Gelde die Gefangenen losgekauft hatte.

Um diese Zeit erschien Tatus mit einem comanischen Heere wieder an der Donau. Die vielen Gefangenen, und die ungeheure Beute, welche die Comaner bey den Scythen erblickten, blendeten sie so, daß sie dem scythischen Anführer folgenden Antrag machten. „Wir sind aus entfernten Gegenden herüber gekommen, um Böses und Gutes mit euch zu theilen; auch haben wir uns gefördert, zur gesetzten Zeit hier einzutreffen. Wenn das Treffen schon geschehen ist, so liegt die Schuld nicht an uns, sondern an der Voreiligkeit des Kaisers. Daher erfordert es die Billigkeit, daß ihr die Beute mit uns theilet. Wenn ihr uns dieß nicht bewilligt, so wollen wir mit bewafneter Hand unsre Forderungen geltend machen.“ Die abschlägige Antwort, welche ihnen auf diesen Antrag gegeben ward, erbitterte ihre Gemüther so sehr, daß sie mit der größten Heftigkeit das scythische Heer anfielen, und es nicht allein bis Ozolimne (6) zurücktrieben, sondern auch eine geraume Zeit daselbst eingeschlossen hielten.

Ozolimne gehört zu den größten uns bekannten Seen. Er liegt oberhalb der hundert Berge, nimmt die

die größten Schiffe auf, und wird mit großen Lastschiffen befahren, woraus man auf seine Tiefe schließen kann. Er führt seinen Namen nicht von einem übeln Geruche, sondern von den Hunnen, in der gemeinen Sprache Uzen genannt, die sich ehmals an ihm gelagert hatten, weßwegen er eigentlich Uzolimnæ heissen sollte. In den alten Geschichtschreibern wird man vergeblich eine Spur suchen, zu welcher Zeit ein Hunnisches Heer dagestanden habe. Unter Alexius Regierung aber strömten sie von allen Orten nach dieser Gegend, und gaben dem See seinen Namen. Ich bin die erste, die diesen Umstand erwähnt, wobey ich zugleich die Anmerkung machen muß, daß in den häufigen Feldzügen des Alexius verschiedne Oerter bald von ihm, bald von den feindlichen Armeen andre Benennungen erhalten haben.

Die Scythen wurden von den Comanern so lange eingeschlossen, bis letztere aus Mangel an Lebensmitteln in ihr Vaterland zurückkehrten, um von dort mit den gehörigen Bedürfnissen versehen, wieder zu kommen. Unterdessen hatte sich der Kaiser bey Beroe gesammelt, und ein neues Heer ausgerüstet, das zum Theil aus den losgekauften Gefangnen bestand. Der Graf von Flandern (68), der eben damals aus Jerusalem in Beroe eintraf, legte ihm den bey den Lateinern gewöhnlichen Eyd ab, und fügte das Versprechen hinzu, ihm, sobald er in seinen Staaten angelangt seyn würde, 500 Ritter zuzusenden. Dafür genoß er die ausgezeichneteste Achtung des Kaisers, von dem er sich nach vielen erhaltenen Gnadenbezeugungen verabschiedete.

Von Beroe gieng der Marsch nach Adrianopel. Die Scythen zogen durch die gebürgigten Gegenden, zwischen Goloe und Dianpolis nach Marcella. Hier kam ihnen Synesius, der Bevollmächtigte des Kaisers, ent-

entgegen, um einen Vergleich zu Stande zu bringen, kraft dessen sie das Versprechen, und durch ausgestellte Geißel Sicherheit leisten sollten, ihre Streifereyen fernerhin einzustellen, und sich in der Gegend, die sie inne hätten, ruhig zu verhalten, wogegen man sich anheischig machte, sie mit dem nöthigsten reichlich zu versehen. Die Ursache, die den Alexius bewog sich mit den Scythen zu vergleichen, war Furcht vor den Comanern. Er wollte nemlich die Vereinigung beyder Nationen hintertreiben, und die Scythen selbst als ein Werkzeug gegen die Comaner brauchen, wenn diese noch einmal über die Donau gehen, und tiefer im Lande um sich greifen sollten. Synesius verrichtete seinen Auftrag, zur größten Zufriedenheit beyder Theile. Die Comaner kamen wieder, und hielten um Erlaubniß an, durch die Päße nach Marcella auf die Scythen los zu gehen. Der Kaiser nahm ihre Gesandten sehr gnädig auf, gab ihnen reichliche Geschenke, nur in ihr Begehren wollte er nicht willigen, weil ihm der mit den Scythen getroffene Vergleich alle Feindseligkeiten gegen sie verböte.

Allein die Scythen vergalten seine Treue mit Undank, wie überhaupt alle jene barbarische Nationen wenig nach Verträgen fragen. Synesius mußte noch selbst Augenzeuge der Verheerungen seyn, die sie von neuem anfiengen. Ihre Verwegenheit war dadurch gestiegen daß sie sich nun vor den Comanern sicher hielten. Sie waren schon bis Philippopolis vorgedrungen als Synesius den Kaiser mündlich davon benachrichtigte, der sich nun aufs neue in einer Noth sah, woraus ihn nur Muth und Verschlagenheit reissen konnten.

Seiner Truppen waren zu wenig, um ein förmliches Treffen zu wagen. Sie sollten ihm also bloß dazu dienen, die Scythen durch Scharmützel und unvermuthete

muthete Ueberfälle zu schwächen; und diese an Einnahme der festen Plätze zu verhindern. Daher führte er sie beständig so herum, daß er dem Feind den Vorsprung abgewann. Die Scythen aber eilten mit unbeschreiblicher Schnelligkeit immer tiefer ins Land, und waren gar nicht mehr weit von der Hauptstadt entfernt. Der Kaiser, der damals bey Kypsella im Angesicht der Scythen stand, war nicht im Stande ihrem weitern Fortrücken Einhalt zu thun, weil er sich mit den zu erwartenden Miethsoldaten noch nicht vereinigt hatte. Er versuchte nochmals sich mit ihnen in Güte abzufinden, und bediente sich bey diesem Friedensgeschäffte des Migidens, durch den auch die Scythen, wiewohl nur auf eine kurze Zeit, beruhigt wurden.

Migiden verlohr nachher seinen Sohn durch die Tapferkeit eines scythischen Weibes, die ihn während des Treffens mit einem eisernen Haken bis in die Wagenburg schleppte. Der Tod dieses Unglücklichen versenkte ihn in den tiefsten Kummer. Er schlug sich unaufhörlich mit einem Steine auf die Brust, bis er selbst nach drey Tagen verschied.

Von Kypsella giengen die Scythen nach Tauroccomon in die Winterquartiere. Den folgenden Frühling, brachen sie schon wieder nach Chariopolis auf. Der Kaiser stand damals bey Bulgarophygon, und nahm sich jetzt vor, nachdrücklich gegen die Feinde zu agiren. Unter seiner Armee befand sich ein eignes Regiment, das aus dem Kern der jungen Mannschaft bestand, und ihm die besten Dienste leistete. Es war vom Alexius aus adlichen Kindern errichtet worden, deren Väter im Kriege geblieben waren. Sie erhielten den ehrenvollen Namen Archontopoli (69), der theils auf den Stand, theils auf die Verdienste ihrer Väter hinwieß, und sie zu einem unerschütterlichen Muthe in Gefahren

fahren anfeuren sollte. Durch dergleichen Mittel mußte Alexius das unter den vorigen Kaisern so tief herab gesunkne Kriegswesen wieder in die Höhe bringen. Ihre Anzahl belief sich auf ungefähr 2000, lauter junge beynahe noch unbärtige Soldaten.

Diese Archontopoli erhielten nun Befehl den Scythen, die oben an der Spitze der Wagen standen, in den Rücken zu fallen. Indem sie den Angriff thun, bricht unversehens ein Hinterhalt hervor, und dringt mit solcher Wuth in sie ein, daß sogleich 300 von ihnen auf dem Platze blieben. Alexius empfand den Verlust dieser Edlen mit der größten Rührung seiner Seele. Noch lange nachher sah man ihn bey den Andenken an sie die bittersten Thränen vergießen.

Von Chariopolis begaben sich die Scythen nach Apron. Der Kaiser war nicht im Stande ihnen eine hinlängliche Armee entgegen zu stellen. Er mußte also wieder zur alten Nothhülfe schreiten, das heißt, er mußte voraus nach Apron eilen, ehe es die Feinde erreichten. Den folgenden Tag, nachdem er hier angekommen war, lauerte Taticius mit der edeln Leibwache (70), den Lateinern und einigen Getreuen aus seinem Gefolge, einem Schwarm Scythen auf, der sich um Beute zu machen, weit vom Lager entfernt hatte. Er machte bey dieser Gelegenheit viele Gefangne, und tödtete an 400 Mann.

Um diese Zeit langten 500 auserlesene Ritter aus Flandern an. Sie brachten ein Geschenk von 150 stattlichen Pferden mit. Auch überließen sie dem Kaiser, von dem sie sehr gnädig aufgenommen wurden, gegen baare Bezahlung so viel, als sie von ihrem Vorrathe entübrigen konnten, und zogen dann auf erhaltne Nachricht, daß sich der Befehlshaber von Nicäa (im

gemeinen Persischen heißt er Satrap, im Türkischen Ameras) Apelchasems Bruder gegen Nicomedien rüste, zur Bedeckung der dortigen Provinzen ab.

Die Zerrüttungen, welche der scythische Krieg im Abendlande nach sich zog, gaben dem Tzachas Veranlassung, sich auf dem Meere furchtbar zu machen. Ein gewisser Smyrnenser, der als ein guter Schiffszimmermeister bekannt war, erbaute ihm eine ansehnliche Flotte, mit der er Klazomene und Phocäa eroberte. Aus Phocäa ließ er dem Curator von Mitylene, Alopus, bey schwerer Strafe andeuten, sich eiligst von seinem Posten zu begeben, ja es noch für ein großes Glück zu schätzen, daß er ihm seinen Willen vorher kund gethan habe. Alopus wird durch diese Drohung geschreckt. Er entweicht bey nächtlicher Weile auf einem Schiffe nach Constantinopel, und nun geht auch bald Mitylene an Tzachas über, Methymna ausgenommen, das auf der Spitze dieser Insel gelegen ist. Diese Stadt vertheidigte sich so lange, daß man auf kaiserlicher Seite Zeit gewann, hinlänglichen Succurs hineinzuwerfen. Von Mitylene segelte Tzachas nach Chius, und bekam es auch in seine Gewalt. Eine kaiserliche Flotte, die ihm unter den Befehlen des Nicetas Kastamonites entgegen kam, wurde mit großem Verluste zurückgetrieben. Die zweyte, welche der Dux Constantinus Dalasseneus befehligte, legte sich vor Chius, zu einer Zeit, da Tzachas nach Smyrna gegangen war. Er mußte sich also mit möglichster Eile noch vor Rückkunft der Schiffe, durch Eroberung der festen Stadt in den Besitz dieser Insel zu setzen suchen.

Er versäumte auch! wirklich keinen Augenblick. Gleich nach seiner Landung gieng er an die Belagerung der Festung, und setzte ihr so heftig zu, daß ein Theil

der

der Mauer, der zwey Thürme verband, einstürzte. Die Türken in der Stadt riefen, da sie ihr Schicksal schon vor Augen sahen, die Barmherzigkeit Gottes in griechischer Sprache an. Von aussen drangen die Soldaten mit Ungestüm in ihre Feldherrn, Constantin und Opus, daß man sie in die Stadt führen möchte. Beyde aber bezeugten keine Lust dazu, weil sie die vielen in der Festung niedergelegten Schätze des Tzachas dem stürmenden Krieger nicht gerne Preis geben wollten. „Hört doch, sprachen sie, wie die Türken dem Kaiser den feyerlichsten Zuruf bringen, warum sollen wir Menschen morden, die uns nicht mehr schaden können?" So vergieng der Tag, ohne daß man auch nur einen Schritt vorwärts gethan hatte. Den folgenden Morgen war die Breche wieder zugemauert, und die ganze Mauer mit Laubsäcken, Fellen, wollnen Decken, auch andern weichen Materien überkleidet, welche vermöge ihrer Elasticität den Stoß der Brechmaschienen, und der mit Heftigkeit abgeschleuderten Steine nothwendig schwächen mußten.

Die errungnen Vortheile waren also durch eine einzige Nacht zernichtet. Noch mehr wandte sich das Blatt zum Nachtheil der Kaiserlichen, als Tzachas mit 8000 Mann und einer Flotte, die ihm längst dem Ufer folgte, zum Entsatz herbey eilte. Constantin bemannte zwar seine Schiffe, und ließ sie unter den Befehlen des Opus gegen die feindlichen auslaufen; allein Opus, der sie ohngefähr um Mitternacht erreichte, fand sie in einer Stellung, in der er es nicht wagen durfte sie anzugreifen. Tzachas hatte sich nämlich bey Zeiten wieder eingeschifft, um den übrigen Weg nach Chius zur See zu machen. Seine Schiffe waren mit einer langen Kette aneinander gereiht, damit keines im Stande wäre, die Linie zu trennen. Opus zog sich

bis in den Hafen von Chius, den schon Constantin vorhin eingenommen hatte, zurück. Tzachas gab sich alle Mühe, ihn noch auf offner See zu erreichen, weil er es aber nicht dahin bringen konnte, so schiffte er bey dem Hafen vorbey, und legte sich an der Stadtmauer vor Anker, wo er nach geschehener Landung ein genaues Verzeichniß aller seiner Truppen aufsetzte.

Constantin rückte aus seinem vorigen Lager, dessen Verschanzung er vor dem Abmarsch schleifen ließ, bis zu einer kleinen, nahe am Hafen gelegnen Stadt, und verschanzte sich da aufs neue. Den folgenden Tag stellen sich beyde Heere in Schlachtordnung. Constantin gab Befehl, daß keiner aus der Linie treten, sondern den Angriff auf eben dem Orte, wo er stehe, erwarten solle. Der Angriff geschieht, die Lateiner reiten mit ihren langen Spießen entgegen, gerathen aber bald in die größte Verwirrung, da der Feind sein Gewehr nur gegen ihre Pferde abschießt. Dadurch wurden sie so schüchtern gemacht, daß sie unaufhaltbar ins Lager, und aus dem Lager in die Schiffe flohen. Das übrige kaiserliche Heer mußte sich ebenfalls eine kleine Strecke bis an die Mauern des gedachten Städtchens zurückziehen, weil es durch die unsinnige Flucht der Kelten eingeschreckt, nicht mehr Stand halten wollte.

Nun drangen die Feinde bis in den Hafen ein, und bemächtigten sich einiger Schiffe; die übrigen segelten auf Constantins Befehl nach Bolissum, einem kleinen Städtchen auf dem Vorgebürg dieser Insel. Tzachas stellte auf die von einigen Scythen erhaltne Nachricht, daß die kaiserliche Flotte ausgelaufen sey, 50 Wächter aus, um zu erfahren, wohin sie segle. Vielleicht verzweifelte er gegen einen so wackern General, als Constantin war, etwas ausrichten zu können, wenigstens

nigstens wird mir dieses daher wahrscheinlich, weil er ihm selbst Frieden anbieten ließ. Constantin nahm das Erbieten an. Beyde erschienen zur gesetzten Zeit am bestimmten Orte. „Wisse, so redete Tzachas ihn an, ich bin der Jüngling, der einst Asien durchstreifte, den nach einer tapfern Gegenwehr Alexander Kabalika gefangen nahm. Ich bin's, der als Gefangener dem Kaiser Nicephorus Botaniates überliefert, und von ihm zur Würde eines Protonobilissimi erhoben wurde. Er hat mich mit vielen Geschenken bereichert; dafür war ich auch treu in seinem Dienste. Gegen Alexius habe ich keine Verbindlichkeit, vielmehr hab ich Ursache, ihn als Feind zu betrachten. Will er, daß ich mich mit ihm aussöhne, so gebe er mir alles wieder, was er mir widerrechtlich entrissen hat. Wollt ihr unsre beyderseitigen Kinder näher mit einander verknüpfen, so laßt nur den Ehecontract, wie es bey euch und bey uns Sitte ist, schriftlich aufsetzen. Sind wir so weit mit einander einig, so will ich alle eroberte Inseln wieder herausgeben, und ruhig in mein Vaterland zurückkehren."

Constantin kannte den Charakter der Türken zu gut, als daß er diesen Versicherungen hätte trauen sollen. Bloß darauf bedacht, den Tzachas mit leeren Versprechungen hinzuhalten, gab er ihm folgende Antwort: „Ich kann ohne des Kaisers Bewilligung keine eurer Foderungen eingehen, und daher braucht ihr die Inseln auch jetzt noch nicht abzutreten. Wartet nur bis der Großdux Johannes, der Kaiserin Bruder, mit seiner Land- und Seemacht herüberkömmt. Bey ihm werdet ihr eure Worte besser anbringen, denn er kann euch durch seine Vermittlung zu allem, was ihr beym Kaiser sucht, verhelfen."

Johannes stand damals mit einer ansehnlichen Macht bey Epidamnus, um theils Dyrrachium zu bedecken, theils gegen Bodinus zu streiten, der durch unaufhörliche Einfälle in das kaiserliche Gebieth ganze Stücken Landes an sich riß. Eilf Jahre hindurch hielt sich Johannes bey Dyrrachium auf, während welcher Zeit er dem Bolcan (71) mehrere feste Oerter abnahm, auch viele Dalmatier als Gefangne dem Kaiser zuschickte, bis endlich Bodinus selbst in seine Hände gerieth. Von Dyrrachium rief ihn der Kaiser, wie wir in der Folge sehen werden, unter dem Titel eines Großadmirals (Dux megistos) gegen den Tzachas ab.

Tzachas mochte wohl nicht auf einen solchen Besuch vorbereitet seyn. Vor Tages Anbruch lichtete er schon die Anker, und segelte mit günstigem Winde nach Smyrna. Constantin zog sich nach Bolissus, kehrte von da wieder mit verstärkter Macht vor Chius zurück, eroberte es, und gieng dann mit der Flotte nach Mitylene.

Wir verlassen hier auf eine Zeit lang die See, um zu sehen, was unterdessen zwischen den Scythen und dem Kaiser auf dem Lande vorfiel, davon die erstern bey Polyboton, der andre bey Rusion postirt war. Bey dem letztern befand sich auch Neantzes, der von den Scythen zum Kaiser übergetreten war, im Grunde aber seinen Landsleuten zum Kundschafter diente. Dagegen muß ich dem Kantzus und Katranes die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie als wackre Männer vom brennendsten Eifer für Alexius beseelt waren.

Ein starker scythischer Vortrab warf ein kaiserliches Detachement nieder, und trieb es nach einem großen Verlust an Todten und Gefangenen bis Rusion zurück. Nach diesem Vorgang trafen die Maniacatischen

schen (72) Lateiner ein, deren Ankunft dem Kaiser Muth machte, es wieder auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Weil er aber in der Absicht, die Feinde unversehens zu überfallen, mit den Kriegstrompeten kein Signal zum Angriff wollte geben lassen, so mußte sein Falkenier Constantin in der Nacht durch das ganze Heer gehen, und beym Trommelschlag bekannt machen; daß Morgen bey Tages Anbruch ohne das gewöhnliche Signal das Treffen beginnen solle. Ehe es seinen Anfang nahm, trat Neantzes, unter dem Vorwand, die Stellung des Feindes zu beobachten, auf einen Hügel, wo er den Scythen, die einen Flecken, mit Namen Ades, besetzt hatten, verrätherischer Weise entdeckte, daß der Kaiser mit seiner kleinen Mannschaft ganz muthlos sey, und ihnen den Rath gab, ihre Wagen in einer Linie aufzupflanzen. Einer, der das Scythische verstand und das Gespräch mit angehört hatte, hinterbrachte es dem Kaiser, und blieb auch bey seiner Aussage, als ihn Neantzes deshalb zur Rede stellte. Dieser wurde hierdurch so aufgebracht, daß er ihm in Gegenwart des Kaisers vor den Augen der ganzen Armee den Kopf abschlug. Wer erkennt hier nicht den Barbaren, der sich nur durch den Tod seines Anklägers auf eine recht barbarische Art aus der Verlegenheit hilft? Billig hätte ihn der Kaiser auf der Stelle bestrafen sollen; allein er verschob seine Rache bis auf eine andre Zeit, und machte ihm noch sogar ein Geschenk mit einem seiner schönsten Pferde. Daß Neantzes wirklich ein Verräther war, bestätigte sich bald, denn während daß beyde Heere noch gegen einander im Anrücken waren, trat er zu den Scythen über. Und nun war es unvermeidlich, daß Alexius wieder verlieren mußte, weil Neantzes von dem Zustand des kaiserlichen Heeres sehr gute Kenntniß hatte. Als er daher merkte, daß weiter nichts auszurichten

sey, floh er bis an den Fluß, der nahe bey Rasion fließt. Hier ließ er den Georg Pyrrhus mit dem Ueberrest seines geschlagnen Heeres stehen, befahl ihm seine Truppen so viel als möglich zu schonen, und setzte darauf mit seinem Pferde über den Fluß nach Rasion, wo er theils die übrigen Flüchtlinge sammelte, theils aus den Einwohnern der Stadt alle, zum Dienst taugliche, Mannschaft aushob. Auch die Bauern mußten sich aufs schleunigste mit ihren Wagen am Ufer des Flusses einfinden. Diese Werbungen waren um so nöthiger, da die Anzahl der Feinde von Tage zu Tage stieg. In sehr geringer Zeit war der Kaiser im Stande mit einer ansehnlichen Verstärkung zum Georg zu stoßen. Man muß seine ungemeine Thätigkeit noch mehr bewundern, wenn man bedenkt, daß er damals verwundet und mit einem Fieber behaftet war.

Beyde Heere standen nun gegen einander, ohne daß sie etwas von Erheblichkeit unternommen hätten. Nach und nach fanden sich immer mehrere Flüchtlinge bey dem Kaiser ein; die mehresten von ihnen waren davon gelaufen, ehe sie mit dem Feinde Handgemein wurden. Unter andern kamen auch Monastras, Uzas und Synesius, die beym vorigen Treffen nicht zugegen gewesen waren, über Aspron an. Alexius lag eben auf seinem Bette, vom Fieber und von Sorgen des Krieges geplagt, als der Scythe Tatranes auftrat, der schon mehrere mal zu ihm übergetreten und immer wieder abgefallen war. Die unerhörte Langmuth des Kaisers, ihm jedesmal seinen begangnen Fehltritt zu verzeihen, hatte ihn endlich so sehr beschämt, daß er jetzt einer der getreusten Diener desselben war. „Kaiser, fieng er dießmal an, ich habe starke Vermuthung, daß die Scythen uns Morgen umringen werden. Wir müssen ihnen also zuvorkommen, und uns mit Tages

Anbruch

Anbruch zum Schlagen bereit halten." Nachdem dieser Vorschlag angenommen worden, gieng er wieder zu den Scythen, und stellte ihnen vor: daß sie keine Ursache hätten auf ihre Siege stolz zu thun. Der Kaiser sey noch lange nicht überwunden: er erwarte täglich Succurs, und wenn der ankommen sollte, ehe sie Friede gemacht hätten, so würde es wohl um sie geschehen seyn.

Die Scythen waren gewohnt des Nachts ihre Pferde zu ganzen Schaaren in die Felder zu treiben. Schon lange hatte der Kaiser Lust gehabt, sie aufzuheben, und jetzt glaubte er dieses ausführen zu können. Er schickte den Uzas und Monastras an der Spitze auserlesener Reiter aus, mit dem Befehl, sich in aller Stille hinter den Rücken der Feinde zu ziehen, alsdann plötzlich, sobald der Morgen graute, hervorzubrechen und Menschen und Vieh fortzutreiben. Er selbst würde dagegen dem Feinde genug zu schaffen machen, daß er ihnen nicht leicht hinderlich seyn könnte.

Diese ganze Nacht hindurch ließ Alexius keinen Schlaf in seine Augen kommen. Er besprach sich mit seinen Soldaten, hielt Waffenübungen mit ihnen, und lehrte sie wie sie geschickt den Bogen spannen, Wurfspieße werfen, die Pferde lenken, und bey vorkommender Gelegenheit absteigen sollten. Kaum hatte er sich gegen Morgen ein wenig niedergelegt, so hieß es: die Scythen kommen. Dießmal drangen die Scythen mit ungewöhnlicher Heftigkeit vor, wurden aber mit großen Verlust zurückgewiesen. Während der Flucht büßten sie viele Menschen in dem Flusse ein, an dessen entgegengesetztem Ufer ihre Wagen standen. Vorzüglich zeichneten sich an dem heutigen Tage die kaiserlichen

Edelknaben aus, welche aus lauter wackern Jünglingen bestanden.

Nach einer Rast von drey Tagen begab sich der Kaiser nach Tzurulum, verschanzte sein Heer auf der Morgenseite dieser Stadt, und zog mit seinem Zelt und dem ganzen Gepäcke in dieselbe. Die Scythen waren ihm auf den Fuß gefolgt. Sie nahmen zwischen dem Fluß Xerogypson, der unweit Tzurulum fließt, und der Stadt eine solche Stellung, daß sie die letztere eingeschlossen hielten.

Tzurulum lag auf einer Anhöhe, und auf der Ebene umher hatten die Scythen ihr Lager aufgeschlagen. Dieses Umstands bediente sich Alexius, um die Blocade auf die glücklichste Weise zu beendigen. Er ließ ausserhalb der Mauer an den Abhang des Berges eine große Menge Räder, immer zwey und zwey an ihren Achsen befestigt, hinstellen. Unten am Berge, an der Stelle, wo oben die Räder standen, formirte er mit den Seinigen eine gerade Linie, die sich, so wie der Feind in sie einbrechen wollte, trennte und eine Oeffnung machte, durch welche der genommnen Abrede nach, jetzt die Räder hinabrollten. Was für eine Verwirrung diese unter der feindlichen Reiterey angerichtet haben, kann man schon daraus abnehmen, daß viele dadurch in den Strom gerissen wurden. Viele Pferde wurden unbrauchbar gemacht, ihre Reiter abgeworfen, und größtentheils von den Kaiserlichen niedergemacht. Am folgenden Tage wiederholten die Scythen ihren Angriff, aber mit eben so schlechtem Erfolge. Alexius hatte nur Mühe, aus guter Vorsicht die Seinigen abzuhalten, daß sie dem Feinde nicht gar zu weit nachsetzten.

Hiermit

Hiermit glaubte der Kaiser den dießjährigen Feldzug beendigt zu haben, denn der Winter war schon angebrochen. Ehe er nun nach Constantinopel zurückkehrte, traf er schon zum voraus alle Anstalten auf einen künftigen Feldzug, den er mit mehrerm Nachdruck fortsetzen wollte. Den beyden Feldherrn Johannes und Nicolaus Maurocatacalo überließ er die besten von seinen Leuten mit dem Auftrag, theils die festen Oerter gehörig zu decken, theils auch aus dem Lande Fußknechte, nebst Wagen und Ochsen aufzubringen. Die Scythen hatten sich wieder zwischen Bulgarophygon und klein Nicäa gesetzt.

Achtes Buch.

Der Kaiser war noch keine Woche in seinem Palast gewesen, und hatte sich noch nicht des Bades bedient, als er erfuhr, daß ein Theil des Scythischen Heeres nach Chörobachi zöge. Sogleich raste er an Stadtmiliz und Rekruten ohngefähr 500 Mann zusammen, wendete die ganze Nacht dazu an, sie zu waffnen, und zog in der Morgendämmerung mit ihnen aus. Seinen Blutsfreunden, Verwandten und andern angesehenen Personen ließ er andeuten, daß sie nach einer kurzen Rast von einigen Tägen, die er ihnen aus Gefälligkeit bewillige, zu ihm stoßen sollten. Nachdem er Chörobachi erreicht hatte, wurden die Thore gesperrt, und die Schlüssel ihm eingehändigt. Die Getreuesten von seinen Leuten mußten die Mauer besetzen und beständig auf der Hut seyn, daß keiner von oben herab sich mit den Scythen in Wortwechsel einließe. Mit Sonnenaufgang kamen auch die Scythen zum Vorschein. Ohngefähr 6000 Mann, zerstreuten sich in verschiedenen Haufen, in der Gegend herum Beute zu machen und Proviant einzuholen. Sie streiften bis vor Decaton, das ohngefähr 10 Stadien von Constantinopel liegt, und auch vielleicht seinen Namen davon führt. Der übrige Theil blieb vor der Festung stehen. Unterdessen nahm der Kaiser die Gegend genau in Augenschein, um auszukundschaften, ob vielleicht irgendwo noch eine andre Schaar stehe, oder ob sich ein Hinterhalt entdecken lasse. Es zeigte sich aber nicht das geringste. Um 2 Uhr des Mittags bemerkte

merkte er, daß die Feinde guter Dinge wären, und zu nichts weniger als zu einem Gefecht aufgelegt schienen. Dieß war der günstigste Augenblick etwas gegen sie zu unternehmen. Zwar blieb es noch immer ein großes Wagestück, einen so mächtigen, weit zahlreichern Feind anzugreifen; aber er mußte den Versuch wagen, wenn er nicht befürchten wollte, daß die Scythen gar vor der Hauptstadt erschienen. Zu dem Ende berief er seine Krieger und stellte ihnen vor, daß es eben nicht schwer sey, den Feind zu überwinden, wenn sie nur mit einander einstimmig dächten. Diese aber zuckten die Achsel und machten allerley Einwendungen, woraus er deutlich genug sah, daß sein Vorschlag keinen Eingang fand. „Immerhin, sprach er, aber ihr werdet eure Unentschlossenheit bereuen, wenn die andern von ihren Streifereyen zurückgekehrt sind; denn gegen ihre vereinigte Macht können wir uns unmöglich halten. Und gesetzt auch, sie ließen uns hier in Ruhe, lagerten sich aber vor Constantinopel, und schnitten die Communication zwischen uns und der Hauptstadt ab, was dann? Ich für meinen Theil bestehe auf einen Ausfall. Wer Muth hat, komme mit, wer nicht kann oder nicht will, der mag bleiben."

Nach diesen Worten drang er, ohne sich aufhalten zu lassen, zum Seethor hinaus. Er nahm seinen Weg um die Stadt und fiel den Feind in den Rücken, weil er voraussetzte, daß seine Begleiter sich auf keine andre Weise in ein Gefecht einlassen würden. Alexius war der erste, der den Angriff that, und mit eigner Hand einen Scythen erlegte. Seinem Beyspiel folgten die übrigen, und das Glück begünstigte ihre Unternehmung so sehr, daß eine große Menge von den Feinden niedergemacht und noch mehrere gefangen wurden.

Nach-

Nachdem alles gut abgelaufen war, ersann er folgende List. Die Pferde und Fahnen seiner Leute, nebst den Köpfen der gebliebenen Feinde wurden voraus in die Burg geschickt. Dafür gab er seinen Soldaten scythische Pferde und eben solche Kleider und Fahnen, und hielt mit ihnen an dem Flusse, der nahe bey Chörobachi fließt, in der Absicht, die übrigen Feinde, die auf Beute ausgegangen waren, dort zu erwarten. Auch diese List gelang. Die Scythen kommen, lassen sich durch den Anblick ihrer vermeinten Cameraden täuschen, und werden mit einem großen Verlust an Todten und Gefangenen zurückgewiesen.

Gegen Abend kehrte Alexius mit seinen Gefangenen in die Festung zurück. Den zweyten Tag darauf (am Montag) that er einen neuen Ausfall mit seinen Truppen, die in zwey Colonnen gestellt waren. Die Vordersten trugen die erbeuteten scythischen Fahnen und Kleider; ihnen folgten Bauern, deren jeder einen Gefangenen führte; diesen wieder andre, welche die Köpfe der Getödteten auf Spießen vor sich her trugen, und endlich kam in einer kleinen Entfernung der Kaiser selbst mit dem eigentlichen Heere.

Unterdessen war auch der Tag erschienen, den Alexius seinen Großen in Constantinopel zum Aufbruch angesetzt hatte. Palåolog war der erste, der die Stadt verließ. Er brauchte bey seinem Zuge alle mögliche Vorsicht, weil er die Scythen als ein Volk kannte, das mit der größten Geschwindigkeit bald hier, bald dort umherschweift. Daher mußten immer einige vorausgehen, die den Befehl hatten, alle Plätze zu recognosciren, und ihm, wenn sich nur ein Scythe blicken ließ, sogleich Bericht zu erstatten. Als er die Ebene Dimylia betrat, brachten ihm einige von diesen Kundschaftern,

schaftern die Nachricht, daß Scythen in der Nähe seyen. Kaum hatte sich Paläolog in Schlachtordnung gestellt, so hieß es wieder, daß nicht weit hinter den Scythen eine Parthey Kaiserlicher marschiere. Diese Erscheinung war ihnen unerklärbar, denn wie hätten sie es gleich beym ersten Anblick errathen können, daß mein Vater den seltsamen Aufzug veranstaltet habe, um sich eine kleine Lust zu machen? Paläolog merkte aber bald das Wahre der ganzen Sache, die sich bald auch von selbst aufklären mußte.

Die übrigen Verwandten und Blutsfreunde des Kaisers hatten sich um die bestimmte Zeit, ihrem Auftrag gemäß, in Bewegung gesetzt. Kaum waren sie eine Strecke vorgerückt, als ihnen Alexius siegreich entgegen kam. Man kann sich leicht denken, daß dieser kurze so glücklich beendigte Feldzug sie in kein geringes Staunen müsse gesetzt haben. Ich weiß es von Personen, die bey dem Auftritt zugegen waren, daß Georg Paläolog sich selbst die bittersten Vorwürfe gemacht, und nichts so sehr bedauert habe, als daß ihm auch nicht der geringste Antheil an diesem Feldzuge zukomme.

Die Bürger von Constantinopel waren ausser sich vor Freuden, da Alexius seinen Einzug in die Stadt hielt, und priesen Gott für den Erretter und Wohlthäter, den er ihnen in der Person ihres Kaisers gegeben habe. Nicephorus Melissenus ward darüber neidisch, und suchte die erhaltenen Vortheile zu verkleinern. „Der Sieg, sprach er, macht Freude ohne Gewinn, und Trauer ohne Nachtheil.“ Er hatte vollkommen Recht. Die Scythen griffen im Abendlande immer weiter um sich, und schienen bey ihrer übergroßen Menge den kleinen Verlust an Mannschaft nicht im mindesten zu empfinden. Sie hatten schon mehrere Städte

im

im Besitz, und streiften bis in die Nähe von Constantinopel, bis an die Kirche des heil. Theodors, die am tiefen Wasser liegt, und unaufhörlich, vorzüglich aber Sonntags, sowohl bey Tag als bey Nacht von Menschen besucht wird. Unter gegenwärtigen Umständen aber mußte der Gottesdienst daselbst unterbleiben, denn der Schrecken in der Stadt war so groß, daß man die Thore sperrte.

Bey diesem Unglück blieb es nicht allein, Tzacha kam wieder mit einer Flotte zum Vorschein und beunruhigte unsre Küste. Es liefen Nachrichten ein, daß er die uns noch übrig gebliebenen Inseln verwüste, daß er schon mit den Scythen, wegen Eroberung des Chersones, in Tractaten stehe, und sogar die Türken, welche sich in kaiserlichen Diensten befanden, durch große Versprechungen zum Uebertritt bewegen wolle. Um dieselbe Zeit (es war eben Winter) fiel ein so gewaltiger Schnee, als sich noch niemand zu erinnern wußte. Kein Mensch konnte die Thüre in seinem Hause verschließen, weil durch den Schnee alle Oeffnungen verschüttet waren. Alexius nutzte den Winter so gut es angieng, indem er aller Orten Werbungen ausschreiben ließ. Mit Anbruch des Frühlings richtete er vornehmlich sein Augenmerk auf die am Meer gelegenen Oerter, wo er sich den Feinden, sie mochten von der See her oder vom festen Lande eindringen, am besten widersetzen konnte. Aus dem Grunde mußte Cäsar Nicephorus Melissenus eiligst nach Ainun gehen, da er schon vorher einen schriftlichen Auftrag erhalten hatte, so viel Leute als er nur auftreiben könnte, in Dienste zu nehmen, jedoch mit Ausschluß der alten Soldaten, welche schon in die wichtigsten Plätze der Abendländer verlegt waren, also bloß eine gemischte, aus allen Gegenden umher zusammengetriebene Mannschaft,

schaft, z. B. Bulgarn und Nomaden, die man unter dem Namen Blachen kennt.

Er selbst der Kaiser zog die 500 Mann, welche er aus Flandern erhalten hatte, aus Nicomedien an sich, brach darauf mit seinen Anverwandten schnell von Constantinopel auf, und erschien in Ainun. Hier besichtigte er die ganze Gegend um den Fluß, in der Absicht, sich einen geschickten Lagerplatz auszuwählen. Als er damit fertig war, berief er noch vor Tage seine Officiere, trägt ihnen seine Bemerkungen vor, und bescheidet sie auf den künftigen Morgen wieder zu sich, um alsdann gemeinschaftlich das Feld jenseit des Flusses in Augenschein zu nehmen, wo er ihnen eine Stelle zeigen wollte, die sehr bequem zu einem Lager sey. Der Vorschlag ward gebilligt. Mit dem kommenden Tage geht Alexius zuerst über den Fluß. Ihm folgt die ganze Armee, und lagert sich auf dem Platze, den der Kaiser sich ausersehen, und den auch seine Officiere für gut befunden hatten. Er lag bey dem Städtchen Choireni, hatte von der einen Seite den Fluß von der andern einen sumpfigten Boden. Von hier kehrte Alexius mit einer hinlänglichen Bedeckung nach Ainun zurück, weil es die Noth erforderte, sich auch da dem Eindringen der Scythen entgegen zu stellen. In Ainon erhielt er aus dem Lager bey Choireni Nachricht von dem Anmarsch der Scythen, welche ihn bewog, zu Schiffe dahin zu eilen. Hier übersah er mit nicht geringem Kummer seine Truppen, die gegen die feindliche Macht nur eine Hand voll Menschen zu seyn schienen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Anblick eines so kleinen Heeres ihn mit Furcht und Beben erfüllte: aber auch unter diesen drohenden Gefahren, gegen die er fast keine menschliche Hülfe sah, verließ ihm auch unter den größten Schwierigkeiten jene Stärke der Seele

nicht, die durch einen männlichen Gegendruck zu besiegen strebt.

Den 4ten Tag nach seiner Ankunft erblickte er von der andern Seite das Comanische Heer, ohngefähr 40000 Mann stark. Ohne Rettung war es um ihm geschehen, das wußte er, wenn sich dieses Heer mit den Scythen vereinigte.

Ein schleuniger Entschluß wandte glücklicher Weise das Ungewitter ab, das schon über seiner Scheitel zusammenschlagen wollte. Er setzte zuerst mit der Armee über den Fluß, um sich auf alle Fälle, die Comaner möchten als Feinde oder Freunde kommen, in Bereitschaft zu stellen, denn er wußte, daß ihnen nicht viel zu trauen wäre. Alsdann ließ er durch einige Deputirte die Anführer der Comaner zu sich einladen, um zwischen ihnen ein Bündniß zu Stande zu bringen. (Es befanden sich bey den Comanern viele Anführer, worunter Maniak, Togarteck und andre tapfere Krieger waren.) Alle fanden sich dazu bereitwillig, nur der einzige Maniak nahm einigen Anstand, doch folgte er endlich auch. Der Kaiser bewirthete sie aufs kostbarste, betrug sich gegen sie ausserordentlich gnädig, gab ihnen mannigfaltige Geschenke, und forderte ihnen zugleich Eyd und Geißeln ab. Die Comaner bewilligen beydes, und bitten sich die Erlaubniß aus, nach Verlauf von 3 Tagen gegen die Patzinacker ziehen zu dürfen, wobey sie dem Kaiser die Hälfte der zu machenden Beute versprachen. Nicht auf drey Tage allein, auf zehn wenn ihr wollt, will ich euch Frist geben, antwortete Alexius, und alle Beute soll euer seyn, die ihr machen werdet. Unterdessen standen die Comaner und Scythen schon so nahe, daß sie beständig mit einander scharmützelten.

Noch

Noch vor Ablauf dreyer Tage gab der Kaiser einem gewissen Antiochus, der ein vornehmer und sehr geschickter Mann war, den Auftrag, eine Schiffsbrücke über den Fluß zu schlagen. Als diese fertig war, beorderte er seiner Gemahlin Bruder, Michael Ducas und seinen leiblichen Bruder, den Großdomesticus Adrian an das Ufer des Flusses, um Acht zu geben, daß die Armee in gehöriger Ordnung die Brücke paßierte. Die Infanterie sollte vor der Cavallerie gehen, dieser sollten die Bagagewagen und ganz zuletzt die Mauleſel folgen. Sobald die Infanterie das andre Ufer betreten hatte, mußte sie mit erstaunender Geschwindigkeit Verschanzungen aufwerfen, weil man nicht bloß die Scythen, sondern auch die Comaner zu fürchten hatte. Die letztern setzten sich sogleich, nachdem er aufgebrochen war, in Bewegung, und nahmen die Stelle in Besitz, die er eben verlassen hatte.

Meliſſen empfieng, wie wir oben zeigten, den kaiserlichen Befehl, und vollstreckte ihn aufs genauste. Er brachte ein Heer zusammen, zu dessen Behuf er aus der umliegenden Gegend Troßknechte aushob, welche bey den mit Ochsen bespannten Wagen, worauf sich die Bagage aller Soldaten befand, bleiben mußten. Als dieses Heer dem Orte, wo jetzt die Hauptarmee stand, so nahe kam, daß man es mit den Augen erreichen konnte, hielten es die meisten für den Vortrab der Scythen. Einer war seiner Sache gar so gewiß, daß er sich neben den Kaiser stellte, und ihm bewies, es können dieß unmöglich andre als Scythen seyn. Dem Kaiser ward endlich selbst bange, um sich aber völlige Gewißheit zu verschaffen, schickte er einen vornehmen Bulgaren (der mit mir von mütterlicher Seite verwandt ist) auf Kundschaft aus, und erhielt von ihm die tröstliche Nachricht, durch die sich die ganze Er-

scheinung zu allgemeiner Freude aufklärte. Alexius gieng den Kommenden entgegen, und führte sie über den Fluß in sein Lager, welches er geschwinde erweitern ließ. Den folgenden Tag brach er auf, und richtete seinen Marsch den Fluß hinab gegen eine Stelle, die man unter dem Namen Philoclu kennt. Unterwegs stieß er auf einen Haufen Scythen, mit denen er in ein blutiges Gefecht gerieth, in welchem von beyden Theilen viele blieben. Die Kaiserlichen erfochten endlich einen glorreichen Sieg, und rückten den folgenden Tag bis Lebune vor. Es ist dieß ein Hügel, der im freyen Felde steht. Alexius fand ihn zu klein, als daß er die ganze Armee fassen konnt, und verschanzte sich daher am Fuße desselben.

Hier war es, wo Neantzes zum zweyten male als Ueberläufer mit einigen wenigen Scythen sich angab. Allein der Kaiser, dem noch seine vorigen Streiche im frischen Andenken schwebten, ließ ihn nebst seinen Gesellen ohne weitere Umstände in festen Verhaft nehmen. Er traute keinen einzigen Scythen, vielweniger diesem Betrüger. Eben daher läßt sich auch das Betragen erklären, welches er gegen die an dem Mauropotamus stehenden Scythen annahm, als sie sich mit ihm in Friedensunterhandlungen einlassen wollten. Er stellte nämlich seine Antworten auf Schrauben und suchte sie so lange in Ungewißheit zu erhalten, bis er den erwarteten Succurs aus Rom (73) an sich gezogen hätte.

Dieselben Scythen suchten zu gleicher Zeit die Comaner auf ihre Seite zu ziehen. Diese aber gaben ihnen kein Gehör, sondern schickten noch spät Abends an den Kaiser, und ließen ihm in folgenden Worten ihre Meynung eröffnen.

„Wie

„Wie lange sollen wir noch zögern, ehe es zur Schlacht kömmt? Wir gestehen euch frey, daß wir nicht länger warten können. Wenn die Sonne aufgeht, wollen wir entweder Fleisch von Wölfen oder von Schaafen essen." Diese muthige Auffoderung bestimmte das Schicksal des folgenden Tages. Der Kaiser willigte in ihr Verlangen, und deutete allen seinen Officieren an, durch das ganze Lager bekannt zu machen, daß Morgen eine Schlacht geliefert werden sollte. Indessen war dem Alexius doch nicht ganz wohl zu Muthe, weil er noch immer die Vereinigung der Comaner mit den Patzinakern für sehr möglich hielt. Indem er noch mit diesem Gedanken beschäfftigt war, erschien eine Anzahl von ohngefähr 5000 Mann derbes, handvestes, recht zum Kriege erschaffenes Volk aus dem Gebürg im Lager, und bot ihm freywillig seine Dienste an. Mit Sonnenuntergang wurden dem Kaiser Lichter vorgetragen, bey deren Schein er inbrünstige Lieder anstimmte. Diesen Beyspiele folgten die Beßern, bloß durch sein Zureden aufgefordert; andre, die weniger zur Andacht geneigt waren, wurden durch strenge Befehle dazu angehalten. Und so empfieng das ganze Heer, wie es Jeder vermochte, mit Lampen oder mit Lichtern, die auf Spieße gesteckt waren, die herbeykommende Nacht. Laut ertönte die Stimme des Lobgesangs bis an das Gewölbe des Himmels, oder richtiger zu reden, sie drang bis zum Thron des Allmächtigen hinauf. Wer erkennt nicht an diesem Zuge das Vertrauen auf die Vorsehung, das meinen Vater beseelte?

Der Gottesdienst dauerte bis in die sinkende Nacht. Nach einer kurzen Ruhe raffte sich der Kaiser aus dem Schlafe, theilte unter den Unbewaffneten tüchtige Rüstungen aus, und da es an eisernen gebrach, ersetzte er

ihren Mangel durch seidne Helme und Harnische von eisenfarbigtem Ansehn. Unterdessen war die Nacht verstrichen und die Zeit gekommen, wo er das Signal zum Angriff ertönen ließ, und seine Armee unterhalb des vorhingenannten Lebunium in Schlachtordnung stellte. An der Spitze stand Alexius. Den rechten und linken Flügel befehligten Georg Paläolog und Constantinus Dalassenus. Zur rechten Hand gegen die Comaner (denn auch diese stellten sich in Schlachtordnung) postirten sich Monastras, zur linken Uzas. Gegen Norden stand Umpertopulus mit den Celten. Durch diese Ordnung gab der Kaiser seiner Armee die größere Festigkeit, indem immer ein Theil zur Bedeckung des andern diente. Das zweyte Signal mit der Trompete eröffnete den Angriff. Urplötzlich erhob das ganze Heer seine Stimme zum Herrn, der sich über alle erbarmt, und stürzte hinter dem Alexius in den Feind, dessen unzählbare Menge noch durch eine Wagenburg, die ihr statt einer Schanze diente, fürchterlicher ward. Zu gleicher Zeit fielen auch die Comaner ein. Ein vornehmer Scythe, der vielleicht den Ausgang des Treffens aus dem wüthenden Angriff der Gegner vermuthete, trat gleich zu Anfange mit einigen wenigen zu den Comanern über, die mit ihm eine Sprache redeten und ihm durch ihre Vermittlung die Gnade des Kaisers verschaffen konnten.

Dem Kaiser schien dieß verdächtig, denn er mußte befürchten daß mehrere Scythen zu den Comanern übertreten, und sie bereden möchten, ihre Waffen gegen die Seinigen zu kehren. Um dem Uebel vorzubeugen, mußte sich der, welcher die kaiserliche Fahne trug, hinter die Komaner stellen, wodurch er so viel bewirkte, daß nun beyde Heere gemeinschaftlich ohne weitere Stöhrung agiren konnten. Das Gemetzel war grausenvoll,

senvoll, und so schrecklich, als es noch niemand erlebt hat. Der Vortheil fiel auf Alexius Seite, dessen Truppen ein solches Blutbad anrichteten, daß ihnen vom Niedermetzeln die Hände ermatteten, und alle Kraft entgieng. Um die Mittagszeit veranstaltete der Kaiser, daß alle Bauern in der Gegend Schleuche voll Wasser auf Mauleseln zur Armee bringen mußten. Die Bauern, welche bisher von den Scythen viel gelitten hatten, trugen mit der größten Bereitwilligkeit Wasser herbey: auch diejenigen, welche nicht dazu aufgefordert waren, stellten sich mit Eimern, Schläuchen, oder andern Gefäßen, die sie nur aufbringen konnten, ein. Diese Erfrischung verbreitete neuen Muth und neues Leben. Die Schlacht begann abermals, und endigte sich nur mit der gänzlichen Vertilgung eines Volks, dessen Menge mit Inbegriff der Weiber und Kinder, fast alle Zahl überstieg.

Sie wurde den 29sten April am 3ten Tage der Woche geliefert, weßwegen auch folgendes Lied in Konstantinopel herumgieng: „Den May den May sah kein Scythe, das that ein einziger Tag." Gegen Sonnenuntergang, nachdem sie alle entweder in Stücken gehauen, oder gefangen waren, rückte Alexius wieder in sein Lager. Wem fällt es nicht sonderbar auf, daß die Kaiserlichen bey aller Furcht und Muthlosigkeit mit der sie dießmal auf ihren Feind blickten, dennoch den Sieg davon trugen, da sie vorhin bey Dristra bey allem Vertrauen auf ihre Stärke, bey aller Verachtung eines Feindes, für den sie, als wenn er schon ihr Gefangner wäre, Stricke mitgenommen hatten, aufs Haupt geschlagen wurden?

Am Abend dieses ermüdenden Tages, als sich der Kaiser an der Tafel befand, trat ein gewisser Synesius

auf, und stellte ihm mit einiger Heftigkeit vor, wie er doch diese große Menge scythischer Gefangenen, deren dreissig, wo nicht mehrere, auf Einen seiner Soldaten giengen, im Lager so ruhig dulden könne. Es würde ihnen nichts leichter seyn, als sich in der Nacht, wenn ihre müden Wächter fest schlummerten, los zu machen, und diese insgesammt zu erwürgen; es sey daher zu ihrer eignen Erhaltung unganglich nöthig, sie alle nieder zu machen. Der Kaiser nahm diesen Antrag mit großen Unwillen auf: Mögen es immerhin Scythen seyn, sagte er, so sind sie doch Menschen wie wir; auch als Feinde müssen wir sie nicht von unserm Mitleid ausschließen. Ich werde schon Anstalten machen, daß sie uns nicht schaden können. Darauf gab er den Befehl, daß man alle Waffen der Scythen an einen Ort zusammentragen, und die Gefangenen scharf bewachen sollte. Um Mitternacht, da der Kaiser im besten Schlaf lag, stürzten alle Soldaten, (ob auf Gottes Veranstaltung, oder aus irgend einem andern Grunde) wie auf ein gegebnes Zeichen wüthend hervor, und ermordeten beynah alle Gefangene. Erst den folgenden Tag erfuhr der Kaiser, was vorgefallen war, und warf sogleich einen Verdacht auf den Synesius. Er fodert ihn zu sich, klagt ihn unter den bittersten Vorwürfen als den Urheber jener Grausamkeit an, und giebt Befehl, ihn, weil er nichts bekennen wollte, in Verwahrung zu setzen: du sollst, sprach er, aus deiner Erfahrung lernen, daß das Elend eines Menschen, der in Banden seufzt, schon an sich selbst groß genug sey, um nicht durch unerhörte Strenge noch schwerer gemacht zu werden. Er hätte auch gewiß diese Strafe vollziehen lassen, wenn sich nicht seine Anverwandten, und die übrigen Großen für den Synesius ins Mittel geschlagen, und ihm Gnade ausgewirkt hätten.

Die

Die Comaner, welche sich zu Alexius nichts Gutes versahen, und auch einen unangenehmen nächtlichen Besuch vermutheten, machten sich in einer Nacht, mit aller Beute auf den Weg, der zur Donau führt. In dem Lager, wo der Kaiser stand, nahm der üble Geruch von verwesenden Leichnamen so sehr überhand, daß auch er sich, so bald es Tag war, von hier weg, nach Kala Dendra (Schönbaum) begab, welches 18 Stadien, von Choireni entfernt liegt. Hier kam ihm Melissen entgegen, der diesen Feldzug nicht mitgemacht hatte, weil er durch die Absendung der Recruten, daran verhindert worden war. Ausserdem erhielt er auch hier erst Nachricht, von dem Abmarsch der Comener die sich durch ihre plötzliche Flucht, beynahe um den Lohn gebracht hätten, der ihnen war versprochen worden, wenn nicht der Kaiser ein Mann gewesen wäre, der selbst den Schein eines Betrügers nicht an sich dulden wollte. Er schickte ihnen freywillig nach, was sie selbst im Stiche lassen wollten, und befahl den Maulthiertreibern, welche die Sachen fortschaffen mußten, möglichst zu eilen, und sie einzuholen, sollte es auch jenseits der Donau seyn. Die übrigen Comaner, die noch bey ihm geblieben waren, wurden herrlich bewirthet, und den folgenden Morgen nachdem sie sich den Rausch ausgeschlafen hatten, über das, was ihnen zukam, mit noch vielen andern Geschenken überhäuft. Ehe sie sich aber von ihm beurlaubten, mußten sie ihm Geißeln zurücklassen, damit sie in den am Wege gelegenen Städten oder Dörfern, wo sie sich mit Proviant versorgten, kein Unheil anrichteten. Dagegen, gab er ihnen, auf ihr Ansuchen um sicheres Geleite, den Joannakes mit; der sie bis an die Comanische Grenze mit allem Benöthigten versorgen mußte.

Mit dem Ablauf des Maymonats, hielt Alexius einen triumphirenden Einzug in Constantinopel, und

der Krieg gegen die Scythen war geendigt. Ich selbst eilte in meiner Erzählung mit Flügelschnellen Schritten zum Ausgang desselben, weil ich mich viel zu schwach fühle, ins Detail der Begebenheiten zu gehen, und jeden Umstand und Zwischenfall mit hellen Farben auszumahlen. Wenige Tage, nach seiner Ankunft entdeckte sich eine Verschwörung des Ariebes Armenius und des Umpertopulus, die sich schon einen mächtigen Anhang gemacht hatten. Sie wurden ihres Vergehens, durch die triftigsten Beweise überführt; an statt aber nach der Strenge der Gesetze behandelt zu werden, kamen sie aus besondrer Gnade des Kaisers blos mit der Landesverweisung davon.

Eine andre Nachricht, welche sich itzt stark verbreitete, setzte den Kaiser in neue Bekümmerniß. Es hieß, daß die Comaner sich wieder zu einem Einfall in unser Gebiet rüsteten, und daß Bodinus in Dalmatien mit den nämlichen Entwürfen umgehe. Nach reiflichem Erwägen, welchem von beyden Feinden er zuerst die Spitze bieten sollte, faßte der Kaiser den Entschluß, mit Dalmatien den Anfang zu machen, und die dortigen Grenzörter zu decken. Der Kriegsrath, dem er seine Meynung eröffnete, gab ihm allen Beyfall. Auf seinem Zuge in jene nördlichen Gegenden erhielt er in Philippopolis Briefe vom Erzbischof der Bulgarey (75), worin ihm die unangenehme Nachricht gemeldet wurde, daß Johannes, Dux von Dyrrachium, des Sebastocrators Sohn, mit verrätherischen Gedanken umgehe. Ich brauche nicht zu sagen, was er bey dieser Nachricht innerlich litt, wie sehr er zu seiner und seines Bruders Beruhigung alles gerne für eine Lüge gehalten hätte, und doch wieder von dem Unverstand des jungen Menschen alles fürchtete. In dieser Ungewißheit, die ihm zwischen Furcht und Hoffnung schwebend

bend erhielt, ergriff er ein Mittel, das den Plan des Johannes, gegen den er immer noch gut gesinnt blieb, hintertreiben konnte. Er überreicht den Groß-Hetärarchen Argyrus Karatza, einem gebohrnen Scythen, den er als einen klugen, tapfern, treuen Mann schätzte, zwey Briefe: der eine, der für den Johannes bestimmt war, war folgenden Inhalts:

„Nach erhaltner Nachricht, daß Feinde durch die Pässe in unser Gebiet einbrechen wollen, ist meine kaiserliche Majestät aufgebrochen, um die Grenze des Landes zu decken. Zu dem Ende müßt ihr zu mir herüberkommen, und mich von der Lage der Sachen, wie sie bey euch stehen, belehren. Ich fürchte nämlich, es möchte sich auch Bolkanus Feindseligkeiten gegen uns erlauben; ihr könnt mir also sowohl von Dalmatien, als auch vom Bolkan, ob er sich noch den Tractaten gemäß ruhig verhalte, sehr gute Nachricht ertheilen. Ich wenigstens habe bisher nicht das Beste von ihn vernommen; und will ihm, wenn ich nur etwas zuverlässiges herausbringen kann, schon kräftig genug entgegenarbeiten. Meine Meynung geht demnach dahin, daß ihr zu mir herüberkommt, und nach genommner Abrede geschwinde nach Illyrien zurückkehrt, damit wir von beyden Seiten unsren Feind angreifen, und mit Gottes Hülfe zu Paaren treiben können."

Der zweyte Brief war an die Häupter der Bürgerschaft zu Dyrrachium gerichtet, und lautete so: „Da ich in Erfahrung gebracht, daß sich Bolkanus gegen uns auflehne, und deshalb Constantinopel verlassen habe, um unsre Grenzen zu decken, so habe ich es für nöthig erachtet, euren Dux, unsren vielgeliebten Neffen zu mir kommen zu lassen, weil ich von ihm in dieser Angelegenheit die sichersten Nachrichten erwarte. Ueberbringer

bringer dieses Briefes ist von mir an seine Stelle zum Dux erwählt, den ihr also mit geziemender Achtung zu begegnen, und in allen Stücken Folge zu leisten haben werdet."

Karatza bekam den Auftrag zuvörderst das erstere Schreiben dem Johannes einzuhändigen, und ihm, wenn er willig folgte, friedlich ziehen zu lassen. Alsdann sollte er bis zu dessen Rückkunft die Verwaltung des Landes über sich nehmen. Würde sich aber Johannes weigern fortzugehen, so sollte er die Vornehmsten der Bürgerschaft berufen, ihnen den zweyten Brief vorlesen, und mit ihrer Hülfe den Dux in Verwahrung bringen.

Der Verdacht, welcher auf den Johannes geworfen war, blieb seinem Vater Isaak, der sich zu Constantinopel aufhielt, nicht lange verschwiegen. Kaum hatte dieser etwas davon gehört, so eilte er innerhalb zwey Tagen und zwey Nächten nach Philippopolis. Er trat ohne Geräusch in das kaiserliche Gemach, wo er seinen Bruder schlafend fand, und sich selbst, weil er ihn nicht wollte wecken lassen, auf das andre Bett hinwarf. Alexius stand zuerst auf, und ließ seinen Bruder ruhen, bis er endlich von selbst aufwachte. Nach einer herzlichen Umarmung frägt ihn der Kaiser, was die Ursache seiner unvermutheten Reise wäre. „Deinethalben, antwortete er, bin ich gekommen." „Da hast du dir, versetzte Alexius, eine unnöthige Mühe gemacht." Isaak schwieg, weil er, um sich erklären zu können, erst Bescheid aus Dyrrachium haben mußte, wohin er schon beym ersten Ausbruch des Gerüchts ein Handbillet an seinen Sohn hatte ergehen lassen. In diesem Schreiben foderte er ihn auf, eilends nach Philippopolis zum Kaiser zu kommen, den er selbst schon zu seinem Vortheil vorbereiten wolle.

Bald

Bald nachher kömmt der Eilbothe aus Dyrrachium zurück, und meldet dem Isaak, daß Johannes nächstens eintreffen werde. Diese Nachricht machte ihm die größte Freude, erbitterte ihn aber zugleich gegen alle, die seinen Sohn beym Kaiser verdächtig gemacht hatten. Mit dem sichtbarsten Unwillen trat er in des Kaisers Gemach, um alles, was er auf dem Herzen trug, frey heraus zu sagen. Denn er war ein Mann, der seinen Zorn gar nicht bändigen konnte, und oft über ein unbedeutendes Wort in Hitze gerieth.

Alexius merkte gleich was seine Erscheinung zu bedeuten habe, und kam ihm mit der Frage entgegen: „Was giebts lieber Bruder?" „Nichts gutes, war die Antwort, und das blos deinetwegen. Ich habe auf deine Würde nie so scheel gesehen, als jener Verläumder da" (er zeigte auf Adrian). Der gelassene sanftmüthige Alexius antwortete nichts, weil er wohl wußte, wie man diesen hitzigen Kopf am besten besänftigen könne. Er beruft den Nicephorus Melissenus, und einige von seinen Anverwandten, um so die Sache ganz ohne Geräusch in einem geheimen Cirkel in Erwägung zu nehmen. In dieser Versammlung liessen sich Melissenius und Adrian manche Ausdrücke entschlüpfen, die man eben nicht zu Gunsten des Johannes erklären konnte. Darüber ward Isaak so aufgebracht, daß er drohete, dem Adrian seinen Bart auszurupfen, und ihn zu lehren was es heiße, so wichtige Anverwandte von der Seite des Kaisers zu reißen.

Die Versammlung war noch nicht auseinander gegangen, als Johannes unvermuthet in das kaiserliche Zimmer trat. Diese Ueberraschung verschaffte ihm das Zutrauen des Kaisers wieder. „Wenn ich bedenke, sagte Alexius, daß euer Vater mein Bruder ist, so

mag

mag ich es nicht einmal hören, wenn man etwas wider euch redet. Seyd unbesorgt, es soll euch kein Haar gekrümmt werden.

So war denn die Sache, wo nicht ausgemacht, doch wenigstens unterdrückt. Nachher zog der Kaiser seinen Bruder Isaak und dessen Sohn bey Seite, und gab ihnen nach einem langen Gespräch folgende Erklärung: „Du Bruder, gehe in die Hauptstadt zurück, und statte an unsre Mutter von dem gehabten Vorfalle Bericht ab: Dein Sohn mag nach Dyrrachium zurückgehen, und sein voriges Amt wieder antreten. So war denn der Kaiser von dieser Seite in Sicherheit, dagegen aber thürmte sich von einer andern neue Gefahr auf. Es lebte damals ein gewisser Theodor Gabras, der aus den obern Gegenden von Chaldäa herstammte. Er war ein trefflicher Soldat, der kaum seines gleichen hatte. Alles was er unternahm, mußte ihm gelingen. Dabey aber war er auch ein aufrührerischer, tollkühner Mensch, dessen Gegenwart in der Hauptstadt nicht wenig bedenklich scheinen mußte. Der Kaiser, der sich seiner gerne auf eine gute Art entledigen wollte, machte ihn deshalb zum Dux von Trapezunt, das er selbst von den Türken erobert hatte. Sein Sohn Gregor war mit einer von den Töchtern des Sebostocrators Isaak versprochen, aber das zarte Alter beyder Verlobten entfernte noch die Vollziehung des Beylagers. Indessen befand sich jener schon im Hause seines künftigen Schwiegervaters. Theodor verlor seine Gemahlin, und heurathete wieder ein vornehmes Alanisches Frauenzimmer, das mit Isaaks Gemahlin in einer nahen Blutsverwandtschaft stand, denn beyde waren Geschwistertinder. Diese Verbindung mußte sowohl nach politischen als kirchlichen Gesetzen die Heurath seines Sohnes hintertreiben.

ben. Demungeachtet wollte Alexius den letztern nicht aus Constantinopel abgehen lassen, weil er ihn als ein Unterpfand ansah, vermittelst dessen er sich der Treue des gefährlichen Theodors versichern könnte. Ueberdem war er auch willens ihn mit einer von meinen Schwestern zu verehlichen.

Theodor, der hiervon nichts wußte, kam nach Constantinopel, und suchte seinen Sohn in aller Stille fortzuschaffen. Alexius gab ihm einige verstohlne Winke von dem was er eigentlich zur Absicht habe. Es sey nun aber, daß er diese nicht verstand, oder daß die verunglückte Heurath seine Empfindlichkeit erregt hatte, kurz, er forderte seinen Sohn zurück, und erhielt abschlägige Antwort. Er ließ sich dieselbe mit verstellter Zufriedenheit gefallen, beurlaubte sich, und verließ Constantinopel. In derjenigen Gegend von Propontis, wo der große Märtyrer Phokas eine Kirche hat, liegt ein schönes Landgut, wo ihn Isaak herrlich aufnahm. Als sie sich trennen wollten, bat er um Erlaubniß, daß ihn sein Sohn noch den folgenden Tag begleiten dürfe, welches man auch bewilligte. Noch mehr, er überredete die Aufseher des Knaben, daß sie ihm bis Sostenium, und von hier wieder bis Pharus (Leuchtthurm) folgten. Bey Pharus fand er ein Schiff, bestieg es mit seinem Sohn, und seegelte von dannen.

Sobald Alexius dieß erfuhr, ließ er geschwind einige Jagdschiffe abgehen, die ihn auch glücklich zwischen der Stadt Aegini und Karambis einhohlten. Theodor las das kaiserliche Schreiben, welches man ihm einhändigte, und fand die Vorschläge so billig, daß er seinen Sohn wieder zurückschickte. Alexius hatte sich nämlich in demselben deutlich erklärt, daß er den jungen Gregor eine von seinen Töchtern zur Ehe geben wolle.

wolle. Neben dem wurden ihm auch noch mündliche sehr nachdrückliche Vorstellungen gethan, und ihm angekündigt, daß ihn der Kaiser für einen offenbaren Feind erklären würde, wenn er in diesem Stücke nicht zu Willen wäre.

Gregor erschien also wieder in Constantinopel. Der Ehekontrakt ward in aller Form abgefaßt, und er selbst einem gewissen Michael, einem Verschnittnen und Hofbedienten der Kaiserin, zur Aufsicht übergeben. Alexius begegnete ihm mit aller nur möglichen Huld, und ließ ihn die beste Erziehung und allen Unterricht in der Kriegswissenschaft geben, allein der junge Mensch betrug sich gar zu unbändig; er wollte niemanden, auch nicht seinem Hofmeister Gehör geben, und beklagte sich, daß man ihn nicht standesmässig behandle. Endlich kam der undankbare Mensch gar auf den Einfall zu seinem Vater zu gehen. Er entdeckte den Vorsatz dreyen Personen, dem Georg Decanus, Eustathius Kamytzes und dem Mundschenken (oder wie es in der Hofsprache heißt: Pincerna) Michael. Diese drey waren sehr tapfere Männer und genossen die vorzügliche Gnade des Kaisers. Michael offenbarte letzterm was er wußte, fand aber keinen Glauben. Gregor fuhr demnach ungehindert fort, und drang auf die Beschleunigung seiner Flucht, auf welcher ihn aber die Getreuen des Kaisers nicht anders als unter der Bedingung begleiten wollten, daß er ihnen vorher eidlich versicherte, es sollte ohne ihren Schaden geschehen. In der Absicht schlagen sie ihm vor, die Spitze des heiligen Speers, womit die Seite unsers Erlösers durchstochen wurde, herbeyzuschaffen; damit er bey Vorhaltung desselben auf den Heyland schwören könne, sie gaben auch die Stelle an, wo sie zu finden sey. Er ist gleich dazu bereit, und geht fort sie heimlich zu entwenden.

den. Einer von denen, die dem Kaiser schon vorher mit dem Vorhaben des jungen Menschen bekannt gemacht hatten, lief nun eilends fort, und erzählte Letzterm, was vorgefallen war. Der Kaiser ließ sogleich eine Untersuchung anstellen, wobey es sich ergab, daß Gregor wirklich die heilige Spitze im Busen habe. Weil er sich nun selbst als einen Schuldigen bekannte, auch alle seine Mitverschwornen angab, so ward er dem Dux von Philippopolis, Georg Mesopotamita, zur Verwahrung überliefert. Georg Decanus mußte mit einem Schreiben an Leo Nicerites, damaligen Dux der Gegend um den Donaustrom, abgehen, unter dem Schein, als wenn er mit ihm die Verwaltung der Provinz theilen sollte, eigentlich aber ward er als ein Staatsgefangner diesem Leo zugeschickt. Eben so ergieng es dem Eustathius Kamytzes und andern mehrern.

Neuntes Buch.

Diese Angelegenheiten mit Gregor und Johannes beendigte der Kaiser in Philippopolis, und rückte darauf in die Grenzörter, die unser Gebieth von Dalmatien scheiden. In der dortigen Gegend streckt sich eine Bergkette hin, von den Einwohnern Zygon (Joch) genannt, die so steil anläuft und durch Höhlen und Gesträuch so uneben gemacht wird, daß der Kaiser, als er sie recognoscirte, kaum zu Fuß geschweige denn zu Pferde fortkommen konnte. Dennoch durchkroch er alle Winkel, um sich mit eignen Augen zu überzeugen, ob noch irgend wo eine Stelle sey, über die ein feindliches Heer dringen könnte. An solchen Stellen ließ er entweder Gräben ziehen, oder hölzerne Thürme aufführen, auch, wo es der Boden erlaubte, aus Ziegeln und andern Steinen kleine Burgen anlegen, deren Größe und Entfernung von einander er selbst ausmaß. An mehrern Orten wurden auch Verhacke gemacht. Die Arbeit, welcher sich mein Vater hier unterzog, läßt sich leicht wegerzählen, aber diejenigen, die damals mit ihm waren und zum Theil noch leben, wissen, wie vielen Schweiß er dabey vergossen hat.

Nachdem er diese Gegend in den besten Vertheidigungszustand gesetzt hatte, kehrte er wieder in die Residenz zurück. Hier empfieng er, nicht lange nach seiner Ankunft, vollständige Nachrichten von neuen Unternehmungen des Tzachas. Die Unfälle, welche dieser sowohl zu Wasser als zu Lande erlitten hatte, waren nicht vermögend gewesen, ihn in seinen hochtraben-

den

den Entwürfen wankend zu machen. Er bediente sich des Titels und der Insignien eines Kaisers; betrachtete seine Residenz Smyrna als den Sitz seines Reichs, und zog dort eine Flotte zusammen, womit er von neuem die Inseln, und wo nicht gar auch unsre Hauptstadt bedrohte.

Der Kaiser ließ sich durch diese täglich einlaufenden Berichte keineswegs aus seiner Fassung bringen: sondern beschloß den kleinen Rest des Herbstes und den folgenden Winter hindurch sich mit aller Macht zu dem künftigen Feldzuge zu rüsten, um nicht nur alle stolzen Hoffnungen und Versuche des Tzachas zu vereiteln, sondern ihm auch Smyrna und alle seine vorigen Eroberungen wieder zu entreißen.

Gleich beym Eintritte des Frühlings rief er den Bruder seiner Gemahlin, den Dux Johannes aus Epidamus ab, ernannte ihn zum Großdux der Flotte, und schickte ihn mit einer Armee zu Lande gegen den Tzachas. Die Flotte, deren Admiral Constantinus Dalassenus war, mußte ihren Lauf längst den Küsten nach den Bewegungen dieser Armee einrichten, so daß beyde zugleich vor Mitylene eintreffen, und in Vereinigung die Feindseligkeiten anfangen könnten. Dieß geschah. Johannes eröffnete die Belagerung von Mitylene, wovon der Bruder des Tzachas, Galabatzes, Befehlshaber war. Tzachas, der bald einsahe, daß die Stadt sich nicht lange halten könne, wenn nicht die Belagerer durch ein Treffen geschwächt würden, eilte zum Entsatz herbey, und lieferte dem Dux ein Treffen, dem nur die einbrechende Nacht ein Ende machte. So gieng es drey volle Monate lang, vom Morgen bis zum Abend, und doch unterblieb bey diesen immerwährenden Gefechten die Belagerung von Mitylene nicht. Einst fragte der Kaiser einen Menschen, der von da her

kam, wie es bey der Armee hergehe? Blutig antwortete dieser, man sieht da nichts als ein beständiges Metzeln — — Um welche Zeit fängt sich eure Arbeit an? — — Wenn die Sonne aufgeht — — Welches Heer steht mit dem Gesicht gegen Morgen? — — Das unsrige. Da merkte der Kaiser, wo der Fehler läge, und schrieb dem Ducas einen Brief, worin er ihm rieth, es nicht mit zweyen Feinden, mit Tzachas und mit der Sonne zugleich aufzunehmen; er würde besser thun, wenn er sich erst Abends gegen Sonnenuntergang mit dem Feinde einließe. Dieses Schreiben händigte er diesem Menschen mit den Worten ein: „Wenn ihr des Nachmittags angreift, so werdet ihr siegen.

Johannes Ducas, der die kaiserlichen Befehle von je her mit der größten Pünctlichkeit zu befolgen gewohnt war, folgte auch hierin dem Willen seines Monarchen. Den Tag nach Emfang des Briefs erwarten die Feinde den gewöhnlichen Angriff; weil sich aber keiner aus dem Lager Johannes blicken ließ so glaubten sie, es würde heute nichts vorfallen, und legten in dieser Hoffnung ihre Rüstungen ab. Um die Mittagszeit läßt der Ducas seine Leute unter die Waffen treten, und bricht mit ihnen, da die Sonne schon etwas tief stand, unter einem tumultuarischen Feldgeschrey plötzlich in die Feinde ein. Diesmahl vereinigten sich Wind und Sonne, ihm einen recht glänzenden Sieg in die Hände zu geben. Der Wind führte allen Staub, der sich auf dem Schlachtfelde erhob, dem Feinde ins Gesicht, und die Sonne blendete ihm die Augen. Dieser Umstand und die Wuth mit der die Kaiserlichen einhieben, verursachten, daß Tzachas, wiewohl nach einer tapfern Gegenwehr, endlich das Feld räumte. Bald darauf kam es auch zu einem Frieden, um welchen Tzachas

selbst

selbst angesucht hatte, mit der beygefügten Bedingung, daß man ihm freye und sichre Fahrt nach Smyrna gestatten möchte. Tzachas giebt zwey seiner vornehmsten Satrapen als Geissseln, und erhält dagegen vom Johannes zwey andre edle Männer, den Alexander Euphabenus und Manuel Butumites. Der eine Theil leistete das Versprechen, daß er bey seinem Abzuge aus Mitylene keinen Bürger mißhandeln, oder auf die Schiffe schleppen wolle: der andre bewilligte ihm, daß er mit seinen Schiffen frey und unangetastet passiren könne.

Allein so wenig ein Krebs vorwärts gehen kann, so wenig konnte Tzachas seine Tücke lassen. Er nahm alle Bürger der Stadt nebst Weibern und Kindern gewaltsamer Weise auf sein Schiff, und war schon im Begriff davon zu segeln. Als Constantinus Dalassenus, damahls Admiral der kaiserlichen Flotte, hievon Nachricht erhielt, bat er sich von Johannes die Erlaubniß aus, dem Tzachas nachzusetzen. Weil jener aber, aus Furcht meineydig zu werden, sich nicht dazu verstehen wollte, so sagte Dalassenus entschlossen: „Ihr habt in meiner Abwesenheit geschworen: und mögt auch euren Bund treu und redlich halten: mich verbindet euer Eyd zu nichts. Ich kann und werde ohne mein Gewissen zu verletzen, das thun, was ich unter den gegenwärtigen Umständen für gut befinde."

Er hielt Wort. Kaum hatte Tzachas den Hafen verlassen, so war auch Constantin schon hinter ihm her. Die feindliche Flotte war bald auseinander getrieben; alle Gefangene auf den eroberten Schiffen wurden in Freyheit gesetzt, viele Kaper erbeutet, und die ganze auf denselben befindliche Mannschaft, mit Einschluß der Ruderknechte, mußte über die Klinge springen. Beynahe

nahe würde Tzachas selbst in Gefangenschaft gerathen seyn, wenn er sich nicht noch bey Zeiten auf einem Boote unvermerkt gerettet, und eine Stelle erreicht hätte, wo einige Türken zu seiner Bedeckung schon in Bereitschaft standen, mit denen er itzt gerades Weges nach Smyrna zog. Man sieht aus diesem Umstand, daß Tzachas sich schon vorher nicht viel Gutes prophezeyt haben müsse, weil jene Türken nur deswegen dahin beordert waren, um ihn, im Fall seiner Flotte ein Unglück begegnete, in Empfang zu nehmen, und sicher nach Smyrna zu geleiten.

Constantin gieng nach erfochtenem Siege an seinen vorigen Posten zurück. Der Grosducas versah Mitylene mit allem Nöthigen und schickte einen Theil der Flotte gegen die Inseln, die sich unter Tzachas Bothmäßigkeit befanden, und deren Anzahl nicht klein war. Er selbst eroberte Samos nebst einigen andern Inseln, und kehrte darauf nach Constantinopel zurück, welches er aber einige Tage nachher wieder gezwungen war, zu verlassen, indem die Nachricht einlief, daß Karyka rebellirt und Creta in Besitz genommen habe: und daß von da aus Rapsomates mit einer großen Flotte nach Cypern gesegelt sey.

Als die Creter erfuhren, daß Johannes schon in der Nähe bey Karpathos wäre, richteten sie ein fürchterliches Blutbad unter Karykas Anhängern an, und ergaben sich der kaiserlichen Flotte, die nach Zurücklassung einer hinlänglichen Besatzung auf Cypern segelte, und dort gleich beym ersten Angriff Cyrene eroberte. Rapsomates gieng dem Johannes von Leukusia bis auf die Höhe vor Cyrene entgegen, wo er die Unsrigen, die sich seiner Ankunft nicht versahen, mit Vortheil hätte angreifen können, denn er befand sich in der

besten

besten Verfassung, und hatte nicht nöthig, mit langen Zurüstungen, auch die Zeit zu verscherzen. Aber zu seinem Unglück verstand er nichts weniger, als das Kriegshandwerk, womit er, wie es der Augenschein lehrte, nur ein Spiel trieb. Anstatt muthig auf den Feind loszugehen, versuchte er, denselben durch schöne Worte für seinen Vortheil zu gewinnen. Wie man mir erzählt hat, so war er ein so erbärmlicher Soldat, daß er nicht einmal auf einem Pferde sitzen konnte, oder doch sogleich vom Schwindel befallen wurde, wenn dieses nur etwas zu traben anfieng. Daher ergieng es ihm auch, wie jedem Anführer, der seine Sache nicht versteht, und den Krieg schon mit Muthlosigkeit anfängt. Einige seiner Leute giengen zum Butumites über. Den Tag nach diesem Vorfall, rückte er mit seinem Heer, aber nur langsam, dem Johannes entgegen. Auf dem Marsche rissen wieder gegen hundert Soldaten aus, und schlugen sich zu den Kaiserlichen. Als dieß Rapsomates sahe, wandte er sich gleich um, und flohe auf der Straße, die nach Nemesus führt, von wo er sich auf einem Schiffe nach Syrien retten wollte. Allein Manuel Butumites, der ihm vom Ducas nachgeschickt war, verfolgte ihn mit solcher Hitze, daß er vom Wege seitwärts ablenken, und auf einen Berg in der Kirche zum h. Kreutz seine Rettung suchen mußte. Von hier brachte ihn Butumites, nach gegebener Sicherheit, erst zum Ducas, sodann nach Constantinopel, wohin auch die sogenannten Unsterblichen, die an dem Aufruhr Theil genommen hatten, geschafft wurden. Nachdem die Insel völlig in Besitz genommen und so gut als möglich verwahrt war, wurde dem Kaiser von den bisherigen Vorfällen Bericht abgestattet. Alexius nahm sie sehr gnädig auf, und beschloß, zur Sicherheit für die Zukunft, bessere Anstalten mit Cypern zu treffen, die

darin bestanden, daß er einen Exisoten hinschickte, (76) sowohl Gerechtigkeit, als Billigkeit daselbst zu handhaben. Einen solchen Mann fand er in der Person des Kalliparias, der als ein rechtschaffner, uneigennütziger und hochachtender Mann in allgemeiner Achtung stand. Zum Befehlshaber von Cypern, ernannte er den Philocales Eumathius, dem er zur Bedeckung der Insel, Reuterey und Fußvolk, nebst einigen Kriegsschiffen übergab.

Wir verließen oben den Tzachas auf seiner Flucht nach Smyrna. Das verlohrne Treffen hatte in ihm nichts weniger als friedliche Gesinnungen hervorgebracht. In kurzer Zeit standen wieder eine Menge Jagd- und Raubschiffe aller Orten auf der Werfte, daß sich Alexius genöthigt sahe, von neuem die Waffen zu ergreiffen. Die Kriegsoperationen wurden diesmahl auf folgende Art angeordnet. Canstantinus Dalassenus sollte ihn zu Wasser mit der ganzen Seemacht, und der Sultan auf dem festen Lande angreiffen. Um den letztern dahin zu bringen, ließ der Kaiser folgendes Schreiben an ihn ergehen.

„Ihr wißt großmächtigster Sultan Klitziasthlan, daß die sultanische Würde von eurem Vater auf euch übergegangen ist. Wenn nun euer Anverwandter Tzachas dem Scheine nach sich gegen das römische Reich rüstet, und sich den kaiserlichen Titel beylegt, so ist dieß bloßer und klarer Betrug. Er weiß es gar zu wohl, daß die Kaiserkrone ihm nicht zukommt und daß es ihm ganz unmöglich ist, sich dieselbe je auf das Haupt zu setzen; aber unter dem äußerlichen Schein, als rüste er sich gegen uns, will er euch bloß in Schlummer wiegen. Wenn ihr euch also nicht in Gefahr stürzen wollt, so entschließt euch muthig, ohne lange zu zö-

zögern. Ich will ihn schon mit Gottes Hülfe von den Grenzen meines Reichs abhalten, und es ist bloß meine Freundschaft gegen euch, die euch auffordert, euer Land wohl zu decken, und ihn entweder durch gütlichen Vergleich, oder wenn er diesen verwerfen sollte, durch die Gewalt der Waffen zur Ruhe zu bringen.

Die ersten Feindseligkeiten verübte Tzachas gegen Abydus, das er blos von der Landseite heftig bestürmte, weil seine Raubschiffe damahls noch nicht segelfertig waren. Hier war aber auch der Ort, wo er seine kriegerische Laufbahn endigen sollte. Auf der See, näherte sich ihm Constantin, auf dem Lande kam Sultan Klitziasthlan mit seiner ganzen Macht ihm entgegen; bey welchem Letztern des Kaisers Schreiben sogleich Eingang gefunden hatte. Ueberhaupt ist es ein gemeinschaftlicher Karakterzug aller Barbaren, keine Gelegenheit abzuweisen, wo es sich fechten und morden läßt. Tzachas gerieth also in ein Gedränge, aus dem kein Ausweg für ihn war. Seine Schiffe waren noch nicht fertig, seine Truppen zu geringe, um auf dem Lande etwas Entscheidendes zu wagen. Das rathsamste schien ihm noch zu seyn, sich dem Sultan in die Arme zu werfen, da es ihm unbekannt war, wie sehr Alexius diesen gegen ihn aufgebracht hatte. Klitiasthlan empfing ihn mit der größten Freundlichkeit, zog ihn der Gewohnheit nach an seine Tafel, und trank ihm so lange zu, bis er merkte, daß der Wein ihn trunken gemacht habe, worauf er ihm sein Schwerdt in die Seite stieß. Nach dieser That schickte der Sultan Deputirte an den Kaiser, einen Frieden mit ihm zu schließen, durch den die Ruhe zur See wieder hergestellt ward.

Kaumhatte Alexius von dieser Seite die Flamme des Kriegs gedämpft, so loderte sie schon wieder auf einer andern mit neuer Wuth empor. Auch denke man nicht, daß

er die Zeit über, wo er nicht selbst im Felde erschien, von Sorgen frey geblieben sey. Seine Entwürfe und die Anstalten, welche er zu Hause traf, hatten auf alle, auch noch so entfernte Begebenheiten den entscheidensten Einfluß. Bolkan, der Beherrscher aller Dalmatier brach zwey Jahre nach der berühmten Niederlage der Scythen in unser Gebiet ein, und richtete in Städten und Dörfern schreckliche Verwüstungen an. Unter andern verbrannte er Lipenium, ein Städtchen am Fuße der Bergkette (Zygon) die Dalmatien begrenzet. Hier erwartete ihn der Kaiser, dessen Vorsatz es war, wenn ihn Gott Sieg verleihen sollte, Lipenium und die übrigen Oerter, die durch den Feind gelitten hatten, in ihren vorigen Zustand wieder herzustellen. Die Nachricht von seiner Ankunft vermochte den Bolkan sich bis Sphentzanion (einen kleinen Flecken oberhalb jener Bergkette, hart an der Grenze gelegen) zurückzuziehen. Der Kaiser drang darauf weiter bis Scopia vor, wo er Friedensvorschläge von Bolkan erhielt, der sich dadurch zu rechtfertigen suchte, daß er alle Schuld auf die kaiserlichen Satrapen schob. Er warf ihnen nemlich vor, daß sie in die benachbarten Oerter häufige Einfälle thäten, bey denen Serbien schon großen Schaden erlitten habe. Außerdem versprach er fernerhin keine Feindseligkeiten zu unternehmen, sich in seinen Grenzen ruhig zu verhalten, und zur Sicherheit seines Versprechens Geisseln aus seiner Verwandtschaft zu stellen. Der Kaiser gieng den Vertrag ein, bestellte einige Personen, die die verheerten Oerter wieder aufbauen, und die Geisseln in Empfang nehmen sollten, und kehrte dann ruhig nach Constantinopel zurück.

Was Bolkan hier versprach, war nie sein Ernst gewesen. Er brach vielmehr, ehe noch ein Jahr verflossen war, von neuem in das kaiserliche Gebiet ein.

Der

Der Kaiser erinnerte ihn schriftlich an sein gegebnes Versprechen, weil dieß aber nichts helfen wollte, mußte Johannes, der Sohn des Sebastocrators, gegen ihn ins Feld rücken. Dieser unerfahrne hitzige Jüngling setzte bey Lipenium über den Fluß, und lagerte sich am Fuß des Berges, unter Sphentzanion. Bolkan gab, wie das vorigemal, die besten Worte und rüstete sich unterdessen heimlich zu einem Ueberfall.

Indem seine Truppen schon im Anzug begriffen sind, bringt ein Mönch dem Johannes die Botschaft, daß der Feind anrücke, wird aber als ein Lügner und Betrüger, mit Unwillen abgewiesen. Bald aber giengen dem Johannes die Augen auf, denn in der folgenden Nacht überfiel ihn Bolkan unvermuthet im Lager, und richtete ein entsetzliches Blutbad in demselben an. Viele von denen, die seinem Schwert entrannen, ertranken in dem Strom; die übrigen suchten ängstlich das Zelt ihres Feldherrn, und schlugen sich noch glücklich mit ihm durch.

Bolkan, der nun seinen Zweck erreicht hatte, setzte sich wieder bey Sphentzanion. Die Parthey des Johannes, zu schwach, um etwas gegen den Feind zu vermögen, gieng über den Fluß zurück, und hielt ohngefähr 12 Stadien vor Lipenion, wo man den Entschluß faßt, nach Constantinopel zu gehen. Weil die kaiserliche Armee so gänzlich zu Grunde gerichtet war, daß sich niemand mehr im Felde blicken ließ, so hatte Bolkan freye Hand, nach Belieben auf feindlichem Boden zu schalten. Er plünderte demnach Stadt und Land, sengte, und verwüstete alles rings um Scopia, streifte bis Polubon und Branea, richtete dort entsetzliche Verheerungen an, und kehrte von da mit vieler Beute beladen nach Hause.

Kaum

Kaum hörte Alexius von diesem Unglück, so war er auch schon auf dem Wege nach Dalmatien, um sich an den Urheber desselben exemplarisch zu rächen, und die zerstörten Festungen wieder herzustellen. In Daphnution, einer alten Stadt, 40 Stadien von Constantinopel, mußte er eine Zeit lang anhalten, weil seine Verwandten, die ihn begleiten sollten, sich noch nicht eingefunden hatten. Den Tag darauf kam Diogenes Nicephorus an. Sein äusseres Betragen gegen den Kayser, war so gefällig, so einschmeichelnd, daß man nichts weniger, als Verrätherey argwöhnen konnte, die er doch im Schilde führte, und dadurch auszuführen hoffte, daß er sein Gezelt näher als gewöhnlich bey dem kaiserlichen aufschlug. Dieß letzte aber kam dem Manuel Philocales, der schon vorher Argwohn geschöpft hatte, höchst bedenklich vor. Er gieng mit der sichtbarsten Verwirrung zum Kaiser, und bat letztern flehentlich unter den dringendsten Vorstellungen, um seiner eignen Wohlfahrt willen den gefährlichen Menschen so geschwind als möglich zu entfernen, aber vergebens. Gott und Menschen, sprach der Kaiser, mögen mir das Zeugniß geben, daß ich ihn durch nichts beleidigt habe.

Kurz darauf, als Alexius an der Seite seiner Gemahlinn ruhig schläft, tritt Nicephorus mit einem Dolch unter dem Arme ins Gemach, denn das Schlafzimmer dieses Kaysers wurde nicht verschlossen, und auch durch keinen Soldaten bewacht. Die Vorsehung fügte es, daß eben damals eine Kammerfrau am Bette sitzen mußte, die den Schlafenden durch Zuwehen der Luft die Mücken vom Gesichte abwehrte. Dieß hatte sich der Böswicht nicht vermuthet. Er fährt bey ihrem Anblick erschrocken zurück, und entfernt sich mit dem Vorsatz seinen Anschlag zu einer andern Zeit auszuführen.

Ale-

Alexius erfuhr von der Kammerfrau, was in der Nacht vorgefallen war, und beobachtete nunmehr ein solches Betragen daß weder er selbst in Gefahr kam, noch Nicephorus über irgend eine Beleidigung klagen konnte.

Auf dem Marsche kehrte er in der Gegend von Serrä in Pentegostis ein; so hieß das Landgut, das dem Constantinus Ducas Porphyrogennetos gehörte. Die anmuthige Lage des Orts, das schöne reine Wasser, welches hier in Menge floß, vereinigt mit den Bitten des Gutsbesitzers, der schon alles zum Empfang eines so hohen Gastes in Bereitschaft hatte, bewogen ihn, hier drey Tage lang seines müden Körpers zu pflegen.

Und hier war es, wo Diogenes Nicephorus einen zweyten Versuch machte, seinen verruchten Anschlag ins Werk zu setzen. Die Begierde sich auf den kaiserlichen Thron zu schwingen, war zu tief in seinem Herzen eingewurzelt, als daß er nicht alles hätte daran setzen sollen sie zu befriedigen. Schon war er im Begriff in das Bad zu dringen, worinn sich der Kaiser befand; aber auch daran ward er gehindert. Taticius, der ihn schon längst in Verdacht gehabt hatte, sah ihn mit dem Schwert an der Seite ins Bad treten. Dieß mußte nothwendig seinen Argwohn noch mehr bestätigen. „Halt, rief er ihm zu, hier wird kein Bewaffneter hinein gelassen."

Diogenes wich beschämt zurück, und dachte nun an nichts weiter, als wie er seine Person in Sicherheit bringen könnte, ob er auf die Güter der Kaiserin Maria nach Christopolis oder nach Pernikon, oder nach Peritzon flüchten sollte. Mit der Kaiserinn Maria war er durch ihren Gemahl den vormahligen Kaiser Michael Ducas verwandt, dessen Halbbruder er von mütterlicher Seite war.

Als

Als der Kaiser endlich nach drey Tagen wieder von Pentegostis aufbrach, ließ er den jungen Constantin bey seiner Mutter zurück. Mein Vater liebte ihn, als wenn er sein eigner Sohn gewesen wäre. Wie hätte er auch diesem schwachen, zarten Knaben, der itzt zum erstenmal einen Feldzug beywohnte, in den Armen seiner Mutter, deren einziges Kind er war, nicht einige Erholung vergönnen sollen?

Hier, däucht mich, wird der schicklichste Ort seyn, die Geschichte des Diogenes Nicephorus etwas näher zu betrachten. Sein Vater war der Kaiser Diogenes Romanus, dessen Leben von mehrern beschrieben ist. Dieser hatte zwey Söhne, den Leo, und unsern Nicephorus, welche Alexius bey seiner Thronbesteigung in den Privatstand herabgesunken fand.

Ihr eigner Bruder, der Kaiser Michael, hatte sie so übel behandelt, indem er ihnen nicht allein die Purpurschuhe und Kronen (77) nahm, sondern sie auch mit ihrer Mutter Eudocia in ein weit entlegenes Kloster Kyperude steckte.

Alexius zog sie wieder aus dem Staube hervor. Er that es aus Mitleiden gegen ihr hartes Schicksal, und ihre Jugend, denn sie waren damals kaum mannbar geworden. Sie zeichneten sich durch körperlichen Wuchs und Stärke sehr zu ihrem Vortheile aus, waren von gleicher ansehnlichen Größe, ihre guten Mienen, ihr äusserlicher Anstand mußten jedem, der nicht durch Privathaß geblendet war, Hochachtung einflößen. Alexius sage ich, der von keiner Leidenschaft geblendet, nur der Wahrheit und Billigkeit Gehör gab, nahm sich ihrer mit einer Sorgfalt an, als wenn sie seine eigne Kinder gewesen wären. Alles, was sie nur wünschen konnten, that er für sie, und je mehr sich mißgün-

günstige Menschen beeiferten sie in Ungnade zu stürzen, desto freundlicher, und lieberaler wurden sie von ihm behandelt. Jeder andere würde in ihnen nichts als verdächtige Personen gesehen haben, derer man sich so bald als möglich entledigen müßte. Er gab ihrer Mutter reichliche Geschenke, ließ ihr alle Ehre, die einer Kaiserinn gebührt und dem Nicephorus gab er die Insel Creta zur Appanage.

Leo, ein biedrer, treflicher, leutseliger Mensch, zufrieden mit dem, was er aus des Kaisers Güte genoß, war ganz das Gegentheil von seinem Bruder, der dem Kaiser von Herzen gram war, und unaufhörlich nach der Krone strebte, aber dabey seine Tücke geheim zu halten verstand. Endlich als sie zur Reise gediehen waren, und er sich deßhalb mehrern entdeckte, ward sein Vorhaben ruchbarer. Der Kaiser erfuhr es, und schlug einen ganz eignen Weg ein. Er ließ die Mitwisser des Complotts, einen nach dem andern gelegentlich zu sich kommen, that ihnen die besten freundschaftlichsten Vorstellungen, doch ohne sich im geringsten etwas von dem, was er gehört hatte, merken zu lassen. Je gewisser die Verrätherey ward, desto gefälliger betrug er sich gegen sie; allein Nicephorus blieb verstockt. Er brachte von Tage zu Tage immer mehrere, theils durch Geschenke, theils durch Versprechungen, auf seine Seite. Unter den gemeinen Soldaten brauchte er gar nicht mehr zuwerben, denn diese waren ihm schon alle ergeben. Es fehlte nichts mehr, als daß auch die Großen unter der Armee, und im Senat sich mit ihm vereinigten, welches durchzusetzen er jetzt alle seine Kunst verschwendete.

Nicephorus war ein sehr unternehmender Kopf, aber unstät in seinen Entschließungen, wo ihn die Herrschsucht nicht beseelte. Ein angenehmer Gesellschafter und

unter-

unterhaltend im Gespräch, bescheiden aus Verstellung, sonst der unbändigste Mensch, wenn er zum Zorn gereitzt wurde, von einer Leibesstärke, daß er es mit einem Riesen hätte aufnehmen können, übrigens von bräunlicher Gesichtsfarbe, breiter Brust, und einer ganz ungewöhnlichen Größe. Man war ganz Auge, wenn man ihn den Ballon schlagen, reiten, Pfeile abschießen, Lanzen werfen, oder sein Streitroß tummeln sah. Diese Geschicklichkeit, machte ihn bey Jedermann beliebt. Vorzüglich stand er beym Michael Taronites in großer Gunst, der ein Schwestermann des Kaisers war, und den Titel Panhypersebastos führte.

Alexius hatte ihm nun lange genug nachgesehen. Der Gedanke an alle die Wohlthaten, welche er ihm erwiesen, der unerhörte Undank mit dem er dafür belohnt ward, die augenscheinliche Gefahr, welche itzt offenbar über seinem Haupte schwebte, alles dieß mußte ihm nothwendig ein andres Betragen gegen denselben lehren. Doch hatte noch immer herzliche innige Zuneigung gegen den Nicephorus so viel Gewalt über seinen Willen, daß es ihm nicht wenige Ueberwindung kostete, so gegen ihn zu verfahren, als die Pflicht der Selbsterhaltung ihm anrieth.

Nicephorus, hatte sich nach seinem letztern mißlungenen Versuche entschlossen, des Nachts nach Christopolis zu entweichen. Abends vorher ersuchte er den Constantin um das schöne schnelle Pferd, das ihm der Kaiser verehrt hatte. Dieser verweigert es ihm, weil er ein Geschenk nicht gern weggeben wollte, das er denselben Tag erst erhalten. Am folgenden Tage folgte er dem Heere, mit den Gedanken, an die Flucht beschäftigt aber unschlüßig, wenn er ihn ausführen sollte. Bey Serrä, wo das Heer die Nacht über liegen blieb (es war der Gedächtnißtag des Märtyrers Theodor) (78)

giebt

giebt Alexius seinem Bruder, dem Großdomestikus Hadrian, den Auftrag, den Nicephorus in sein Zelt einzuladen, ihm in Güte das Geständniß seines Vorhabens abzulocken, und dabey das Versprechen zu leisten, es solle ihm nicht das geringste Leid zugefügt werden, wenn er nur alles gestände, und seine übrigen Mitverschwornen angäbe.

Adrian übernahm diesen Auftrag, wiewohl mit sichtbarem Mißmuth; denn er konnte leicht voraus sehen, wie vieles Unglück sich Nicephorus durch zu weit getriebne Widersetzlichkeit bereiten würde. Ueberdem war Adrian mit seiner jüngsten Halbschwester verheyrathet. (79) Dennoch that er alles, was nur in seinen Kräften stand; er bat, flehte, ließ sich bis zu Thränen herab, aber vergebens. Auch die folgende Geschichte, die er ihm erzählte, konnte den Sinn des Nicephorus nicht erweichen.

Einsmals schlug der Kaiser auf der Reitbahn des großen Palastes in Gesellschaft mehrerer den Ballon. Weil sein Pferd sehr erhitzt war, so ritt er etwas bey Seite, um es ausschnauben zu lassen. Da nahte sich ihm ein Soldat, von armenisch türkischer Herkunft, fiel auf die Knie nieder, und that als wenn er um eine Gabe bäte. Plötzlich warf er sich auf die Erde hin, und schrie: Verzeihung! Gnade, Kaiser. Was soll ich dir verzeihen, fragte dieser? Daß ich euch ermorden wollte, sprach er, und zog den Dolch hervor der noch in der Scheide steckte. Gottes besondre Vorsicht muß über euch walten, denn dieser Dolch, war euch zugedacht, und mehr als einmal versuchte ich, ihn aus der Scheide zu reissen, aber meine Kraft vermochte es nicht. Der Kaiser hörte dieses Geständniß mit der größten Kaltblütigkeit an, die übrigen Anwesenden drängten sich um ihn her, und würden den Böswicht

zerfleischt haben, wenn nicht Alexius selbst sie daran verhindert hätte. Als ihm einige riethen, er solle wenigstens den Menschen aus der Hauptstadt entfernen, so antwortete er: Was mag der Wächter thun, so Gott die Stadt nicht bewahret? Ihm hab ich mein Leben empfohlen, wer um mich besorgt ist, erflehe mir den göttlichen Schutz! Der Meuchelmörder blieb also ruhig in Constantinopel, und genoß reichliche Geschenke von der Großmuth des Kaisers. Man sagte sich schon damals ins Ohr daß Diogenes ihn zum Mörder gedungen habe, aber der Kaiser nahm es übel auf, wenn man nur etwas davon erwähnte.

So weit diese Geschichte. Da nun Diogenes zu keinem Geständnisse gebracht werden konnte, wurde er mit einer Wache in das Zelt des Muzaces abgeführt, der ihn die Nacht über in sichrer Verwahrung halten mußte, doch ohne ihn zu fesseln oder auf eine andre Art zu mißhandeln.

Hier betrug er sich bey nochmals angestellter Untersuchung, so ungeziemend, daß ihn Muzaces, wiewohl seinem erhaltnen Befehl zuwider, auf die Folter spannen ließ. Kaum wurde sie angezogen, so schrie er, er wolle alles alles bekennen. Man spannte ihn aus und rief den kaiserlichen Secretär Georg Kameteros herein, der die Aussage protocollirte. Das Protocoll, nebst den bey ihm gefundenen Briefschaften, händigte den Morgen darauf Muzaces dem Kaiser ein. Aus den letztern ergab es sich, daß die Kaiserin Maria um seine schlimmen Absichten zwar gewußt, ihn aber doch ernstlich davon abgerathen habe. Was Alexius am meisten wehe that, war, daß die angesehensten und größten Männer in diesen Papieren als Mitschuldige erschienen.

Sein

Sein Betragen, das er itzt gegen Maria annahm, zeugte von der fortdaurenden Freundschaft, die er schon vor der Thronbesteigung für sie empfunden hatte. Er unterdrückte sorgfältig alles, was sie betraf, und that als ob er gar nichts davon wüßte. Man trug sich allenthalben mit dem Gerüchte, ihr Sohn Constantin Porphyrogenetos habe den Diogenes Nicephorus beym Kaiser verrathen. Dieß aber ist bloße ungegründete Volkssage; vielmehr haben es seine eigne Vertrauten gethan.

Als Nicephorus schon in guter Verwahrung saß, verfielen die übrigen Gefährten seines Entschlusses, die noch nicht in Verhaft genommen waren in eine Unruhe, die sich nur zu deutlich in ihren Handlungen ausdrückte. Dagegen standen die Getreuen des Kaisers für das Leben und die Wohlfahrt desselben in keine geringe Besorgniß. Alexius selbst erkannte seinen Zustand, als den bedenklichsten, den er je erlebt habe. Bürger und Soldaten hatte Nicephorus von ihm abtrünnig gemacht. Aeusserst geringe war die Anzahl derer, auf die er sich verlassen konnte, und doch mußte er strafen.

Alle riethen ihn, den Nicephorus und Kekaumenos Katacalo, als die Häupter der Verschwörung, an ihren Gliedern zu verstümmeln. Aber er milderte die Strafe dahin, daß er sie in Cäsaropolis bloß als Staatsgefangne in Verwahrung bringen ließ, ohne irgend eine schwerere Züchtigung über sie zu verhängen. Zu diesem gelinden Urtheil trug die alte in seinem Herzen noch frische Zuneigung gegen den ersten, das meiste bey. Seiner Schwestermann Michael Tauronites und noch einen gewissen andern verwieß er ins Elend, und zog ihre Güter ein. Ueber die andern stellte er nicht einmal ein Verhör an, um sie durch eine großmüthige Verzeihung ihrer Fehltritte zu beschämen.

Gegen Abend giengen die Verbannten an den Ort ihrer Bestimmung ab, und der folgende Tag, war zu einer allgemeinen Versammlung bestimmt. Noch befürchteten aber die getreuen Diener und Anverwandten des Kaisers einen Aufstand unter dem Heer, der sehr leicht die traurigsten Folgen haben könnte, denn man wußte, daß viele mit heimlichen Gewehr umher schlichen. Diesem Uebel suchten sie auf eine Weise vorzubeugen, die alle Erwartungen der Rebellen mit einemmal vernichten mußte, indem sie, gleichsam unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dem einem und dem andern ins Ohr raunten, Nicephorus sey geblendet. Weiter unten werden wir sehen, wie das, was itzt nur eine Nothlüge war, hernach in Erfüllung gieng.

Den folgenden Tag versammelten sich diejenigen, welche an der Verschwörung keinen Theil genommen hatten, nebst der Leibwache um das kaiserliche Zelt. Einige mit Degen, andere mit Spießen bewaffnet. Jene, schwere Schwerter um den Rücken gehangen, schlossen um den Thron einen länglichten Kreis. Mehr gestützt auf ihren Muth, als ihre Waffen, waren sie bereit für das Wohl ihres Herrn alles aufzuopfern. Näher am Thron standen die kaiserlichen Verwandten und Blutsfreunde; auch stellten sich zu beyden Seiten die Lanzenträger hin. Der Kaiser erschien in einem mehr kriegerischen, als prächtigen Anzug (wie er denn überhaupt kein Freund von Pomp war) nur unter und über dem Throne sah man Gold schimmern. Sein Haupt bedeckte das Episcynion. (80) Seine Wangen glühten mehr als gewöhnlich, und sein starrer unverwandter Blick verkündigte den Tumult in seiner Seele. Um ihn her stand alles voll Furcht und banger Erwartung. Jenem klopfte das Herz, weil er sich nichts Gutes bewußt war, diesem, weil er befürchtete, auch als ein

Mit-

Mitschuldiger angesehen zu werden. Feyerliche Stille herrschte in der Versammlung. Jeder heftete seinen Blick auf den, der an der Thür des Zeltes stand: und dieser war Taticius, ein Mann mächtig in Worten und Thaten. Dieser ließ auf einen Wink des Kaisers die Aussenstehenden hinein. Sie schritten langsam und furchtsam einher, als wenn sie den Weg zum Blutgerüste giengen, und stellten sich in Reihen. Wenn beym Anblick so vieler Menschen in dem Herzen des Kaisers, unter den gegenwärtigen Umständen, angstvolle Besorgnisse emporstiegen, wer mag es ihm als ein Zagen an dem Beystande der Vorsehung auslegen? Aber doch faßte er Muth, und hob seine Rede an:

Ihr wißt, daß ich dem Diogenes nie etwas zu leide that. Nicht ich, ein andrer, entriß seinem Vater den Scepter. Seit dem mich Gott auf den Thron setzte, hab ich ihn und seinen Bruder, nicht allein standesmäßig versorgt, sondern auch, als wären sie meine Kinder, beyde mit der zärtlichsten Sorgfalt behandelt. Mehr als einmal machte sich Nicephorus gegen mich des Hochverraths schuldig, und erhielt Verzeihung. Ich sah, daß er verstockt blieb, und verbarg doch aus großer Schonung seine Vergehungen. Meine Wohlthaten rührten sein gefühlloses Herz nicht. Statt des Danks, sollte ich aus seinen Händen den Tod empfangen.

Er schwieg. Kein andrer als ihr, rief die ganze Versammlung, kein andrer soll unser Kaiser seyn. Leider dachten die mehresten anders, als sie sprachen. Sie führten diese Sprache nur, um der Gefahr zu entgehen. Dieses Umstandes bediente sich der Kaiser, um allen seine Gnade wieder anzukündigen, weil es ihm genug war, die Hauptverbrecher bestraft zu haben. Kaum hatte er seine Erklärung von sich gegeben, so

entstand ein ausserordentlicher Tumult unter den Anwesenden. Ein Theil konnte die unerhörte Langmuth des Kaisers nicht genug erheben: ein andrer forderte die Verwiesenen zurück, und wollte sie mit dem Tode bestraft wissen. Der Kaiser winkte ihnen Stillschweigen zu: „Ihr müßt, sagte er, meinen Vortrag nicht unterbrechen. Ich verzeihe, und bin wieder der nemliche gegen euch, der ich vorhin war.

Indem der Kaiser hier seinen gnädigen Willen verkündigte, wurden Diogenes und Kekaumenes Katacalo ihrer Augen beraubt. (Es geschahe am Tage des Gedächtnisses der Apostel) Man sagt bis auf den heutigen Tag, daß es ohne Wissen und Willen des Kaisers geschehen sey; Gott mag es entscheiden. Ich habe bisher nichts Zuverlässiges darüber in Erfahrung bringen können.

So hatte sich denn Alexius mit Gottes Hülfe aus einer drohenden Lebensgefahr gerissen. Nun säumte er auch ferner keinen Augenblick, um bald in Dalmatien zu seyn. Schon war er bey Lipenium vorbey, als ihm Bolkan, der sich gegen eine so zahlreiche Armee zu schwach hielt, die vortheilhaftesten Friedensvorschläge anbiethen ließ. Er versprach, den vorhin abgeschlossenen Tractaten gemäß, Geissel zu stellen, und sich künftig ruhig zu verhalten.

Alexius nahm dieß Anerbiethen bereitwillig an — denn warum sollte er Christenblut vergießen, da er seinen Zweck ohne Schwertschlag erreichen konnte. Bolkan kam selbst zu ihm, in Begleitung seiner Anverwandten, und der vornehmsten von den Zupanen, (81) und übergab ihm, ausser zwanzig andern Personen, seine beyden Neffen, Uresis und Stephan Bolkanus, als Geissel. Nach so glücklich beendigtem Feldzuge kehrte Ale-

Alexius zur Hauptstadt zurück, froh über den unerwarteten Erfolg seiner Waffen, aber traurig über das Schicksal des Nicephorus, das sein gefühlvolles Herz bis zu Thränen erweichte. Er bemühte sich, ihm den unersetzlichen Verlust seines Gesichts durch mehrere Gnadenbezeugungen wenigstens einigermaßen zu vergüten, und erstattete ihm beynahe alles, was er ihm vorher entzogen hatte.

Nicephorus, in tiefen Kummer versenkt, floh aus dem Gewühle der Stadt auf sein stilles Landgut, wo er sich ganz dem Studium der Alten widmete, deren Werke er sich vorlesen ließ. Sein ungemeines Genie, zerbrach die Fesseln, die ihm die Blindheit schlug. Was andre bey völligem Gebrauch ihrer Augen nicht einsehen konnten, faßte er, der Augen beraubt, auf die leichteste Weise. Unter mehrern Wissenschaften, die er sich ganz zu eigen machte, war auch, die Geometrie, zu deren Erlernung ihm ein gewisser Philosoph mathematische Figuren ausschnitzen mußte. Ich erzähle dieß nicht bloß aus dem Munde glaubwürdiger Augenzeugen; Ich selbst hab es gesehen, ich selbst habe ihn, da ich auch ein wenig Mathematik verstehe, geprüft, und muß ihm das Zeugniß geben, daß er ein gründlicher Kenner derselben war.

Seine Gelehrsamkeit, oder vielmehr sein blinder Eigendünkel, leitete ihn auf thörigte Irrthümer. Auch gab er noch immer nicht seine ehemaligen stolzen Entwürfe auf. Sie wurden aber, als er sich schon einigen entdeckt hatte, dem Kaiser hinterbracht. Er bekannte sich schuldig, und wurde aufs neue begnadigt.

Zehntes Buch.

Nicht lange, nachdem Italus seine Rolle ausgespielt hatte, trat Nilus auf dem Schauplatze auf, der von einer mir unbekannten Herkunft war. In Constantinopel führte er ein abgeschiednes, Gott allein geweihtes Leben, studierte fleißig die heilige Schrift, und trieb dabey die Scheinheiligkeit aufs Höchste. In den Wissenschaften war er gänzlich verwahrloßt. Da er ohne fremde Leitung, ohne die mindeste Philosophie, sich ganz allein überlassen, das Studium der Bibel trieb, so konnte es nicht fehlen, daß er auf sehr falsche Auslegungen gerieth. Das günstige Vorurtheil von seiner Heiligkeit, und harten Lebensart, der Kunstgriff, seine Gelehrsamkeit nur gleichsam durchschimmern zu lassen, um desto höhere Begriffe von ihr bey andern zu erregen, verschafften ihm einen starken Anhang, und Freyheit in großen Häusern als ein selbst berufner Lehrer auf zu treten. Seine Unwissenheit in der Lehre von der Vereinigung beyder Naturen in Christo gieng so weit, daß er nicht einmal die dabey üblichen Kunstwörter Hypostasis, und Henosis verstand. In dieser Unwissenheit lehrte er, daß die Menschheit ihrer Natur nach der Gottheit theilhaftig worden sey.

Der Kaiser berief ihn zu sich, verwieß ihm seinen Irrthum ernstlich, zeigte ihm wie diese Lehre zu verstehen sey, und daß die menschliche Natur, nur durch göttliche Gnade der Gottheit sey theilhaftig worden. Allein Nilus ließ sich nicht überzeugen. Sogar körperliche Leiden würden bey ihm nichts ausgerichtet haben.

Sein

Sein Unsinn steckte auch die Armenier an, die sich damals in großer Menge in Constantinopel aufhielten. Daher entstanden häufige Unterredungen mit Tikran und Arsaces, welche sich ganz besonders für seinen Irrthum bekannten.

Der ketzerische Anhang des Nilus war durch den Beytritt der Armenier ungemein angewachsen. Allenthalben hörte man mit lauter Stimme bekennen, daß die Menschheit Christi ihrer Natur nach der Gottheit theilhaftig worden sey. Das Ansehn der heiligen Väter, die sich über diese Lehre erklärt hatten, ward unter die Füße getreten. Diese Umstände machten es dem Kaiser nothwendig, sich ernstlich ins Mittel zu schlagen. Er schrieb eine Synode aus, wobey alle Bischöffe, nebst dem Patriarchen Nicolaus erschienen. Nilus mußte sich mit den Armeniern stellen und sein Glaubensbekenntniß ablegen. Er thats, und beharrte fest auf seiner Lehre. Um daher andre Seelen von so verderblichen Grundsätzen abzuschrecken beschloß die Synode, ihn in den Bann zu thun, und den bestrittenen Glaubensartikel nach dem kirchlichen Systeme auf das klärste auseinander zu setzen.

Gleiches Schicksal hatte auch ein gewisser Priester, Namens Blachernites. Er gehörte zu den Enthusiasten, schlich sich in die Häuser der Großen ein, und verbreitete da seine Irrthümer. Ehe er dem Urtheil der Kirche übergeben ward, hatte ihn der Kaiser mehrmals ernstlich gewarnt, von seinen unchristlichen Meynungen abzustehen.

So waren zwar die Unruhen in der Kirche glücklich beygelegt, im Staate hingegen sah es desto unruhiger und gefährlicher aus. Unglück auf Unglück, Kampf auf Kampf, ewige Arbeit und Mühe war das Loos

meines Vaters. Keine ruhige Stunde, kein freier Athemzug, schlaflose Nächte. Was ein Tropfen Wasser gegen den Ocean ist, das ist meine Erzählung gegen den unendlichen Stoff den mir das thatenvolle Leben meines Vaters darbiethet. Nur schwache hingeworfne Bruchstücke gebe ich, anstatt etwas vollendetes zu liefern. An ihm scheitert die Kunst der größten Dichter und Redner; vergebens würden die erhabensten Philosophen sich bemühen, ihm ein würdiges Denkmal zu setzen.

Ein Mensch von dem niedrigsten Stande gab sich für den Sohn des Diogenes aus, (82) der doch, wie die Nachrichten des Cäsars von dem Leben des Alexius lauten, in dem Treffen geblieben war, welches Isaac, des Kaisers Bruder, den Türken bey Antiochien lieferte. Nackt und dürftig kam dieser Betrüger aus dem Morgenlande in die Hauptstadt, zeigte sich in allen Häusern und Straßen, erzählte, daß er der für todt gehaltene Leo sey, und brachte dadurch viele auf seine Seite. Alexius schien sich um den Abentheurer gar nicht zu bekümmern. Allein seine Schwester Theodora, die Wittwe eben dieses Prinzen, die nach dem Tod ihres Gemahls in ein Kloster gegangen war, entrüstete sich so sehr über die Aussagen dieses Menschen, daß ihn der Kaiser nach Cherson in Verwahrung mußte bringen lassen.

Hier fand er Gelegenheit, des Nachts zu verschiedenen malen mit den Comanern zu sprechen, wenn sie in die Stadt zu Markte giengen. In kurzem war er mit ihnen einig, ließ sich an einem Stricke die Mauer hinab, und entfloh in ihr Gebiet. Durst nach Menschenblut, und unersättliche Raubgier reitzte die Comaner, sich einer Gelegenheit zu bedienen, wo sie unter dem

dem scheinbaren Vorwande, ihn auf den Thron zu setzen, in unser Gebiet einfallen konnten.

Gegen diese Barbaren mußte sich Alexius in die bestmöglichste Verfassung setzen; die engen Pässe, waren, wie wir oben zeigten, schon gehörig besetzt. Nach Verlauf einiger Zeit ließen sie sich in den Donaugegenden blicken. Alexius legte dem Kriegsrath, in welchem die vornehmsten Officiere, seine Verwandten und Blutsfreunde saßen, die Frage vor, ob er gegen sie ins Feld rücken solle. Alles war darwieder. Nun wollte er zwar nicht nach eigner Willkühr verfahren, aber doch auch gewiß wissen, was er eigentlich zu thun habe. Es blieb ihm also nichts übrig, als den Ausspruch der Gottheit zu erwarten.

Zu dem Ende betrat er in Begleitung aller Officiere und Priester zur Abendzeit die große Kirche Gottes. Auch der Patriarch Nicolaus war zugegen, der dem abgesetzten Eustratius Garidas im Jahr 1084 auf den patriarchalischen Stuhl gefolgt war. Dieser legte auf den Altar zwey versiegelte Tafeln, welche die Fragen enthielten, ob die Comnener den Feldzug aufschieben sollten oder nicht?

Die ganze Nacht hindurch wurde Gottesdienst gehalten. Mit Tages Anbruch eröffnete man in aller Gegenwart die Tafeln und fand eine bejahende Antwort darinnen. Mehr brauchte es nicht, um den Kaiser zu bewaffnen. Er ließ durch Briefe, die er durch das Land schickte, ein allgemeines Aufgebot an seine Armee ergehen, und trat sogleich den Marsch an. Unterweges schickte er seinen Schwestermann Cäsar Nicephorus Melissenus, Georg Paläolog, und seinen Schwestersohn, Johannes Taronita nach Beroe, um so wohl die Stadt, als die umliegende Gegend zu decken. Ein

andrer

andres Korps gieng unter den Befehlen Dabatens, Georgs Euphorbenus, und Constantinus Umpeotopulus zur Bedeckung der engen Pässe in den Bergen ab. Er selbst nahm den Paß Chartarea, und die dortige Bergkette in Augenschein, um zu sehen, ob daselbst alles, wie er es verordnet, in gutem Vertheidigungsstand sey.

Bey dem so genannten heiligen, unweit Anchialus gelegenen See, bringt ihm ein vornehmer Blache Pudilus die Nachricht, daß die Comaner schon über die Donau gegangen seyn. Der Kriegsrath beschließt, das Lager bey Anchialus zu beziehen, welches auch sogleich geschieht, nachdem erst Cantacuzenus, Taticius, und einige Anführer ausländischer Hülfstruppen. F. B. Scaliarius, Elchan, u. a. m. zur Bedeckung nach Therma abgegangen waren.

Aus Adrianopel, wo man stündlich einen feindlichen Angriff besorgen mußte, wurden die vornehmsten Einwohner nahmentlich Katacalo Tarchaniotes, des Briennius Sohn, Nicephorus (der seine Ansprüche auf den Thron ebenfalls mit dem Verlust der Augen gebüßt hatte) und viel andre zum Kaiser gerufen, um sich von ihm mündlich Verhaltungsbefehle einzuhohlen. Sie sollten, war sein Wille, die Festung auf das beste vertheidigen, sollten nicht verzagt gegen den Feind seyn, jedoch nur aus der Ferne ihn beunruhigen, die Stadtthore mehrentheils verschlossen halten, und dabey versichert seyn, daß ihre Dienste gewiß nicht unbelohnt bleiben würden.

An Katakalo Euphorbenus Konstantinus ergieng ein kaiserliches Schreiben, worinn Ordre enthalten war, den Monastras und Anemas mit den unter ihnen stehenden Truppen an sich zu ziehen, und die Komaner, wenn sie durch die Pässe giengen, im Rücken zu beunruhigen.

ruhigen. Jener Monastras, halb griechischen, halb ausländischen Ursprungs, war ein treflicher erfahrner Kriegsheld.

Die Comaner waren vermittelst Blachischer Wegweiser über die Berge und Pässe bis Goloe gekommen, dessen Einwohner sie freudig aufnahmen und ihnen den Befehlshaber der Festung auslieferten.

Constantinus Katakalo hob ohngefähr 100 Comaner auf, die mit mehrern andern auf Beute ausgegangen waren. Für die, bey diesen Vorfall bewiesne Tapferkeit, beehrte ihn der Kaiser mit der Würde eines Nobilissimus.

Dieß Beyspiel der Bürger von Goloe wurde für die übrigen benachbarten Städte z. B. Diampolis ansteckend. Sie ergaben sich freywillig, und huldigten dem vermeintlichen Diogenes, als ihrem Kaiser. Nach einem so glücklichen Anfange bekamen die Feinde Muth, sich Anchialus zu nähern. Alexius, der die günstige Lage dieses Orts und den guten Zustand seiner Festungswerke kannte, stellt sein Heer vor den Mauern der Stadt in Schlachtordnung. Anchialus hat zur Rechten das Pontische Meer, zur linken unebene Weinberge, auf denen sich keine Kavallerie gebrauchen läßt. Hier standen beyde Armeen 3 Tage lang vom Morgen bis an den Abend einander im Gesichte, ohne daß es zum Treffen gekommen wäre; denn der Kaiser hatte bey Gelegenheit einer zu raschen, ob wohl glücklichen, Unternehmung ausdrücklich anbefohlen, daß niemand aus dem Gliede treten, oder mit dem Feinde Handgemein werden solle, weil dieser an Anzahl ihm weit überlegen war.

Da nun die Komaner sahen, daß hier nichts auszurichten sey, so zogen sie ab, und legten sich vor

Adria-

Adrianopel. Der falsche Diogenes hatte sie mit der eiteln Hoffnung getäuscht, daß sie ohne Schwierigkeiten in Adrianopel würden eingelassen werden. „Wenn Nicephorus Briennius, sprach er, meine Ankunft erfährt, so wird er euch unverzüglich die Thore öffnen, und mir als den Sohn eines Mannes, der seine wärmste Freundschaft genoß, in allen Dingen beförderlich seyn. Habt ihr aber nur erst diesen Ort in eurer Gewalt, so steht euch auch der Weg zur Hauptstadt offen."

Briennius hatte durch seinen rechtschaffenen bidern Character, das Herz des Kaisers Diogenes Romanus so sehr gewonnen, daß dieser ihn, mit seiner Bewilligung an Bruders Statt aufnahm; ein Fall, der öfters zu geschehen pflegt. Diese Anecdote als wahr und ächt von jedermann beglaubt, wie sehr ward sie in dem Munde jenes Betrügers mißhandelt, da er den Briennius seinen Oheim nannte!

Die Comaner, von Natur leichtsinnige wankelmüthige Köpfe, ließen sich ohne Schwierigkeit überreden. Acht und vierzig Tage lang setzten sie der Stadt unaufhörlich zu. Täglich that die junge Mannschaft aus Adrianopel Ausfälle. Auf Verlangen des vorgeblichen Diogenes hielt Nicephorus Briennius mit ihm vom Thurm herab ein Gespräch, das sich nun freylich mit Beschämung des erstern endigte. So viel ich aus der Stimme abnehmen kann, sprach Briennius, seyd ihr nicht der, für den ihr euch ausgebt. Diogenes Sohn ist bey Antiochien geblieben.

Unterdessen ward die Lage der Stadt immer bedenklicher, und sie verlangte Hülfe vom Kaiser. Alexius schickte unter dem Befehl Constantinus Euphorbenus Katakalo eine hinlängliche Anzahl Truppen ab, die sich zur Nachtzeit durch das Kalathadische Viertel in die

die Festung werfen sollten. Katakalo war schon auf dem Wege nach Orestias, als ihn die Komaner entdeckten, und zurückschlugen. Sein Sohn Nicephorus, der hernach meine Schwester Maria heyrathete, erlegte bey diesem Ueberfall mit der Lanze einen Scythen. Wer ihn seine Lanze schwingen, seinen Schild führen, oder zu Pferde sitzen sah, der mußte ihn eher für einen Normann, als für einen Römer halten. Er war bis zum Bewundern schön, wenn man ihn zu Pferde erblickte. Ein frommer, leutseliger Mann, an dem die Natur keine ihrer Gaben gespart hatte.

Nach Verlauf von 40 Tagen that die Besatzung auf des Briennius Befehl, der die Obergewalt in Adrianopel hatte, einen verzweifelten Ausfall, bey dem von beyden Theilen viele Menschen, die mehresten aber auf Seiten der Comaner, blieben. Marianus Maurocatakalo war schon im Begriff, den feindlichen Anführer Togarta zu durchbohren: Eine Parthey Komaner sprengte aber zwischen beyde und zwang ihn, sich mit Lebensgefahr zurückzuziehen.

Marian, so jung er damals war, gab doch bey den häufigen und stets glücklichen Ausfällen aus den Thoren von Orestias die deutlichsten Proben seines unüberwindlichen Muthes, der ihm gleichsam als ein Erbtheil von seinen erlauchten Ahnen angestammt war. Auf eben der Stelle, am entgegenstehenden Ufer des Flusses, wo er vorher kaum dem Tode entronnen war, schlug er den falschen Diogenes, den er im angemaßten kaiserlichen Pompe, und ohne Bedeckung stehen sah, mit der Peitsche über den Kopf, und sagte ihm dabey die größten Anzüglichkeiten.

Noch immer stand der Kaiser bey Anchialus, unentschlossen, ob er den Komanern entgegen rücken solle?

Aus

Aus dieser Verlegenheit riß ihn ein gewisser Alacaseus, der sich erbot, den vorgeblichen Diogenes mit List in die Falle zu locken, und es auch glücklich bewerkstelligte. Er schor sich Bart und Haupthaar ab, entstellte seinen Körper noch auf andre Weise, und floh als ein jämmerlich mißgehandelter Mensch zum Diogenes. „Ich bin redete er ihn an, der Sohn des Mannes, der mit eurem Vater in großer Freundschaft gelebt hat. So grausam, wie ihr mich hier seht, hat mich Alexius behandelt. Eurentwegen, Kaiser, hab ich die Qualen erlitten, von denen mein gräßlicher Anblick zeugen kann. Seitdem ihr das kaiserliche Gebiet betratet, bemächtigte man sich meiner Person, aus dem gegründeten Verdacht, daß die Freundschaft unsrer Eltern auch auf ihre Kinder übergehen möchte. Ich bin aus dem Verhaft entsprungen, übergebe mich jetzt eurem Schutze und will euch Dienste leisten, für die ihr mir gewiß danken werdet."

Der Scheinkaiser nahm ihn mit Freuden an, und fragte ihn um Rath, wie er wohl am besten zu seinem Zweck gelangen könne.

Seht dort jenes Bergschloß, Putze, mitten in einer weiten Ebene gelegen, in der eure Pferde Wochenlang reichliche Weide finden können. Hier müßt ihr, ehe ihr nach Constantinopel aufbrecht, einige Rasttage halten, und die Zeit nur dazu anwenden, euch mit dem benöthigten Proviant zu versehen. Gefällt euch mein Vorschlag, so verpflichte ich mich, euch den Besitz des Schlosses, dessen Befehlshaber mein alter guter Freund ist, ohne Schwertschlag zu verschaffen.

Der Vorschlag wird gebilligt. Alacaseus konnte dieses Versprechen ganz sicher thun, weil er eine schriftliche Vollmacht vom Kaiser bey sich führte, auf deren Vor-

Vorzeigung ihm der Schloßhauptmann in allen Stücken, unbedingt Folge leisten sollte. In der Nacht schoß er einen Pfeil in die Festung, woran das kaiserliche Schreiben befestigt war, damit sich der Hauptmann bey Zeiten gehörig vorbereiten könne.

Mit Tages Anbruch begab er sich selbst dahin, unter dem Vorwande, die Uebergabe des Schlosses zuvor in Richtigkeit zu bringen. Auf ein verabredetes Zeichen erschien Diogenes mit einem sehr geringen Gefolge. Er wurde prächtig aufgenommen, zuerst in ein Bad, und dann mit seinen Begleitern zur Tafel geführt, bey der sie aus vollen Schläuchen so viel Wein tranken, daß sie sinnlos zu Boden stürzten. In diesem Zustande wurden sie alle, bis auf den Diogenes, ermordet.

Katacalo, der, wie wir oben sagten, den Komanern immer auf dem Fuße folgen mußte, kam itzt bis vor Putze, welches er um so sichrer konnte, da Diogenes in dieser Festung gefangen saß, der größte Theil des Comanischen Heeres aber auf Streifereyen ausgegangen war, durch welche die Gegend so beunruhigt wurde, daß Alacaseus seinen glücklichen Fang dem Kaiser nicht benachrichtigen konnte. Indessen fand er doch Mittel, den falschen Diogenes, der Hauptstadt näher, nach Tzurulum zu bringen, wo sein Schicksal nicht lange unentschieden blieb. Die Kaiserinn Mutter schickte ihm hier den Verschnittenen Eustathius Kyminianus, Drungar der Flotte entgegen, der ihn bis nach Constantinopel schaffen, vorher aber durch den Türken Kamyres blenden lassen mußte.

Die beständigen Streifereyen der Komaner trieben den Kaiser aus seinem Lager bey Anchialus auf. Die Nachricht, welche er in klein Nicäa erhielt, daß Kitzes mit ohngefähr 12000 Comanern und vieler Beute auf

dem Berge Taurocomus stehe, brachte ihn auf den Entschluß, sich an dem Fluß unterhalb des Berges, in einer Ebene, die voll junger Bäume stand zu lagern. Von hier schickte er eine Anzahl berittener türkischer Bogenschützen voran, die durch beständige Neckereyen den Feind von seiner Anhöhe bis vor das kaiserliche Lager herablocken sollten. Der Versuch gelang. Die Comaner kamen herab, und stellten sich im Angesicht der Kaiserlichen in Schlachtordnung. An ihrer Spitze tummelte ein übermüthiger Reiter sein Pferd, ritt an den Linien auf und ab, als wollte er zum Zweykampf auffordern. Dem Alexius kochte das Blut. Er konnte diesem Hohnsprecher nicht länger ungerochen zusehen. Mit eingelegter Lanze drang er auf ihn los, streckte ihn zu Boden, und tödtete mit einem Schwertschlag sein Roß. Die Tapferkeit des Kaisers weckte den Muth der Seinigen, indem sie den Muth der Feinde zu Boden schlug. Gegen 7000 Scythen blieben auf dem Platze, 3000 wurden gefangen, und alle Beute ihnen abgenommen, die aber dießmal nicht wie gewöhnlich, unter die Soldaten vertheilt, sondern ihren vorigern Besitzern wieder gegeben ward.

Nach erfochtenem Siege ließ der Kaiser in der benachbarten Gegend den Befehl bekannt machen, daß jeder, der bey der Plünderung gelitten, sich im Lager einfinden, und sein Gut wieder in Empfang nehmen sollte. Denn weil die Beute nur aus den umliegenden Oertern zusammen gebracht war, und der Schade also leicht ersetzt werden konnte, wollte er seine Soldaten nicht auf Kosten der unglücklichen Unterthanen bereichern. Wer mag die Freude der armen Leute beschreiben, da sie unvermuthet ihre geraubte Haabe wieder bekamen. Sie schlugen sich an die Brust, hoben ihre Hän-

Hände gen Himmel, und erflehten dem Kaiser den Seegen des Himmels.

Nun zog sich dieser nach klein Nicäa zurück, wo er zwey Tage anhielt, und rückte darauf nach Adrianopel, wo er im Hause Silvesters abstieg. Hier fanden sich mehrere Komanische Anführer bey ihm ein, die unter dem Schein, als wenn sie Ueberläufer wären, für ihre Landsleute nur Zeit zu weiterm Vordringen gewinnen wollten; denn schon in der dritten Nacht waren sie wieder verschwunden. Kaum hatte der Kaiser ihre Flucht erfahren, so wurde an die Befehlshaber in den Gebürgen Eilboten abgeschickt, die ihnen den Befehl bringen mußten, alle Wege genau zu bewachen, damit keiner von den Flüchtlingen, welche die Straße in ihr Vaterland gegangen waren, durchschlüpfen möchten. Er selbst rückte mit seinem Heer bis Scutarion, 18 Stadien von Adrianopel, und den folgenden Tag bis Agathonike. Die Comaner standen nicht weit von ihm bey Abilebo.

Das viele Feuer welches im Lager brannte, zeugte von ihrer übergroßen Menge. Unter diesen Umständen wurde im Kriegsrath beschlossen, den Feldherrn der auswärtigen Hülfstruppen, Uzas, Karatza, und Monastras den Auftrag zu geben, vor jedem Zelte 15 auch mehrere Wachfeuer anzünden zu lassen, damit die Feinde auf den Glauben gebracht würden, als ob das kaiserliche Heer so ausserordentlich zahlreich wäre. Wirklich ließen sich auch die Scythen täuschen, und wagten es nicht, den ersten Angriff zu thun. Den folgenden Tag rückte ihnen der Kaiser entgegen, und brachte sie zum Weichen. Um nun den Sieg desto besser verfolgen zu können, mußten die leichten Truppen eine Wendung machen, wodurch sie dem Feinde von vorn angriffen, während daß ihm die Uebrigen in den Rücken fie-

len. Auf diese Weise waren die Comaner während der Flucht von allen Seiten beunruhigt, bis sie endlich am eisernen Paß eine vollkommne Niederlage erlitten, wobey viele das Leben oder die Freyheit verloren. Alle Beute, die sie bey sich führten, fiel den leichten Truppen in die Hände.

Die Nacht hindurch campirte der Kaiser oben auf dem Berge des eisernen Passes, bey einer sehr rauhen ungestümen Witterung. Mit anbrechendem Tage begab er sich nach Goloe, wo er 24 Stunden verweilte um alle diejenigen, welche sich in dem letztern Treffen besonders ausgezeichnet hatten, mit Ehrenzeichen und vielen Geschenken zu belohnen. Hiemit war auch der Feldzug geendigt. Die Soldaten bekamen Urlaub, auseinander zu gehen, und innerhalb zwey Tagen langte Alexius in seiner Hauptstadt an.

Anstatt hier von den vielen Beschwerden des Krieges einige Erholung zu genießen, mußte er dem bedrängten Morgenlande, dem er während der Unruhen im Occident nicht alle Aufmerksamkeit schenken konnte, zu Hülfe eilen. Die Türken hatten nemlich wieder Einfälle in Bithynien gethan, und schrecklich im Lande gehaußt. Um diese Provinz fürs Künftige gegen jeden feindlichen Anfall zu decken, führte der Kaiser eine Unternehmung aus, die eben so schwer war, als sie von seinem großen Geiste zeugte.

Der Fluß Sangaris und die Küste die sich in gerader Linie bis Chele erstreckt, und dann gegen Norden läuft, umgränzen eine sehr weitläuftige Gegend, die damals nicht in dem besten Vertheidigungsstande war. Ihre Grenznachbarn sind eben die schlimmen Ismaeliten, von denen die wehrlosen Einwohner um so härter mitgenommen wurden, da sie keinen Widerstand leisten konnten.

Unter-

Unterhalb des Sees Baanas erstreckt sich ein Kanal, bey dessen Besichtigung der Kaiser so gleich auf die Vermuthung gerieth, daß er ein Werk von Menschenhänden seyn müsse. Den Berichten zufolge, die er hierüber einzog, soll ihn Kaiser Anastasius Dioskuros, aus Gründen, welche man nicht anzugeben wußte, angelegt haben. Wahrscheinlich war er dazu bestimmt, Wasser aus dem See aufzunehmen, und dazu sollte er auch itzt dienen. Alexius ließ ihn noch tiefer graben, und an der Stelle, wo die Wasser zusammenflossen, und sehr leicht eine bequeme Furth bilden konnten, ein Castel anlegen, das von seiner großen Festigkeit das eiserne heißt. Es dient zu einer starken Vormauer gegen feindliche Einfälle, und besonders, so wie die ganze Einrichtung mit dem Canal, der Stadt Nicomedien zu einer treflichen Schutzwehr.

Der Kaiser war, trotz der unerträglichen Sommerhitze und des gewaltigen Staubes, vom Morgen bis an den Abend mit dem Bau desselben beschäfftigt. Er scheute keine Kosten, um das Werk recht dauerhaft und stark zu machen. An jedem Steine mußten oft funfzig bis hundert Menschen ziehen, die dafür reichliche Bezahlung erhielten. Der gute Verdienst und die Ehre in des Kaisers Gegenwart ihre Kräfte zeigen zu können, zog sowohl Inländische als Ausländische Soldaten in großer Menge herbey. Es war ein kluger Kunstgriff des Kaisers, sich unter die Arbeiter zu mischen, und gleichsam den Richter über ihre Stärke zu machen, denn dadurch wurde der Ehrgeitz des gemeinen Mannes nicht wenig gekitzelt. Dieß geschah im Jahr Christi 1096.

Bald darauf erscholl das Gerücht, daß sich eine unzählige Menge Franken seinem Gebiethe nähere. Alexius kannte die Fehler der Celtischen Nation, die

von ihrem Charakter unzertrennlich sind, zu gut, um nicht alles von ihnen zu fürchten. Ihre Wildheit, ihr Unbestand, mit dem sie unter dem ersten besten Vorwande Treu und Glauben verleugnen, und andre nicht rühmliche Eigenschaften haben sie in sehr üblen Credit gebracht; daher setzte er sich in die gehörige Verfassung, um im Fall der Noth zum Kriege fertig zu seyn.

Man hatte schon lange von dergleichen Zurüstungen im Occident gesprochen, aber sie doch bey weitem nicht so fürchterlich geschildert, als sie hernach in der That waren. Ganz Europa, und alle Nationen, welche jenseits des adriatischen Meeres wohnen, geriethen in allgemeine Gährung. Alles eilte aus seinen Wohnsitzen nach Asien hinüber: ein gewisser Celte, Peter mit Namen, den man auch Kukupeter (83) nennt, war der Anstifter. Er hatte sich schon einmal aus Asien, wohin er um das heil. Grab zu besuchen gekommen war, vor den herumstreifenden Türken und Saracenen flüchten müssen, ohne seinen Endzweck zu erreichen. Deswegen aber gab er seinen Vorsatz nicht auf, sondern entschloß sich zu einer zweyten Reise. Um diese aber ohne Gefahr zu unternehmen, sorgte er für eine gute Begleitung, welche er sich auf folgende Art zu verschaffen wußte.

Er predigte in allen lateinischen Provinzen, ein göttlicher Ruf habe ihm befohlen, den fränkischen Grafen zu verkündigen, daß sie sich aus ihren Wohnsitzen zum heiligen Grabe aufmachen, und mit vereinter Macht Jerusalem aus den Händen der Agarener befreyen sollten. Das Mittel schlug an. Schaarenweise strömten ihm die Celten als hätte ein heiliges Feuer sie ergriffen, mit Roß und Waffen, und den erforderlichen Kriegsbedürfnissen zu. Alle Landstraßen wimmelten voll Menschen, an denen man nichts, als fro-

hen

hen Muth, und brennenden Eyfer sah, der himmlischen Stimme zu folgen. Hinter den celtischen Kriegern, zog eine ungeheure Menge unbewafneten Pöbels, nebst Weib und Kind, mit rothen Kreutzern (84) auf den Schultern bezeichnet. Ihre Zahl überstieg den Sand am Meer, und die Sterne des Himmels. Wie Ströme flossen sie aus allen Enden zusammen, und stürzten über Dacien in unser Gebiet. Vor ihnen her gieng ein Zug Heuschrecken, der nicht dem Getreyde, sondern nur den Weinstöcken schadete. Daraus zogen manche eine gute Vorbedeutung, daß die Kreutzfahrer die Christen mit Schonung behandeln, gegen die schwelgerischen Ismaeliten aber mit desto größrer Wuth verfahren würden. Denn diese Nation ist dem Trunke, und den unsinnigsten unnatürlichsten Ausschweifungen in der Liebe bis zum Uebermaaß ergeben. Daher verehren sie die Astarte und Astaroth (Venus) und das Bild dieses Gestirns, so wie die goldene Chobar (den halben Mond).

Uebrigens fanden mehrere scharfsinnige Leute in den gegenwärtigen Begebenheiten etwas Ausserordentliches, das die Hand einer besondern Vorsehung verriethe. Die unaussprechlich vielen Menschen, welche aus den entlegensten Gegenden zusammen liefen, kamen nicht auf einmal, sondern in getrennten Haufen aus der Lombardey über das Meer herüber. Vor jedem zog ein Schwarm Heuschrecken und zwar so gewöhnlich, daß man jedesmal, wenn sie sich blicken liessen mit aller Gewißheit auf einen nachfolgenden Trupp Franken schließen konnte. Bey Dyrrachium und Aulon hatte der Kaiser verschiedene Feldherrn beordert, den Kreutzfahrern friedlich zu begegnen, ihnen unterwegs die Zufuhr auf alle Art zu erleichtern, sie aber auf dem Marsche genau zu beobachten, und wenn sie sich einige

Ausschweifungen erlaubten, durch kleine Gefechte sie davon abzuhalten. Außerdem waren auch einige, die die Sprache der Lateiner verstanden, ausdrücklich dazu bestellt, um bey entstehenden Zwistigkeiten beyden Theilen als Mittelspersonen zu dienen.

Den Zug eröffnete Gottfried (85), nachdem er sein Land verkauft hatte; ein sehr reicher edler und tapfrer Mann von vornehmen Stande.

Einer drängte sich dem andern zuvor. Es erhob sich ein Gewühle von Männern und Weibern, desgleichen seit Menschengedenken noch nicht geschehen ist. Viele folgten dem Zug in der unschuldigen Absicht, das Grab des Herrn, und die heiligen Oerter zu besuchen. Andre, wie Bohemund, hatten den unlautern Zweck, sich, wenn es seyn könnte, beym Durchmarsch Constantinopels zu bemächtigen.

Der alte eingewurzelte Haß desselben gegen den Kaiser, setzte jeden, auch den herzhaftesten in nicht geringe Besorgniß.

Peter nahm seinen Zug aus Italien über das Meer nach Ungarn, und so weiter nach Constantinopel. Er führte achtzig tausend Mann zu Fuß, und hunderttausend Mann zu Pferde an. Alexius gab ihm wohlmeynend den Rath, die Ankunft der übrigen Grafen abzuwarten; Peter hörte ihn nicht. Voll Zuversicht auf die Stärke seines Heeres, gieng er nach Asien über und lagerte sich bey dem Städtchen Hellenopolis (86). Hier schieden ohngefähr zehn tausend Normänner von ihm, und rückten in die Gegend um Nicäa, wo sie alles mit Mord und Raub erfüllten. Kleine Kinder wurden in Stücken zerhauen, oder am Feuer auf hölzernen Spiessen gebraten. Gegen erwachsene Personen ließ sich ihre unmenschliche Wuth in allen nur erfinnlichen Gestalten

aus

aus. Die Einwohner von Nicäa thaten einen Ausfall, wurden aber beherzt zurück geschlagen.

Als die Normänner wieder mit vieler Beute bey Hellenopolis eintrafen, geriethen sie mit den Zurückgebliebenen, die über ihr Glück neidisch waren in heftigen Zank, bey denen es sogar bis zu Thätlichkeiten kam.

Der zweyte Streifzug, den sie gegen Perigordon unternahmen, lief unglücklich ab, ob sie gleich die Stadt in ihre Gewalt bekamen. Elchan, des Sultans Feldherr eroberte diese wieder, und ließ die Normänner theils niedersäbeln, theils zu Sklaven machen. Dieser Vorfall war das Vorspiel von dem Unglücke, welches nun auch bald das übrige celtische Heer treffen sollte.

Elchan schickte einige verschlagene Menschen in Kukupeters Lager, die dort ausprengen mußten, die Normänner hätten Nicäa eingenommen, und wären nun im Begriff ihre Beute zu theilen. Er kannte die schwache Seite der Lateiner sehr gut, und wußte, daß sie bey Plünderungen nichts weniger als Ordnung und Kriegszucht beobachten. Kaum hörten sie, was ihnen diese Leute erzählten, so eilten sie auch unaufhaltbar, ohne Kriegszucht, ohne die mindeste Ordnung auf dem Wege zu beobachten, nach Nicäa. Bey Draco überfällt sie der Hinterhalt, den Elchan daselbst hingelegt hatte, und säbelt sie fast alle ohne Barmherzigkeit nieder.

Die Körper der Erschlagenen thürmte man zu einem hohen Gebirge auf. Die Knochen wurden mehrere Jahre nachher, von ihren eigenen Landsleuten anstatt Mörtels zum Bau einer Mauer gebraucht, welche man in Gestalt einer Stadt aufführte. Sie steht noch bis auf den heutigen Tag, und man sieht in ihr deutlich Knochen und Steine untereinander liegen.

Aus diesem entsetzlichen Bluthade entkam nur Peter mit einigen wenigen nach Helenopolis, und vielleicht wären auch diese verlohren gewesen, wenn sich der Kaiser nicht ihrer angenommen, und sie durch ein starkes Corps unter Anführung Constantinus Euphorbenus Catacalo, bey dessen Annäherung sich die Türken zurückzogen, hätte abholen lassen. Auf die Vorwürfe, welche er dem Peter wegen seiner Unbesonnenheit machte, antwortete dieser, wie man es von einem aufgeblasenen Lateiner gewohnt ist. Er schob die Schuld nicht auf sich, sondern auf diejenigen, welche ihm nicht Folge leisteten, und nur nach ihrem Eigendünkel handelten. Er schalt sie Räuber Mordbrenner, Menschen die nicht werth wären, das heil. Grab zu betreten.

Ihm ähnlich an Stolz, nur in einem weit größern Grade, war Ubas (87) (Hugo) Bruder des fränkischen Königs. Sein Geld, Stand und Macht verleiteten ihn zu der thörigten Frechheit, vor seinem Aufbruche folgenden Brief an den Kaiser zu erlassen. „Wisset Kaiser, daß ich der König der Könige, der größte unter dem Himmel bin. Wenn ich ankomme, müßt ihr, wie es sich ziemt, mir entgegen gehen, und mich standesmäßig mit aller Pracht empfangen." Dieses Schreiben veranlaßte den Alexius zwey Briefe, einen an den Dux von Dyrrachium Johannes, Isaacs des Sebastocrators Sohn, den andern an den Admiral der Flotte Nicolaus Maurocatacalo abzusenden. Dem erstern ertheilte er den Auftrag, auf dem Lande so wohl, als am Strande genau acht zu haben, wenn Hugo käme, ihn auf das prächtigste zu empfangen, und sogleich einen Eilboten mit der Nachricht an den Hof abzufertigen. Den andern ermunterte er, auf seiner Station ein wachsames Auge auf alles, was in der See vorfiele

vorfiele zu haben. Maurocatacalo kreuzte damals bey Dyrrachium, um das Meer von Seeräubern zu reinigen.

Aus der Lombardey schickte Hugo eine Gesandschaft von 24 Personen an den Dux von Dyrrachium. Sie trugen goldne Panzer und Stiefel. Unter ihnen befand sich auch Graf Tzerpenterius (88) (Charpentier) und Helias, der dem Kaiser in Thessalonich desertirt war. Der Antrag, welchen sie dem Johannes machten, lautete also. Kund und zu wissen sey es gethan, Dux, daß unser Herr, Hugo baldigst mit der aus Rom erhaltnen goldenen (89) Fahne des heil. Petrus erscheinen wird, und zwar als der höchste Befehlshaber des gesammten fränkischen Heeres. Schickt euch also an, ihn und seine Macht würdig zu empfangen, und ihm entgegen zu gehen."

Hugo gieng von Rom in die Lombardey (Kalabrien) und schiffte sich in Baris ein. Auf der See verlohr er durch einen Sturm den größten Theil seiner Schiffe, nebst aller darinn befindlichen Mannschaft. (90) Das Fahrzeug, in welches er sich eingeschifft hatte, lief zwischen Dyrrachium und Palus, halb zerschmettert, auf den Strand. Zwey Schildwachen, die bloß seinetwegen ausgestellt waren, riefen ihm zu, daß der Dux seine Ankunft sehnlichst erwarte. Einer von ihnen überreichte ihm auch sein Pferd. Johannes nahm ihn mit allen Ceremonien auf, erkundigte sich, wie es ihm bisher ergangen wäre, vertröstete ihn auf die Zukunft, und ließ es nicht an köstlichen Mahlzeiten fehlen.

Bey allen diesen Herrlichkeiten aber war Hugo beynahe so gut als ein Gefangner. Sein Aufenthalt verzögerte sich von einem Tage zum andern, bis endlich, wie wohl mit der größten Eile, Butumites aus

Con-

Constantinopel in Epidamnus (so haben wir mehrmals Dyrrachium genannt) eintraf, und den Hugo abholte. Er nahm auf dem Rückwege nicht die gerade Straße, sondern einen Umweg über Philippopolis, um nicht mit dem starken noch folgenden celtischen Heere zusammen zu treffen.

Hugo erhielt vom Kaiser eine ehrenvolle Aufnahme und viele Geschenke, wofür er sich, ohne fernern Anstand, durch den bey den Lateinern gewöhnlichen Eyd, als seinen Vasallen erklärte.

Nach ohngefähr 14 Tagen landete Bohemund mit vielen Grafen, und einer zahlreichen Armee bey Kabalio, unweit Bouse. (Ich muß nochmals wegen der vielen barbarischen Namen, die meine Erzählung entstellen, um Vergebung bitten. Hat doch Homer, um vollständig zu seyn, sich nicht gescheut, Böotier und mehrere ungriechische Benennungen von Inseln in seinen Gedichten aufzuführen.) Zunächst nach Bohemund seegelte Graf Prebentzes (91) (von der Provence) mit 1500 Soldaten und 80 prächtigen Pferden, auf einem großen dreymastigen Schiffe ab. Es führte 200 Ruderknechte, und noch drey kleinere Schuiten folgten. Die Fracht kostete 6000 goldene Stateren. Um der kaiserlichen Flotte nicht zu begegnen, nahm es seinen Lauf nicht auf Aulon, wohin die übrigen Lateiner alle zu seegeln pflegten, sondern steuerte gerade auf Chimara. Allein diese Vorsicht half nichts. Maurocatacalo wußte schon längst, daß er in See gehen wollte, und legte sich mit zwey- und dreyrudrigen Schiffen, nebst einigen Jachten bey Kabalio, Ason gegen über, wo er die große Flotte verlassen hatte, vor Anker. Der sogenannte zweyte Graf nahm mit seinem Fahrzeuge, das in der Schiffersprache Excusaton heißt, eine solche Stellung, daß ihm nicht wohl entgehen konnte, wenn

das

das obige Schiff in See stach. Eine angezündete Fackel war das verabredete Signal, das er auf diesen Fall zu geben hatte. Kaum hatte der Admiral dieses Signal bemerkt, so ließ er alle Seegel aufspannen, und alle Ruder anstrengen, um seine gehoffte Prise nicht entwischen zu lassen, die er auch ungefähr 3 Stadien vom Ufer auf dem Wege nach Epidamnus glücklich einholte.

Der Schiffskapitän stellte, so bald er die kaiserliche Flotte zu Gesicht bekam, dem Grafen von Provence vor, daß dieß syrische Schiffe seyen, und daß ihm, nebst allen den Seinigen, Tod oder Sclaverey bevorstehe.

Es war mitten im Winter (am Gedächtnißtage des heil. Bischoffs Nicolaus) eine sehr schöne Nacht, wie man sie selten im Frühling zu haben pflegt. Die allgemeine Windstille bewirkte, daß das Schiff fast nicht von der Stelle kam.

Marian bat sich von seinem Vater, dem Admiral Maurocatacalo die leichtsten Fahrzeuge aus, ruderte mit ihnen auf dasselbe zu, und legte sich an das Vordertheil. Plötzlich sah man alles auf dem Schiffe in völliger Rüstung und zur Schlacht bereit. Der Graf hatte gleich bey Erblickung der kaiserlichen Flotte seine Leute unter die Waffen treten lassen, und sie aufgemuntert, sich tapfer zu vertheidigen. Marian rief ihnen in ihrer Muttersprache zu, sie sollten nichts fürchten, und ihren Glaubensgenossen kein Leid zufügen. Demungeachtet schoß einer auf ihn, und traf ihn mit der Tzagra am Helme. Diese Tzagra ist eine bey uns Griechen ganz unbekannte Art von Bogen. Sie wird nicht so behandelt, daß man mit der Rechten die Senne spannt, und mit der Linken den Bogen von sich

streckt. Sondern man stemmt sich mit beyden Füßen gegen den Bogen, faßt die Senne mit beyden Händen, und zieht sie straf an. In der Mitte liegt eine, in Gestalt eines halben Cylinders, ausgemeiselte Röhre, von der Größe eines Pfeils. In diese Röhre werden kleine jedoch dicke Pfeile gethan, welche die Senne mit einer solchen Heftigkeit fortschnellt, daß sie nirgends abprallen. Sie dringen durch den dicksten eisernen Harnisch, ja man hat Beyspiele, daß sie durch metallene Bildsäulen und Mauern von den größten Städten gegangen sind, oder sich doch tief in die Steine gebohrt haben. Kurz die Tzagra ist ein beynahe teuflisches Mordgewehr. Sie streckt den Menschen so plötzlich zu Boden, daß er nicht einmal den Schuß fühlt.

Der Pfeil, den der Lateiner auf Marian abdrückte, drang durch den Helm, doch ohne ihm weitern Schaden zuzufügen. Marian wurde dadurch so entrüstet, daß er auf den Grafen einen andern Pfeil schoß, der ihn unter dem Arm in der Seite verwundete.

Ein gewisser lateinischer Priester, der dreyzehnte von denen, die um den Grafen fochten, drückte nun voll Wuth einen Bolzen nach dem andern ab. Von kaiserlicher Seite blieb man ihm keinen schuldig. Das Gefecht ward jemehr und mehr ernstlicher. Dreymal mußten die müden und verwundeten Lateiner von frischen Truppen abgelöst werden. Der Priester kämpfte noch immer, obgleich ganz mit Wunden bedeckt, und in seinen Blute schwimmend. Bald lief er ans Steuerruder, bald mischte er sich unter die Fechtenden, und alles dieß that er in völligem priesterlichen Ornat. Ueberhaupt muß man bedenken, daß zwischen unsern und den lateinischen Priestern ein himmelweiter Unterschied ist. Bey uns heißt es nach der kirchlichen und evan-

evangelischen Vorschrift: beleidige keinen Menschen mit Gedanken, Worten oder Werken, denn du bist ein Priester. Der Lateiner hingegen wird bey seinem Eintritt in den geistlichen Stand sogleich Soldat. Man sieht ihn mit dem Schild in der Linken, und dem Speer in der Rechten. Während er Gottes Leib und Blut austheilt, gehen seine Augen wild umher, den Feind auszuspähen.

Das Gefecht dauerte vom Anbruch der Nacht bis in die Mitte des Tages, wo sich endlich die Lateiner, wiewohl sehr ungern, und nur unter der Bedingung ergaben, daß sie an Leib und Leben unangetastet blieben. Nur jener unbändige Pfaffe wollte von keiner Uebergabe wissen; er wehrte sich in einem fort. Weil sein Köcher leer war, schleuderte er einen Stein fort, der das Schild, welches Marian über den Kopf hielt, und selbst seinen Helm zerschmetterte. Marian sank ohnmächtig zu Boden, rächte sich aber, da er wieder zu sich kam, durch drey Pfeilschüsse, die er seinem Gegner beybrachte. Nachdem nun auch kein Stein mehr vorhanden war, geberdete sich der wüthende Mensch völlig wie ein reissendes Thier, das, wenn es aufs äusserste gebracht ist, seine Wuth an sich selbst ausläßt. Er ergriff, was ihm in die Hände kam, unter anderm einen Brodsack, aus dem er ein Brod nach dem andern heraus langte, und es — wie ein recht soldatischer Priester — den Umstehenden an die Köpfe warf. Auf diese Art bekam auch Marian eins zu kosten.

Das Schiff des Grafen von Provence wurde auf diese Art erobert und die Mannschaft ans Land gesetzt. Der Priester verlangte dringend Marian zu sprechen, den er zwar nicht den Namen nach, aber doch an der Farbe seiner Kleidung bezeichnete. Marian erschien.

Herr,

Herr, sprach er, indem er sich fest an ihn schloß, hättet ihr mich auf Gottes freyem Felde angetroffen, es wären eurer mehrere unter meinen Händen gefallen. Dieß gesagt, überreicht er ihm einen Becher, 130 Stateren an Werth, und verschied.

Um diese Zeit langte auch Graf Gontophre (Gottfried) mit seinen Grafen und einem Heer, das aus 10000 Mann zu Pferde und 70000 zu Fuß bestand, bey Constantinopel an. Er lagerte sich in der Gegend von Propontis. Seine Armee nahm die ganze Strecke von der Brücke bey Cosmidion bis zum heil. Phocas-Platze ein. So sehr ihn der Kaiser auch anlag, von hier weiter fortzugehen, so verschob er es doch immer unter mancherley Vorwand. Eigentlich wollte er die Ankunft Bohemunds und der übrigen Grafen abwarten.

Peter hatte in Wahrheit keine andre Absicht bey dem Kreutzzuge gehabt, als die, das heil. Grab zu besuchen. Die übrigen Grafen aber, und vorzüglich Bohemund hegten einen alten Groll gegen den Kaiser, und suchten nur Gelegenheit, sich wegen des glänzenden Sieges bey Larissa an ihm zu rächen. Unter dem Schein, nach Jerusalem zu gehen, verbargen sie ihre geheime Absicht, Constantinopel zu erobern, und den Kaiser vom Throne zu stoßen.

Alexius auf diesen Fall vorbereitet, fordert die Anführer der ausländischen Truppen schriftlich auf, von Athyra bis Philea (einen an der See gelegnen Ort) einen Cordon zu ziehen, und jeden aufzufangen, der von Gottfried an Bohemund oder von diesem an jenen abgienge.

Mittler-

Mittlerweile ereignete sich folgende Begebenheit. Der Kaiser hatte einige Grafen aus dem Gefolge Gottfrieds zu sich gebeten, um sie dahin zu vermögen, daß sie Gottfried zu Erfüllung seines Eydes anhielten. Die Unterredung dauerte lange, weil die Lateiner von Natur schwatzhafte Menschen sind. Plötzlich verbreitete sich in ihrem Lager das Geschrey, der Kaiser habe die Grafen mit Arrest belegt. Diese Lüge setzte sie in die heftigste Wuth. Schaarenweise brachen sie gegen Constantinopel auf. Entblößt von allen Belagerungsmaschienen, aber desto trotziger auf ihre Menge. Sie verheeren die Paläste am Silbersee, laufen sogar gegen die Mauern von Constantinopel Sturm, und legen an das Thor unterhalb des Palastes, nahe bey der, ehedem von den Kaisern erbauten, Kirche des großen Bischoffs Nicolaus, Feuer an.

Dieser Auftritt erregte allgemeine Bestürzung in der Stadt. Der wehrlose, unkriegerische Bürger war vor Angst ganz außer sich, und die Freunde des Kaisers befürchteten, daß der fünfte Tag der Charwoche, an welchem er vor einigen Jahren Constantinopel eingenommen, jetzt ein Tag der Strafe für ihn werden möchte. Alles was Soldat war lief in der größten Zerstreuung zum Palaste. Alexius setzte sich ruhig auf seinen Thron, ohne Waffen und Rüstung anzulegen. Der heitre, sorgenfreye Blick, und die gelaßne Stimmung, in der er zu seinen Verwandten und zu den Feldherrn sprach, goßen neuen Muth in die Herzen der Umstehenden. Vor allen Dingen befahl er, daß niemand einen Ausfall auf die Lateiner wagen solle, um nicht die Feyer der heiligen Woche, in welcher der Erlöser für uns den schmählichsten Tod geduldet, durch Blut, und was noch mehr ist, durch Christenblut zu entweihen. Darauf ließ er den Lateinern mehr-

malen Friede, oder doch Waffenstillestand anbieten. „Habt Ehrfurcht, lauteten seine Worte, Ehrfurcht gegen Gott, der heute für uns alle getödtet ward; der weder Kreutz, noch Nägel, noch Speer, die nur für Missethäter gehören, unsrer Seligkeit wegen scheuete. Wollt ihr Krieg, so wartet bis nach dem Ostertage, dann werden auch wir uns gerüstet finden lassen."

Allein die Lateiner, ohne sich daran zu kehren, drangen immer häufiger vor, und schossen so heftig, daß ganz nahe am kaiserlichen Thron einer an der Brust getroffen ward. Die übrigen wichen zu beyden Seiten des Throns etwas zurück; Alexius hingegen blieb noch immer furchtlos sitzen, und gab den Umstehenden einige sanfte Verweise wegen ihrer Erschrockenheit. Als endlich die Lateiner sich durch nichts abhalten ließen, ließ er unter dem Commando seines Schwiegersohns, meines geliebten Nicephorus Cäsar, die Mauer mit geübten Bogenschützen besetzen, denen er anbefohl, zwar sehr viele Pfeile den Stürmenden zum Schrecken abzuschießen, aber in einer solchen Richtung, daß es wenigen oder gar keinen das Leben kostete. Zugleich ordnete er einen Ausfall an, der aus dem St. Romanus Thor geschehen sollte. Zwey Schildträger mußten einen Lanzknecht in ihre Mitte nehmen, und in dieser Ordnung langsam vorrücken. Nur einige wenige Bogenschützen sollten voraus ziehen, und bald rechts bald links aus der Ferne schießen; die übrigen aber erst dann, wenn sie den Celten nahe genug wären, ihre Pfeile, doch nur gegen die Pferde gebrauchen; damit auf die Weise das Toben der Celten gehemmt würde, ohne einem Christen das Leben zu kosten. Der Ausfall geschah wie er angeordnet war. Bald sprengten die kaiserlichen Reiter in die Feinde ein, bald zogen sie sich zurücke. Er endigte sich mit einem großen

Verlust

Verlust auf Seiten der Celten. Von den unsrigen wurden nur wenige verwundet. Der Cäsar, mein Gemahl, stand wie ich vorher sagte, mit den geschicktesten Bogenschützen auf den Thürmen. Cäsars Bogen war der Bogen Apolls, von dem er gleich dem Herkules tödtliche Pfeile abschoß. Nie verfehlte er das Ziel, welches er sich vorgesetzt hatte. Nur jetzt durfte er seine Kunst nicht anwenden. Dennoch empfieng ein Lateiner, der ausser andern Feindseligkeiten uns in seiner Muttersprache auch noch Hohn zu sprechen schien, aus Cäsars Händen den Tod. Von nun an ward das Gefecht sowohl von aussen, als von der Mauer herab, ernstlicher, bis der Kaiser mit seinen eignen Truppen hinzu kam, und die Lateiner völlig zum Weichen brachte.

Den folgenden Tag rieth Hugo dem Gottfried an, sich in den Willen des Kaisers zu fügen, und ihm den Eyd der Treue zu schwören, wenn er nicht noch einmal mit diesem erfahrnen Krieger in Streit gerathen wolle. Gottfried wies ihn mit harten Vorwürfen ab. „Als König, sprach er, seyd ihr mit so vielem Reichthum und mit einem so ansehnlichen Heere aus eurem Lande gezogen, und habt euch von eurer Höhe zu dem Stande eines Vasallen herabgewürdigt. Jetzt wollt ihr, als hättet ihr wer weiß was Großes? gethan, auch mich zu einem gleichen Schritte bewegen.“ — „Herr, erwiederte ihm Hugo, wir hätten in unsern Grenzen bleiben, und nicht nach fremden Gute trachten sollen. Da wir uns aber einmal an einem Orte befinden, wo uns des Kaisers Gnade unumgänglich nothwendig ist, so müssen wir unsrer eignen Wohlfahrt wegen, seinen Willen verehren.“

Weil nun Alexius versichert war, daß bald noch mehrere Grafen eintreffen würden, so schickte er seine

besten Feldherrn mit einer Armee gegen Gottfried ab, um ihn zum Abzug zu bewegen. Die Lateiner fallen, ohne erst zu fragen, was ihr Begehr sey, über sie her. Von beyden Seiten wurden viele erlegt, doch kämpften die Kaiserlichen mit größerer Tapferkeit, und schlugen jene aus dem Felde. Die Folge davon war, daß Gottfried nachgab. Er leistete den verlangten Eyd, kraft dessen er gelobte, alle dem römischen Reiche vormals zuständigen Städte, Flecken und Festungen, so bald er sie erobert hätte, den Bevollmächtigten des Kaisers auszuliefern. Nach abgelegtem Eyde erhielt er viele Geschenke, wurde an die kaiserliche Tafel gezogen und herrlich bewirthet. Darauf gieng er über das Meer nach Pelecanum, und fand unterwegs die besten Anstalten, welche der Kaiser getroffen hatte, um ihn mit allem Benöthigten zu versehen. Auf ihn folgte Graf Raul (92) mit 15000 Mann zu Pferd und zu Fuß.

Er begab sich nebst den unter ihm dienenden Grafen nach dem sogenannten Patriarchen Kloster am Propontis. Seine übrigen Leute vertheilte er bis Sosthenium. Da er dort aus keiner andren Absicht verweilte, als um die übrigen, welche nachfolgen sollten, zu erwarten, so sandte der Kaiser den klugen und erfahrnen Helden Opus zu Lande aus, mit dem Befehl, ihn auf alle Weise zu nöthigen, seinen Weg über das Meer fortzusetzen. Die trotzige Widersetzlichkeit des Raul nöthigte jenen, sich in Schlachtordnung zu stellen, um ihn in Furcht zu jagen. Kaum wurde Raul dieses gewahr, so brach er mit seinen Schaaren in ihn ein. Zum Glück erschien damals Pegasius mit der Flotte, die dazu bestimmt war, die Kreutzfahrer über das Meer zu führen. Er setzte seine Truppen ans Land und fiel den Celten in den Rücken, die sich endlich nach einem großen Verlust an Todten und Verwundeten

zur

zur Ueberfarth bequemten. Damit sie sich nun nicht mit Gottfried vereinigen und ihn gegen den Kaiser aufbringen möchten, so wurden sie, wie es auch ihr eigner Wille war, zur See geradenweges nach dem heil. Grabe gebracht, und die Grafen welche auf sie warteten, mit guten Worten und Hoffnungen vertröstet. Hinter ihnen kam ein andrer zahlloser Schwarm, der fast aus allen Orten, wo nur Celten wohnen, zusammen gebracht war. Ihre Anführer waren Könige, Herzoge, Grafen, ja sogar Bischöffe. Alexius nahm aus guter Ueberlegung das freundschaftlichste Betragen gegen sie an, er bestellte Personen, welche sie mit allen benöthigten Lebensmitteln versorgen mußten, und unterließ nichts, wodurch er ihnen den Vorwand zu irgend einer Beschwerde abschneiden konnte.

In unzählbarer Menge näherten sie sich unsrer Hauptstadt, zahllos wie Sterne am Himmel, wie Sand am Gestade des Meeres, wie Blätter und Blumen (um mit Homer zu reden) die der Frühling erzeugt. Ich mag nicht, und wenn ich es auch wollte, ich könnte nicht alle barbarischen Namen ihrer Anführer erzählen. Sie sind zu rauh, zu hart, als daß sie sich unter meine Sprache schmiegen sollten, die gleichsam krampfhaft vor ihnen zurückschaudert. Und was nützte es, Personen, deren Gegenwart uns in Betrübniß setzte, namentlich zu kennen?

Dieses Heer lagerte sich auf des Kaisers Veranstaltung vom Kloster Kosmidion an, bis Hieron. Um ihnen aber den Eyd abzunehmen, den Gottfried schon geleistet hatte, versuchte Alexius mit jedem besonders zu handeln, und durch Hülfe derer, die sich bereitwillig finden ließen, auch die andern zu überreden. Er mußte viele Schwierigkeiten überwinden, ehe er zu seinem Zweck gelangen konnte, denn Bohemunds bevor-

stehende Ankunft machte, daß sie ihn durch mancherley Vorwand zu hintergehen suchten. Endlich leisteten ihm alle, in Gottfrieds Gegenwart, die er zu dem Ende aus Pelecanum zu sich eingeladen hatte, den verlangten Eyd.

Als dieß geschehen war, setzte sich ein edler Graf auf den kaiserlichen Thron. Der Kaiser schwieg dazu, weil er schon längst mit dem frechen stolzen Sinn der Lateiner bekannt war. Allein Graf Balduin zog ihn unwillig herab. Es ziemt sich nicht, sprach er, in des Kaisers Gegenwart, für dessen Vasallen ihr euch so eben erklärt habt, sich dergleichen herauszunehmen. Es ist hier am römischen Hofe nicht Sitte, daß Unterthanen und Vasallen, die dem Kaiser geschworen haben, sich neben ihn setzen, und Ihr müßt euch nach der Sitte jedes Landes bequemen. Der Graf antwortete nichts, sah aber den Kaiser trotzig an, und sagte in seiner Sprache. „Seht wie der Bauer dort in Anwesenheit so vieler Fürsten allein sitzt." Alexius ließ sich diese Worte verdolmetschen, rief ihn, als die übrigen ihren Abschied genommen hatten, zu sich hin, und fragte, wer, woher, und aus welchem Geschlechte er sey?" Ich bin, war die Antwort, ächt fränkischer Herkunft (93), aus einem edlen Hause entsprossen. In dem Quartier der Gegend, wo ich her bin, steht eine alte Kirche, worinn jeder, der einen Zweykampf bestehen will, sich in völliger Rüstung dem Schutze Gottes empfiehlt, und seinen Gegner erwartet. In diesem Quartier hab ich lange zugebracht, aber es erschien keiner der mir Fehde bot. „Wenn ihr, erwiederte der Kaiser, damals Streit suchtet, und nicht fandet, so werdet ihr jetzt desto leichter dazu kommen. Ich rathe euch, stellt euch weder in das Hintertreffen, noch an die Fronte, sondern

sondern mitten in den Hauffen. Ich kenne schon seit langer Zeit die türkische Taktick."

Diesen Rath gab er ihm nicht allein, sondern mehrere andere. Er machte sie mit dem, was ihnen unterwegs zustoßen würde, zum voraus bekannt, und rieth ihnen, wenn sie mit Gottes Hülfe siegen sollten, im Nachsetzen des Feindes nicht zu hitzig zu seyn, um nicht vom Hinterhalt aufgerieben zu werden.

Nun kam auch Bohemund mit den übrigen Grafen bey Aulon an. Das Bewußtseyn von keinen edlen Ahnen abzustammen, sein kleines Heer (94), das er aus Mangel am Gelde nicht vergrößern konnte, bewogen ihn in Gesellschaft von 10 Celten voraus zum Kaiser zu gehn und sich der Gnade desselben zu versichern. Alexius, der seinen hinterlistigen tückischen Charakter fürchtete, gab sich alle Mühe, sich noch vor Ankunft der übrigen Grafen, mit ihm abzufinden, und ihn dann auf das baldigste über das Meer fortzuschaffen, damit er nicht in Vereinigung mit jenen, verderbliche Anschläge schmiedete. Er ließ sich mit ihn in ein vertrauliches Gespräch ein, fragte, wo er die andern Grafen zurückgelassen habe, er erinnerte ihn an die ehemaligen Vorfälle bey Dyrrachium und Larissa, und an seine verübten Feindseligkeiten. Bohemund entschuldigte sich, daß er damals als Feind so habe handeln müssen, daß er aber itzt freywillig, und als Freund sich in seine Arme werfe.

Der Kaiser forschte ihn unvermerkt, durch Umschweife aus, ob er wohl Lust bezeuge, ihm den Eyd der Treue zu leisten. Als er nun merkte, daß Bohemund hiezu nicht abgeneigt sey, so ersuchte er ihn, einstweilen nach seiner beschwerlichen Reise der Ruhe zu genießen, wegen ihrer Angelegenheiten wollten sie sich

schon bey Gelegenheit besprechen. Sein Aufenthalt wurde ihm zu Cosmidium angewiesen, wo er die köstlichste Bewirthung erhielt. Unter vielen herrlichen Gerichten trugen ihm die Köche auch rohes Fleisch auf. Wir haben sprachen sie, die Tafel nach unserm Geschmack eingerichtet, wir wissen aber nicht, wie der eurige ist. Hier ist also rohes Fleisch. Ihr dürft nur befehlen, wie es soll zugerichtet werden. Dieß mußten sie auf des Kaisers Geheiß thun, der als ein großer Menschenkenner leicht voraus sah, was auch wirklich erfolgte. Bohemund wollte von den aufgetragenen Speisen gar nichts kosten, wollte sie nicht einmal anrühren. Ohne zu sagen, warum er selbst nichts davon genösse, vertheilte er sie unter dem Schein von Gefälligkeit unter die Umstehenden, die er doch, die Wahrheit zu gestehen, seinem Wahne nach, dadurch vergiftet hätte. Das rohe Fleisch, ließ er nach seiner vaterländischen Sitte von seinen eignen Köchen zubereiten. Er machte auch nachher kein Geheimniß daraus, als er sahe, daß sie den folgenden Tag sich ganz wohl befanden und bekannte ihnen, daß er die Speisen für vergiftet gehalten habe. Dieß war doch in der That niederträchtig gegen seine eignen Leute gehandelt.

Uebrigens legte Bohemund den Eyd ab, den der Kaiser von ihm verlangte. Sey es nun, weil er eben nicht Ursache hatte, auf seine Ahnen stolz zu thun, oder weil er aus Geldmangel ein sehr mittelmäßiges Heer anführte, oder auch, weil er von Natur nicht gewissenhaft in Befolgung seiner eydlichen Versprechungen war. Nach abgelegtem Eyde ließ ihn der Kaiser in ein Zimmer des Palastes führen, worinn so viel goldne und silberne Münzen, und prächtige Kleidungsstücke aufgehäuft lagen, daß man bey jedem Schritt auf Sachen vom größten Werth stieß. Bey Gott! schrie Bohemund

mund voll Erstaunen, wär ich Besitzer dieser Schätze, O dann müßt ich auch längst Herr vieler Länder seyn." Alles, was ihr hier seht, sprach sein Führer, ist von heute an euer. Wer war froher als Bohemund? Voll Freude begab er sich in seine Wohnung, und — hätte man's glauben sollen? — wieß unwillig die Träger zurück, die ihm den Reichthum überbrachten. Diesen Schimpf sagte er, hab ich nicht vom Kaiser vermuthet. Ich mag nicht, was ihr mir bringt. Er nahm es aber doch gerne, als der Kaiser es ihm zum zweyten mal überbringen ließ.

Bohemund war von Natur der arglistige Mensch, und an Bosheit, wie an Tapferkeit, allen durchziehenden Lateinern so sehr überlegen, als er ihnen an Macht und Vermögen nachstand. Sein Wankelmuth gehört zu den charakteristischen Zügen, die allen Lateinern gemein sind. Unzufrieden darüber, daß er kein eignes Land besaß (95), entfernte er sich aus seinem Vaterlande, um unter dem Vorwande am heil. Grab seine Andacht zu verrichten, sich eine eigne Herrschaft zu erringen, vorzüglich, wenn es angienge, dem Wunsche seines Vaters gemäs sich auf den römischen Thron zu setzen. Dahin zweckte der Antrag ab, den er dem Kaiser machte, ihm das Domesticat des Morgenlandes zu verleihen. Dieser aber merkte die geheimen Absichten, welche Bohemund dabey im Sinne führte, und untergrub sie eben so glücklich als sie listig angelegt waren. Denn erreichte Bohemund seinen Zweck, so erhielt er zugleich Gelegenheit, sich auf eine listige Art alle Grafen zu verbinden. Darum antwortete ihm der Kaiser auf sein Gesuch: er könne ihm die Bitte nicht eher gestatten, als bis er seine Treue gehörig geprüft hätte. Doch ließ er es weder gegen ihn selbst noch gegen seine Grafen, an Ehrenbezeugungen und Geschenken fehlen, berief

sie den Tag darauf zu sich, und theilte ihnen die besten Maaßregeln mit, nach denen sie sich nun fernerhin zu verhalten hätten. Er unterrichtete sie, wie die Türken ihre Kriege führen, wie man gegen sie das Treffen formiren, Hinterhalte stellen, und mit welcher Vorsicht man sie auf der Flucht verfolgen müsse. Nach diesen Vorstellungen, die auf ihren harten wilden Sinn einigen Eindruck machten, gestattete er ihnen freyen Abzug.

Nur den einzigen Sangeles (96) behielt er zurück, den er wegen seines Verstandes, seiner Rechtschaffenheit, Offenheit, und Wahrheitsliebe ungemein liebgewonnen hatte. Sangeles stach in allen Stücken unter den Lateinern so sehr hervor, als die Sonne unter den Sternen. Als die andern schon über die Meerenge bey Damelis gezogen waren, ließ sich Alexius öfters offenherzig mit ihm über das Unternehmen der Kreußfahrer heraus, welchen Ausgang es wohl nehmen würde; und entdeckte ihm ohne Rückhalt den Verdacht, den er auf die Franken geworfen hatte. Durch diese Vertraulichkeit entlockte er ihm seine geheimsten Gedanken. Er beschwor ihn, auf alle Tritte Bohemunds ein wachsames Auge zu haben, und wenn dieser Meineidige etwas Arges unternehmen wolle, es auf alle Weise zu hintertreiben. Sangeles antwortete darauf, Hinterlist und Meineyd sind gleichsam Erbfehler Bohemunds. Es sollte mich wundern, wenn er hielte was er euch geschworen hat. Ich für mein Theil, will es mir zur Pflicht machen, eurem Auftrage pünktlich nach zu leben. Mit dieser Versicherung nahm er seinen Abschied, und gieng zu den übrigen Celten ab. Der Kaiser wäre gerne in Verbindung mit diesen ausgezogen, wenn er nicht ihre übergroße Menge gefürchtet hätte. Deswegen hielt er für rathsamer, sich bey Pelecanum zu setzen, wo er in der Nähe von Nicäa, sowohl die Celten, als die

die Türken innerhalb und ausserhalb Nicäa, beobachten konnte. Völlige Neutralität zu behaupten wäre unklug und schimpflich gewesen. Er mußte wenigstens mit einer beobachtenden Armee im Felde erscheinen, um bey Gelegenheit lieber selbst Nicäa einzunehmen, als es sich von den Celten, dem beschwornen Vergleiche gemäß, nach der Eroberung überantworten zu lassen. Diesen Plan, nebst allen seinen Gründen und heimlichen Triebfedern, hatte er keinem, als dem Butumites mitgetheilt, den er als einen treuen und sehr thätigen Mann nach Nicäa absandte, um die dortigen Einwohner auf seine Seite zu ziehen. Er mußte ihnen außer vielen Verheissungen, und der Zusage daß sie unter Kaiserlichem Schutz nicht das geringste zu besorgen hätten, noch das klägliche Schicksal vorstellen, welches ihnen unausbleiblich bevorstünde, wenn sich die Celten mit stürmender Hand ihrer Stadt bemächtigten.

Eilftes Buch.

Bohemund und die übrigen Grafen wollten in Verbindung mit Gottfried nicht eher nach Kiboton überschiffen, als bis Sangeles und der Kaiser zu ihnen gestoßen wären. Der Mangel an Lebensmitteln aber nöthigte sie sich zu trennen. Gottfried nahm den Weg durch Bithynien und Nicomedien, die andern giengen zur See ab, und rückten, nachdem sie sich wieder mit dem ersten vereinigt hatten, gerade auf Nicäa los. Um die Belagerung durch angeregten Wetteifer desto heftiger zu betreiben, theilten sie jedem ein besondres Stück der Mauer zu, gegen welches er den Sturm wagen sollte, ließen auch für Sangeles, der sich noch nicht eingefunden hatte, einen eignen Platz offen.

Unterdessen stand der Kaiser schon bey Pelecanum. Die Einwohner von Nicäa hatten lange vergebens bey dem Sultan um Hülfe angesucht. Von aussen setzten ihnen die Belagerer vom frühen Morgen bis an den Abend ununterbrochen zu. Ihre Lage wurde dadurch so bedrängt, daß sie sich aus Noth entschlossen, die Stadt lieber an den Kaiser abzutreten, als sie von den Celten erobern zu lassen. In dieser Verlegenheit riefen sie den Butumites herein, der ihnen schon vorher schriftlich des Kaisers Gnade angeboten hatte, und solches jetzt mündlich wiederholte, wofern sie sich ihn ausliefern würden. Den dritten Tag darauf fieng Sangeles an, den ihm angewiesenen Platz mit Maschienen zu bestürmen.

Zu-

Zugleich verbreitete sich das Gerücht, daß der Sultan zum Entsatz herbey eile. Butumites mußte, als die Nicäer es erfuhren, die Stadt verlassen. Ein türkisches Detachement, welches Befehl hatte, den heranrückenden Sangeles bloß zu beobachten, ohne einen Angriff auf die Celten zu thun, wurde von den Soldaten des Sangeles angefallen. Bohemund nebst den übrigen Grafen ließen jeder 200 Mann unter seiner Standarte zu ihnen stoßen, mit deren Hülfe es überwältigt und bis in die Nacht verfolgt ward.

Mit Anbruch des folgenden Tages erscheint der Sultan mit seiner Hauptarmee in der Ebene vor Nicäa. Die Celten fallen ihn mit Löwenmuth an. Das Treffen war fürchterlich. Den ganzen Tag kämpften beyde Heere mit gleichem Glücke. Erst die einbrechende Nacht entschied zum Nachtheil der Türken. Von beyden Theilen blieben viele, noch mehrere wurden verwundet. Die Sieger kehren zurück und tragen zum Schrecken der Belagerten die Köpfe der erschlagnen Türken auf Spießen vor sich her. Der Sultan, der alle Hoffnung aufgab, gegen die unzählige Menschenmenge für jetzt etwas ausrichten zu können, rieth den Einwohnern von Nicäa, sich bey Zeiten an den Kaiser zu ergeben.

Sangeles bedrängte von seiner Seite die Stadt vermittelst eines runden hölzernen Thurmes, den er gegen den sogenannten Gonatos Thurm aufrichten ließ. Er war mit Fellen belegt, in der Mitte mit Weidenruthen umflochten, und sonst noch auf alle Art befestigt.

Jener Thurm führte den Namen Gonatos — der Kniebeuger — seit dem Manuel, der Vater des vormaligen Kaisers Isaak Comnenus (dessen Bruder Johannes

hannes, mein Großvater von väterlicher Seite war) von dem Kaiser Basilius zum Oberfeldherrn des Morgenlandes ernannt worden war. Manuel sollte entweder mit gewaffneter Hand, oder durch Verträge den Sklerus dahin bringen, daß er die Feindseligkeiten einstellte. Dieser aber war ein gar zu unruhiger streitlustiger Kopf, der lieber alles mit Gewalt durchsetzte, ehe er sich zu einem gütlichen Vergleich bequemte. Er wollte Krieg; und belagerte Nicäa. Von dem Stoß der Belagerungsmaschienen litt vorzüglich der oben erwähnte Thurm so sehr, daß er sich senkte, und gleichsam eine Kniebeugung zu machen schien, woher er denn auch seinen Namen erhielt.

Der hölzerne Thurm, welchen Sangeles errichtet hatte, heißt in der Kunstsprache Chelone — Schildkröte — Ausserhalb desselben waren mehrere postirt, welche die Aufmerksamkeit der Belagerten beständig unterhielten. Mittlerweile waren andre beschäfftigt, unter dem Verdeck die Steine aus der Mauer mit Brecheisen herauszugraben, und die Lücken so lange mit Bretern auszufüllen, bis ein völlig freyer Durchgang fertig war. Alsdann wurden die Breter angezündet, und so wie sie in Asche zerfielen, senkte sich auch wieder der Gonatos, um gleichsam seinen Namen mit der That zu behaupten. Ueberhaupt führten die Belagerer um die Mauer immer mehrere Werke auf, und füllten den Stadtgraben ganz mit Erde.

Der Kaiser sah aus guten Gründen gar wohl ein, daß die Lateiner, wenn sie auch noch einmal so zahlreich wären, nimmermehr Nicäa erobern würden. Dennoch schickte er ihnen, um wenigstens etwas zu thun, Belagerungsmaschienen aller Art, worunter viele von ganz neuer Erfindung waren. Sein Heer stand,

wie

wie vorhin gesagt worden, bey Pelecanum, in der Nähe von Mesampola, wo sich eine Kirche des heil. Märtyrers Georg befindet. Er war zwar noch immer geneigt, sich mit den Lateinern gegen die ungläubigen Türken zu verbinden, allein triftige Ursachen, die in der Menge und dem unbeständigen Charakter der Franken lagen, hielten ihn davon zurück. Durfte er wohl Menschen trauen, die in ihren Entschließungen eben so unstät waren, als ungewissenhaft in ihren Verträgen? — Menschen die um einen Obolus Weib und Kind dahin gaben? — Dennoch wollte er nicht ganz müssiger Zuschauer seyn, sondern in der Ferne für sie so thätig wirken, als wenn er unter ihnen gegenwärtig wäre.

Nicäa liegt an einem See, auf dem der Sultan mit leichter Mühe Truppen und Proviant in die Stadt schickte. Um diesen Weg zu sperren, ließ der Kaiser Fahrzeuge so groß als sie das Wasser tragen konnte, von der Seite nach Kius, auf Wagen an den See bringen, besetzte sie mit Truppen unter Manuel Butumites Anführung, und gab ihnen mehr Fahnen, Trompeten und Pauken mit, als sie nöthig hatten, damit die Türken sie für sehr zahlreich halten möchten. Zu Lande schickte er den Taticius und Tzitas mit zwey tausend tapfern Schildträgern gegen Nicäa ab. Ihre Pfeile wurden von Maulthieren fortgebracht. In einer ziemlichen Entfernung von der Stadt stiegen sie von den Pferden ab, rückten dann langsam vorwärts und verschanzten sich dem Gonatosthurm gegenüber. Auf einen gegebnen, mit den Celten vorhin verabredeten Wink, wurden die Festungswerke unter einem heftigen Kriegsgeschrey berennt. Die Celten stürmten mit Mauerbrechern und Schleudermaschienen. Die Kaiserlichen schossen einen dichten Pfeilhagel ab. Auf

dem

dem See zeigten sich die Fahrzeuge des Butumites, der den Nicäern nochmals das billige Anerbiethen des Kaisers wiederholte. Kurz es entstand ein solches panisches Schrecken in der Stadt, daß sich keiner hinter die Verschanzungen hinauswagte. Jetzt blieb den Belagerten weiter nichts übrig, als sich zu ergeben. Butumites zeigte ihnen die Urkunde vor, welche ihm Alexius zu dem Ende mit gegeben hatte, kraft deren allen und jeden des Kaisers Gnade, vorzüglich der Schwester und Gemahlin des Sultans, welche letztere des Tzachas Tochter war, Geld und Ehre im vollen Maaße versprochen war. Nachdem sie den Inhalt dieser Urkunde angehört hatten, gestatteten sie dem Butumites den Eintritt in die Stadt, der sogleich in einem Schreiben dem Taticius ankündigte, der Fang sey schon so gut als gewiß, er dürfe nur noch die Schlinge zuziehen. Am folgenden Tag mit Sonnenaufgang solle er sich in Verbindung mit den Celten zum Sturm bereit halten.

Es war dieß blos ein Kunstgriff, um die Celten glauben zu machen, Butumites habe die Stadt mit stürmender Hand erobert. Indem nun die Celten anrennen, läßt Butumites die kaiserlichen Fahnen und Paniere oben auf den Mauern aufpflanzen, und unterm Getöse der Feldmusik: Es lebe der Kaiser! ausrufen. So bald die übrigen kaiserlichen Truppen eingezogen waren, forderte Butumites die Schlüssel zu dem einzigen noch nicht verschlossenen Thore ab, theils den Celten das Eindringen zu verwehren, theils aus Furcht vor den in Nicäa befindlichen Satrapen, die noch immer stark genug waren, ihn mit seiner weit geringern Mannschaft zu überwältigen. Die Macht der Satrapen schwächte er durch folgende List. Er stellte ihnen alle jene Belohnungen und Würden, die

in

in Constantinopel ihrer warteten, so reitzend vor, daß sie sich entschlossen, des Nachts in kleinen Haufen hintereinander über den See nach Georgsstadt zu Rodomern und Monastras zu gehen, denen er den sehr klugen Rath gab, jeden einzelnen Haufen, so wie er aus dem Schiffe stieg, unverzüglich weiter fort zu schaffen, ohne die Ankunft der nachfolgenden abzuwarten.

So lange dieser Rath befolgt ward, gieng es recht gut. Als sie aber nicht mehr darauf achteten, und die Türken in größern Schaaren ziehen ließen, wurden sie von der überlegnen Menge derselben bey Nacht überfallen, und als Gefangne auf die Straße gebracht, die zu dem Lager des Sultans führte. Auf dem Berge Azula hielt der Zug etwas inne, um auszuruhen. Monastras, der das Türkische als seine halbe Muttersprache vortrefflich redete, und Rodomer, der es in seiner langwierigen Gefangenschaft auch ziemlich gut erlernt hatte, suchten hier die Türken durch gute Worte zu ihrem Vortheil zu bewegen. „Warum, sprachen sie, wolltet ihr uns, ohne den geringsten Nutzen davon zu haben, das Leben rauben? Anstatt es euren Landsleuten nachzuthun, die jetzt die ausgezeichnetsten Gunstbezeugungen des Kaisers genießen, beraubt ihr euch muthwillig des Glücks, das euch mit offnen Armen erwartet. Heißt dieses klug gehandelt, wenn ihr euch in augenscheinliche Gefahr stürzt, der ihr doch ohne Mühe entgehn könnet? Wer sichert euch, daß ihr nicht von Celten oder Kaiserlichen aufgefangen werdet? Wollt ihr uns folgen, so thut es noch jetzt. Wir schwören bey Gott, es soll euch nicht gereuen. Nehmt doch erst das, was euch der Kaiser zugedacht hat, und denn mögt ihr, wenn es euch gefällt, als freye Leute hingehn, wohin ihr wollt."

Die Türken lassen sich bereden, und kehren nach gegenseitigen eydlichen Versicherungen wieder um. Alexius nahm sie in Pelicanum sehr gnädig auf, nur gegen Monastras und Rodomer war er unwillig, doch ohne es jetzt schon zu äussern. Er stellte es in den Willen eines jeden Türken, ob er in seine Dienste treten oder nach Hause gehen wollte. Die das Erstere wählten, wurden mit reichen Wohlthaten überhäuft, aber auch den letztern ließ er es nicht an überhäuften Gnadenbezeugungen gebrechen.

Erst nach einigen Tagen machte er jenen beyden Feldherrn über ihre Unbesonnenheit bittre Vorwürfe, die sie so sehr beschämten, daß sie nicht wagten, ihre Augen gegen ihn aufzuschlagen, wenn er nicht aus Schonung gegen sie das Gespräch auf andre Gegenstände geleitet hätte.

Butumites, der den Titel eines Dux von Nicäa erhalten hatte, wurde von den Celten, unter dem Vorwand die heil. Kirchen zu besichtigen, um die Erlaubniß ersucht, sie in die Stadt zu lassen. Er merkte ihre wahre Absicht, und gestattete ihnen ihre Bitte in so weit, daß nicht mehr als zehn Mann auf einmal hineingehen dürften. Der Kaiser, dessen Wille es war, von den übrigen Grafen, die noch nicht geschworen hatten, den Eyd zu empfangen, gab ihm den Auftrag, alle Grafen dahin zu bringen, daß sie nicht eher nach Antiochien abgiengen, als bis sie sich erst vom Kaiser zu Pelecanum beurlaubt hätten, wofür ihnen nochmals reichliche Belohnung zu Theil werden sollte.

Wo Geld zu erobern war, da war Bohemund gewiß nicht der letzte. Er fand sich augenblicklich bereit, das zu thun, was Butumites in Vorschlag gebracht hatte, und beredete die andern Grafen, seinem Beyspiel

zu

zu folgen. Nach einer prächtigen Aufnahme hielt Alexius folgende Anrede an sie: „Ihr erinnert euch des Schwurs, den ihr mir geleistet. Wenn ihr euren Sinn nicht in dieser Zwischenzeit geändert habt, so bewegt diejenigen, die ihn mir noch nicht abgelegt haben, ein gleiches zu thun." Alle willigten in diese Forderung, ausser Tancred, Bohemunds Schwester Sohn, ein edeldenkender Jüngling, der sich durchaus dawider setzte, weil er Bohemund schon den Eyd der Treue geleistet habe, und diesen bis an sein Ende zu halten gesonnen sey. Das Zureden der Umstehenden, selbst der kaiserlichen Verwandten, machte ihn so unwillig, daß er, indem er auf das Zelt des Kaisers, welches von unerhörter Größe war, hinwies, in die Worte ausbrach: „Wenn ihr mir dieß Zelt voll Geld, und noch so viel darüber gebt, als die übrigen alle zusammen bekommen haben, so will auch ich schwören." Ein verächtlicher Seitenblick, den Paläolog auf ihn warf, brachten den Tancred ganz ausser sich. Er würde ihn wüthend angefallen haben, wenn sich der Kaiser nicht dazwischen gestellt, und Bohemund ihm nicht bedeutet hätte, daß man des Kaisers Anverwandte mit mehrerer Achtung behandeln müsse. Zuletzt gab er den häufigen Vorstellungen der übrigen nach, und leistete den vorgeschriebnen Eyd.

Als sie wieder nach Antiochien abzogen, mußte der damalige Groß-Primicer Taticius, mit den unter ihm stehenden Truppen sie begleiten. Sein Auftrag war, sie in allen Fällen treulich zu unterstützen, und dann die Städte, welche sie mit Gottes Hülfe erobern würden, in Empfang zu nehmen. Diejenigen Celten, welche zurück geblieben waren, mußte Butumites als Söldner in Nicäa aufnehmen.

Zu Leukä wo die große Armee innerhalb zweyer Tage anlangte, gieng Bohemund, wie er es selbst verlangt hatte, mit dem Vortrabe voraus, die andern folgten ihm langsam nach. Er kam mit angestrengten Märschen bis in die Gefilde vor Dorialäum. Hier drangen die Türken, in der Meynung das ganze celtische Heer vor sich zu sehen, auf ihn ein. Der stolze Lateiner, welcher die Verwegenheit gehabt hatte, sich auf den kaiserlichen Thron zu setzen, hatte sich an die Spitze der Schlachtordnung gestellt und drang, ohne auf des Kaisers Rath zu achten, zu weit in die Türken. Diese Kühnheit aber büßte er theuer. Nachdem er vierzig von seinen Leuten verloren, mußte er sich verwundet in die Schlachtordnung zurück ziehn. Bohemund schickte aus Besorgniß Eilbothen an die nachfolgenden Celten, die auch gleich nach erhaltner Nachricht schleunigst aufbrachen und den Feind aus dem Felde schlugen. Die Türken mit ihrem Sultan Tamiskan, und Asan, der allein 80000 Mann anführte, setzen sich wieder bey Hebraici, wo eine Schlacht geliefert wird. Von beyden Theilen wurde mit größter Tapferkeit gefochten, bis Bohemund, der den rechten Flügel befehligte, wie ein tobender Löwe gegen den Sultan Klitziastran sprengte, und durch seinen persönlichen Muth die Türken zum Weichen brachten.

Dem Rath des Kaisers gehorsam, verfolgen die Sieger den fliehenden Feind nicht zu weit; nachdem sie im feindlichen Lager einen Ruhetag gehalten, erneuerten sie bey Agrustopolis ihren Angriff, wo sie zum zweyten mal einen vollkommnen Sieg erfochten.

Das türkische Heer war nun völlig zu Grund gerichtet. Wer noch mit dem Leben davon kam, rettete sich mit der Flucht, ließ Weib und Kind im Stich,

und

und floh, wo sich nur ein Lateiner blicken ließ. Diese hingegen rückten nun in Vereinigung mit den Kaiserlichen durch die sogenannte reissende Stelle vor Antiochien, ohne sich weiter um die zu beyden Seiten gelegenen Oerter zu bekümmern. Nach einer, drey Monate lang ausgestandenen, Belagerung, hielten die Antiochier beym Sultan von Chorasan um Entsatz und um Verstärkung ihrer Besatzung an.

Bohemund hatte sich mit einem Armenier, der den Thurm vertheidigte, unter welchem er mit seinen Truppen stand, in öftere vertrauliche Gespräche eingelassen, und diesen endlich so weit gebracht, daß er versprach, ihn auf ein gegebenes Signal in den Besitz des Thurmes zu setzen; nur müsse er sich mit tauglichen Leitern versehen, und die übrigen Celten, während er die Mauer bestieg, einen Generalsturm thun lassen.

Unterdessen verbreitete sich das Gerücht, daß der Chorasanische Sultan, und sein Feldherr Kurpagan mit einer großen Menge Agarener in der Nähe stünden. Bohemund, der seinen Anschlag bisher geheim gehalten hatte und große Lust bezeugte, Antiochien für sich selbst zu behalten, bediente sich dieser Gelegenheit, um den Taticius, an den die Stadt dem Vortrage gemäß hätte übergeben werden sollen, zu entfernen. „Ich bin zu sehr euer Freund, sagte er zu ihm, als daß ich euch ein Geheimniß daraus machen sollte, was unsre Grafen von euch denken. Man spricht allgemein, daß der Kaiser den Sultan von Chorasan gegen uns aufgewiegelt habe, und ist davon so überzeugt, daß man schon Anschläge gegen euer Leben gefaßt hat. Denkt auf eure und eurer Leute Wohlfahrt. Mehr kann ich euch nicht sagen."

Taticius ließ sich schrecken, zog nach dem Hafen von Sudi zurück, wo die kaiserliche Flotte lag, und seegelte darauf nach Cypern. Er that dieß mit um so weniger Bedenken, da er schon längst an der Eroberung der Stadt verzweifelte, weil eine so große Hungersnoth im Lager ausgebrochen war, daß man den Kopf eines Ochsen mit drey goldene Tateren bezahlte.

Nachdem diese List glücklich von statten gegangen war, kehrte sich Bohemund zu den Grafen. „Lange genug, sprach er, haben wir vergeblich vor Antiochien gelegen, und dürfen für alle unsre Mühe nichts als den schrecklichsten Tod erwarten, wenn wir unser Glück auf keinem besseren Weg versuchen. Ihr werdet begierig seyn zu wissen, was ich hierunter meyne. Höret also. Nicht immer wird der Sieg durch Schwert und Blutvergießen errungen; oft vermögen gute Worte mehr als unablässige Arbeit, und kein Sieg bringt mehr Ehre, als den uns ein freundliches Verständniß erkaufte. Laßt uns daher ohne weitern Zeitverlust, ehe Kurpagan ankömmt, jeder von der ihm angewiesenen Stelle, die Feinde durch gefällige Reden zu gewinnen suchen. Wer zuerst seinen Zweck erreicht, bleibe dann, wenn es euch gefällt, zu seiner Belohnung so lange im Besitz der Stadt, bis er von einem Deputirten des Kaisers abgelöst wird. — Doch ihr wißt vielleicht einen bessern Vorschlag."

Die Grafen merkten die Schlinge nicht, welche ihnen Bohemund aus eigennützigen Absichten legte, und gaben ihm ihren völligen Beyfall. Den folgenden Tag kommt Bohemund mit Hülfe des Armeniers durch das Thor auf den Thurm, und läßt eilends in die Trompeten stoßen. Kaum erblicken ihn die Türken, so stürzen sie voll Schrecken zum entgegenstehen-

der

den Thore hinaus; nur wenige beherzte Männer blieben zur Bedeckung der Burg Kula zurück. Die andern Celten kamen vermittelst Sturmleitern über die Mauer in die Stadt, und Tancred setzt den Fliehenden nach.

Jetzt erst langte Kurpagan, wiewohl zu spät, mit einem zahlreichen Heer an. Er bezog vor Antiochien ein festes Lager, mit dem Vorsatz, die Stadt zu belagern. Kaum hatte er den Anfang dazu gemacht, so thaten die Celten einen Ausfall, wurden aber nach vielem Blutvergießen zurückgeschlagen. Dieser Umstand versetzte sie in eine sehr mißliche Lage; denn nicht genug, daß sie von aussen bedrängt wurden, selbst in den Ringmauern der Stadt machte ihnen die Besatzung der Burg Kula, welche noch in Feindes Händen war, sehr viel zu schaffen.

Auch jetzt gab Bohemund seinen Vorsatz noch nicht auf, Antiochia für sich allein zu besitzen; sich die Ausführung desselben zu erleichtern, that er den Grafen folgenden Vorschlag. „Es ist nicht gut, sprach er, daß wir alle insgesamt zugleich gegen die Feinde innerhalb und ausserhalb der Stadt kämpfen. Besser wär's wir theilten uns in zwey ungleiche Theile. Ich nehme über mich mit dem kleinern die Burg zu bestürmen, die übrigen, als der größere Theil nehmen es mit den Türken auf, die uns von aussen belagern." Der Vorschlag wird angenommen. Bohemund führt eine starke feste Mauer auf, welche die Burg von der übrigen Stadt völlig trennte, und von der er die Türken unablässig beunruhigte. Die übrigen Grafen lassen es ebenfalls an der gehörigen Wachsamkeit nicht fehlen, um so wohl die Belagerer zu verhindern, des Nachts die Festungswerke zu ersteigen, als auch die Einwohner selbst von der Mauer zu entfernen, damit

sie nicht Gelegenheit fänden, sich mit den Türken in verrätherische Unterhandlungen einzulassen.

Ich wende mich zum Kaiser, der sehr gerne den Celten zu Hülfe herbey geeilt wäre, wenn nicht der traurige Zustand seiner am Meer gelegenen Provinzen den schleunigsten und kräftigsten Beystand verlangt hätte. Tzachas behauptete Smyrna, als wenn er es eigenthümlich besäße, Tangripermes wieder eine andre Ephesische Seestadt, in welcher der Apostel Johannes eine Kirche hat; und so befanden sich mehrere feste Oerter in den Händen der Satrapen, die von ihren Raubschlössern aus alles verheerten und plünderten, und die Christen wie feile Sklaven behandelten. Eben so war es auch Chius, Rhodus und den übrigen Inseln ergangen, die alle mit Seeräuber angefüllt waren.

Der Plan, nach welchem der Kaiser zu handeln dachte, war: zuförderst den Seeräubereyen des Tzachas Einhalt zu thun, als dann mit Hülfe seiner Land- und Seemacht die Ruhe in dem Reich wieder herzustellen, und wenn er hiemit zu Stande wäre, den Celten in Antiochia zu Hülfe zu eilen.

Dem zufolge geht Johannes Dux, der Kaiserin Bruder, mit Truppen, welche aus verschiedenen Gegenden zusammengebracht waren, und mit einer hinlänglichen Flotte, gegen die von den Feinden besetzten Seestädte ab.

Er sollte allenthalben die Eroberung von Nicäa bekannt machen, und wenn man ihm nicht glauben wollte, die Tochter des Tzachas den türkischen Satrapen und Seeräubern vorzeigen, damit ihr Anblick sie muthlos und zur Uebergabe der Städte bereitwillig machte. Johannes, mein Oheim mütterlicher Seite,

gieng

gieng von Constantinopel nach Abydos, wo er den Caspax zum Admiral der Flotte einsetzte, mit dem Versprechen, ihn zum Stadthalter von Smyrna und den umliegenden Gegenden zu machen, wenn er diese Stadt erobern, und sich tapfer verhalten würde. Er selbst rückte mit der Armee zu Lande fort. Das Gerücht von Eroberung Nicäens war ihm hier schon voraus gegangen, und hatte die Einwohner von Smyrna so mürbe gemacht, daß sie ihm gleich bey ihrer Ankunft mit der Capitulation entgegen kamen, laut welcher sie die Stadt auf die Bedingung übergeben wollten, daß ihnen der Dukas einen freyen Abzug, ohne die mindeste Kränkung an Leib und Leben eydlich zusichern möchte. Johannes geht ihre Foderung ein, läßt sie in Friede ziehen, und übergiebt dem Caspax die versprochne Obergewalt, die er aber nicht lange genießen konnte. Denn, kaum daß er vom Dux zurück gekommen war, kam ein Bürger aus Smyrna klagend bey ihm ein, daß er von einem Saracenen um 500 goldene Stateren bestohlen sey. Der Syrer glaubte, als man ihn vor Gericht schleppte, daß er zum Tode geführt würde, zog aus Verzweiflung sein Schwert, stieß es dem Caspax in den Leib, hieb dessen Bruder in die Hüfte und entsprang in dem Tumulte, der darüber entstand. Ueber diesen Vorfall geriethen die Seetruppen und Ruderknechte in die äußerste Wuth, sie drangen in die Stadt und metzelten alles ohne Erbarmen nieder. Es war ein jammervoller Auftritt. In wenigen Augenblicken verloren gegen zehen tausend Menschen ihr Leben.

Johannes Dux empfand den Tod des Kaspax mit schmerzlicher Rührung. Er nahm jetzt selbst die Geschäffte des Verstorbenen über sich, besichtigte die Festungswerke, suchte die Gesinnungen der Einwohner

zu erforschen, und bestellte zum Dux von Smyrna einen gewissen Hyaleus, der ihm als ein trefflicher tapfrer Mann bekannt war. Von hier gieng er mit Zurücklassung der Flotte in das Gebiet von Ephesus gegen die Satrapen Tangripermes und Maroues, und lieferte ihnen ein Treffen, das erst am Abend zu seinem Vortheil entschieden ward. Ausser vielen Todten verloren die Türken auch noch gegen zweytausend Mann an Gefangenen, unter denen sich die mehresten Satrapen befanden. Sie wurden alle nach des Kaisers Befehl auf den Inseln vertheilt.

Die übrigen Türken, welche sich über den Meanderstrom nach Palybaton zurückgezogen hatten, glaubten, daß der Ducas sie hier nicht erreichen würde. Allein sie irrten sich. Johannes hatte Befehl, auch bis dahin vorzudringen. Er ließ Petzeas als Dux in Ephesus zurück, und beobachtete auf dem Marsche die schönste Ordnung, die sich nur von dem erfahrensten Feldherrn erwarten ließ. Er nahm einen kürzern Weg, als die Türken gegangen waren, bemächtigte sich auf seinem Zuge der Städte Sardes und Philadelphia, vertraute sie dem Michael Kekaumenos, und gieng dann nach Laodicea, dessen Einwohner ihn so bereitwillig aufnahmen, daß er sie weder in dem Besitz des ihrigen stöhrte, noch einen Statthalter über sie setzte. Von hier gieng er durch Chona nach Lampe, ließ daselbst den Eustathius Kamytzes zur Bedeckung, und kam dann nach Palybaton, wo er die Türken noch in der größten Verwirrung überraschte, sie gänzlich schlug, und ihnen viele Beute abnahm.

Indem Johannes noch im Felde stand, zog der Kaiser mit seiner ganzen Macht Antiochien zu Hülfe. Bey Philomelion, wohin er schon siegreich gedrungen war,

war, kommen ihm Wilhelm Gratemanes, Stephanus Graf von Franken, und Peter von Alipha aus Antiochien über Tarsus mit der Nachricht entgegen, daß die Celten sich in der äussersten Noth befänden. Diese Nachricht bestärkte ihn in dem Vorsatz, ihnen zu Hülfe zu eilen, so sehr auch alle andern es widerriethen. Nur dann erst fieng er an zu wanken, als sich das Gerücht verbreitete, daß unzählige aus den entferntesten Gegenden herbeygerufene Schwärme unter Ismael, dem Sohn des Chorasanischen Sultans, auf dem Wege wären, um ihn zu verhindern, sich Antiochien zu nähern.

Er überlegte reiflich, was er unter gegenwärtigen Umständen zu thun habe, und fand, daß es unmöglich sey, jene Stadt, die gleich nach ihrer Eroberung wieder belagert war, zu retten, unmöglich, den Celten beyzustehen, die aus Verzweiflung die Festung verlassen, und nun in der Flucht ihr Heyl versuchen wollten. Wie konnte er Leuten helfen, die aus übelverstandner Freyheit sich an keine Gesetze, an keine Ordnung im Kriegswesen binden? Sie stürmen, Gemeine sowohl als Officiere, mit unüberlegter Hitze in den Feind, als wollten sie alles vor sich niedertreten. Braucht aber der Feind Kunstgriffe, stellt er ihnen Hinterhalte auf, dann ist's um ihren Muth geschehen. Mit einen Wort, die Celten sind beym ersten Angriff brave Soldaten, bis die Schwere ihrer Waffen und ihre Unbesonnenheit sie selbst in die Enge treibt. Gesetzt, Alexius hätte auch diese Schwierigkeiten nicht geachtet, so war doch sein Heer zu schwach und seine Lage hinderte ihn, den Celten seine Gesinnung zu entdecken, und Verabredung mit ihnen zu treffen. Er beschloß daher nicht weiter vorzudringen, damit nicht seine Hauptstadt selbst in Gefahr käme. Zugleich ließ er aus Besorg-

niß

niß für die Einwohner der Gegend um Philomelion allenthalben kund thun, daß jeder der sich vor den Agarenern sichern wolle, bey Zeiten mit seiner Familie und allen Haabseligkeiten zu ihm fliehen möge. Diese Warnung wurde sowohl von Männern als Weibern befolgt, und nun zog der Kaiser mit seiner Armee, den gefangenen Türken, und den zu ihm geflüchteten Christen nach Constantinopel. Nur ein Corps das in mehrern Haufen agieren mußte, blieb im Felde stehn, um die Feinde zu hindern, daß sie den Kaiser nicht auf seinem Marsche beunruhigten.

Der Archisatrape Ismael fand die schrecklichen Verwüstungen, welche Alexius auf seinem Zuge angerichtet hatte. Menschen waren erwürgt, oder fortgetrieben, alles war zur Beute gemacht, und — was ihm den meisten Schmerz verursachen mußte — der Urheber dieses Unglücks war seiner Rache entflohen. Den erlittnen Schaden wieder gut zu machen, wandte er sich nach Paipert, welches ohnlängst von den Kaiserlichen besetzt und von dem berühmten Theodor Gabras vertheidigt wurde. Er lagerte sich an dem Ufer des nahe bey Paipert vorbeyfließenden Stromes. Gabras beschloß einen nächtlichen Ausfall zu wagen — doch hiervon ein mehrers an seinem Orte.

Die Lateiner in Antiochien, von Hunger sowohl als von Feinden bestürmt, wandten sich an ihren Bischoff, den vormals bey Hellenopolis geschlagenen Peter, und baten ihn um Rath. „Ihr habt, antwortete er ihnen, das Gelübde, euch aller Ausschweifungen auf dem Wege nach Jerusalem zu enthalten, verletzt. Daher hat Gott jetzt seine Hand von euch abgezogen. Ihr müßt also zum Herrn wiederkehren, eure Sünde bereuen, als Büssende unter heißen Thränen eure Reue

an

an den Tag legen, und unaufhörlich zu Gott flehen. Alsdann will ich die Gnade des erzürnten Himmels für euch erbitten."

Der Rath wird befolgt. Einige Tage nachher entdeckte Peter aus göttlicher Eingebung den vornehmsten Grafen, daß zur rechten Hand unter dem Altar ein heiliger Nagel vom Kreutze Christi liege. Man grub, fand aber nichts. Nach einem inbrünstigen Gebet befahl er noch einmal zu graben, und siehe — der gesuchte Nagel kam zum Vorschein. Voll unaussprechlichen mit heiligem Schauder vermischten Entzückens brachte man ihn zu Petern, und bewilligte ihn darauf dem schuldlosesten unter allen, dem Sangeles, zum Gebrauch bey Gefechten.

Den folgenden Tag brachen die Celten durch eine verdeckte Pforte zur Stadt hinaus. Der Graf von Flandern erbat sich von den übrigen die Erlaubniß, daß er zuerst und bloß mit drey andern in die Türken einhauen dürfte. Ehe das Treffen angieng, stieg er vom Pferde, beugte sich dreymal zur Erde und rief Gott um gnädigen Beystand an. Gott mit uns, war das Feldgeschrey, unter welchem er mit seinen Gefährten gegen den Hügel rannte, auf dem Kurpagan hielt. Was ihnen im Wege stand, streckte die Lanzen, die Hand des Allmächtigen waltete über die Christen. Der kühne Angriff dieser vier edlen Ritter jagte den Türken ein so plötzliches Schrecken ein, daß sie noch, ehe die Schlacht förmlich anfieng, den Rücken wandten. Tausende von ihnen ertranken im Flusse. Ihre Leichname dienten den nachsetzenden Siegern zur Brücke. Nachdem die Celten den geschlagnen Feind weit genug verfolgt hatten, kehrten sie in das türkische Lager zurück, wo die Beute so groß war, daß dreyßig

Tage

Tage kaum hinreichten, sie in die Stadt zu bringen.

Von Antiochien machten sie sich nach einer kurzen Rast auf den Weg nach Jerusalem. Bohemund blieb der Abrede gemäß als Befehlshaber der Festung zurück. Unterwegs bemächtigten sie sich vieler an der See gelegnen Schlösser. Welche zu fest waren, und sich hartnäckig vertheidigen konnten, wurden vorbey gegangen. Die Belagerung von Jerusalem war in einem halben Monat beendigt. Bey der Eroberung kamen viele Türken und Juden ums Leben. Da sie nun so weit alles unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten, und sich keiner blicken ließ, der ihnen den Besitz des Eroberten streitig machte, so übertrugen sie Gottfrieden die höchste Gewalt unter dem Titel eines Königs. Der Ruf ihrer siegreichen Waffen verbreitete sich bis zum Babylonischen Amerimnas (Fürsten). Er schickte ein zahlreiches, aus Armeniern, Arabern, Saracenen und Agarenern zusammengesetztes Heer ins Feld, gegen welches die Celten bey Ramel (Rama) wo der heil. Georg die Märtyrer Krone empfieng, das erstemal glücklich fochten, den folgenden Tag aber den Kürzern zogen, und sich bis Ramel zurückziehen mußten. Hier fielen sie alle, bis auf den einzigen Balduin, der aus edlen und weisen Absichten in Ramel seine Zuflucht nicht suchen wollte, in kurzer Zeit in Feindes Hände, und wurden theils umgebracht, theils gefangen nach Babylon geführt. Unterdessen trieb Balduin, wo er nur konnte, Franken sowohl zu Pferd als zu Fuß auf, überfiel mit ihnen die Babylonier, als sie eben Japha (Joppe) bedrohten, und schlug sie aus dem Felde.

Der Kaiser, den es sehr bekümmerte, daß so viele edle Grafen, die sich eben so sehr durch ihre hohe Geburt,

burt, als durch körperliche Schönheit und Stärke auszeichneten, im Auslande als Sclaven behandelt werden sollten, schickte zu ihrer Befreyung einen gewissen Bardales mit Geld und Briefen an den Amerimnas nach Babylon, der sogleich nach Durchlesung des kaiserlichen Schreibens alle Grafen ohne Lösegeld freygab, Gottfried ausgenommen, der schon durch seinen Bruder Balduin war losgekauft worden. Die befreyten Grafen erhielten zu Constantinopel die beste Aufnahme, und wurden reichlich beschenkt nach Hause gelassen. Gottfried bestieg wieder seinen Thron, und Balduin gieng nach Edessa.

Um diese Zeit bekam Sangeles den schriftlichen Auftrag vom Kaiser, Laodicea an den Andronicus Tzintzikukas, Maraceus aber und Balaneus an diejenigen verabfolgen zu lassen, die unter dem Eumathius, damaligen Dux von Cypern, standen, mit Eroberung der übrigen Schlösser aber fortzufahren. Er that, was ihm befohlen war, überlieferte die Festungen, und nahm Antaradium ohne Schwertschlag ein. Hier rückte ihm Apapakas von Damascus mit einem überlegenen Heer entgegen, dem er ohne eine Kriegslist nicht gewachsen gewesen wäre. Er redete nämlich mit den Einwohnern ab, daß er sich an einer Stelle dieser sehr großen Festung verborgen halten wolle; wenn Apapakas nun fragen würde, wo er wäre, so sollten sie ihm antworten: Sangeles sey über alle Berge. Apapakas kömmt und wird durch die Reden der Einwohner, und durch ihr gefälliges Betragen so sicher gemacht, daß er sich, müde von dem überstandnen Marsche, nahe an der Stadtmauer lagert, und seinen Leuten erlaubt, ihre Pferde auf die Weide zu treiben. Mitten am Tage, da die Sonne recht heiß brannte, bricht Sangeles mit seinen vierhundert Soldaten zu den Thoren hinaus,

und fällt plötzlich in das türkische Lager. Nur wenige muthige Krieger, die ihr Leben für nichts achteten, thaten ihnen Widerstand, die übrigen alle suchten ihr Heyl in der Flucht. Zu ihrem Unglück befanden sie sich in einer weiten Ebne, wo weder Hügel noch Sumpf, noch eine andre Vertiefung war, und wurden alle bis auf wenige, die mit der Gefangenschaft davon kamen, getödtet. Nach dieser glücklichen Unternehmung besetzte Sangeles eine zum Libanon gehörige Bergspitze, wo er, ausser einem festen Lagerplatz, auch noch Gelegenheit fand, der gegenüber liegenden Stadt Tripolis das Wasser abzuschneiden. In dem Bericht, welchen er von seinen bisherigen Progressen an den Kaiser erließ, wünschte er, daß der Ort, wo jetzt sein Lager stand, stark befestigt werden möchte, ehe noch mehrere Truppen aus Chorasan ankämen. Seine Bitte wurde bewilligt. Der Dux von Cypern erhielt Befehl, an der Stelle, die ihm Sangeles anweisen würde, ein Castell aufzuführen, und alles was zum Bau erforderlich wäre, auf Schiffen herbeyzuschaffen.

Die alte Feindschaft, welche Bohemund beständig gegen den Kaiser im Herzen hegte, loderte in vollen Flammen auf, als er hörte, daß Tzintzilukas von Laodicea Besitz genommen habe. Er gab seinem Neffen Tancred Truppen, um sie gegen diese Festung zu gebrauchen. Sangeles machte sich, so bald er hievon Nachricht erhielt, unverzüglich auf den Weg, um die Belagerung durch seine Gegenvorstellungen rückgängig zu machen. Allein Tancred beharrte fest auf seinem Vorsatz, und jener mußte unverrichter Dinge wieder in seine Station vor Tripolis zurückkehren. Tzintzilukas forderte Hülfe; man zögerte aber in Cypern so lange, daß er zum Theil aus Hungersnoth sich ergab.

Nach

Nach Gottfrieds Tode, der in diese Zeit fällt, beriefen die Lateiner in Jerusalem den Sangeles aus Tripolis zu sich, um ihn zum König zu wählen. Er aber lehnte den Antrag von sich ab, und verweilte so lange in Constantinopel, bis sie dem Grafen Balduin aus Edessa die königliche Würde übertrugen; nach welchem Vorfall seine Gegenwart dem Kaiser noch willkommner war.

Zwey Brüder aus Flandern, Anführer eines Normännischen Heeres, erschienen damals bey Constantinopel. Sie wollten gegen alle Vorstellungen des Kaisers den Weg nicht einschlagen, den die übrigen Kreuzfahrer genommen hatten, sondern gerade auf Chorasan losgehen. Weil sie nun auf keine Weise von einem Vorhaben, welches sie in das augenscheinlichste Verderben stürzte, abzubringen waren, so gab ihnen Alexius den Sangeles und Tzitas als Rathgeber und Begleiter mit. Sie nahmen auf ihrem Marsche nach Armenien Ancyra ein, giengen über den Haly, und trafen auch eine Stadt an, die von chriechischen Christen bewohnt war. Die Priester dieses Orts giengen ihnen mit vorgetragnen Crucifixen und Evangelien im geistlichen Ornate entgegen. Allein jene Unmenschen wußten von keiner Schonung gegen Glaubensgenossen, die sich noch dazu von ihnen alles gute versahen. Sie fielen mit unerhörter Wuth über sie her, ermordeten Priester und Layen, und setzten nach verübter That unbekümmert den Weg nach Amasea fort. Die Türken, als erfahrne Krieger, verbrannten zuvor, ehe sie den Feind aufsuchten, alle Lebensmittel, die irgend im Lande aufzufinden waren. Das erste Treffen, welches sie lieferten, fiel schon glücklich für sie aus; der folgende Tag war wieder blutig. Nun wurde die Stellung des

türkischen Lagers so verändert, daß die Celten von allen Seiten eingeschlossen, weder Proviant einholen, noch ihr Vieh zur Tränke führen konnten. In dieser äußersten Noth wagten die letztern aus Verzweiflung eine dritte Schlacht. Die Türken fochten hier nicht mit Lanzen und Pfeilen, sondern ganz in der Nähe mit dem Säbel in der Hand, und siegten nochmals. Was nun zu thun? Der Kaiser, dessen wohlgemeinten Rath man vorhin so schnöde verworfen hatte, war nicht da. Man nahm seine Zuflucht zu Sangeles und Tzita, bey denen man sich erkundigte, ob nicht irgendwo in der Nähe kaiserliches Gebiet läge? Alles, was beritten war, floh mit Zurücklassung aller Bagage, die Straße nach dem Meer hin. Das ganze Lager fiel den Türken in die Hände; das Fußvolk wurde bis auf wenige, die man in Chorasan zur Schau aufführte, nieder gesäbelt. Sangeles und Tzitas kamen mit dem kleinen Reste der Reiterey in Constantinopel an, wo sie sich bald, nach gehaltner Rast, zu einem Zuge übers Meer nach Jerusalem entschlossen, und die Bewilligung des Kaisers dazu erhielten.

Sangeles eilte wieder auf seinen Posten, voll Begierde Tripolis zu erobern; hier aber überfällt ihn eine tödtliche Krankheit. Kurz vor seinem Ende übergiebt er seinem Schwestersohn Wilhelm alle von ihm besetzten Schlösser, und das Commando über seine Truppen. Auf die Nachricht von seinen Tode schrieb der Kaiser eiligst an den Dux von Cypern, und befahl ihm, den Nicetas Chalinitzes mit vielem Gelde an Wilhelm zu schicken, und diesen zu bewegen, daß er dem Kaiser den Eyd leiste, den sein nunmehr in Gott ruhender Oheim bis ans Ende treu gehalten habe. In Rücksicht auf die, oben berührte, Wegnahme von Laodicea

dicea schrieb er an Bohemund folgende Zeilen: Euch müssen noch die eydlichen Versicherungen in frischem Andenken seyn, die ihr und alle andre dem römischen Scepter geleistet habt. Jetzt brecht ihr zuerst euer gegebnes Wort, indem ihr, außer andern Festungen, Antiochien besetzt haltet und Laodicea euch zugeeignet habt. Wollt ihr blutige Händel vermeiden, so zieht von Antiochien ab, und gebt auf, was euch nicht rechtmäßiger Weise zukömmt."

Bohemund konnte sich hier nicht, seiner Gewohnheit nach, aufs Läugnen legen, da die Sache selbst nur zu deutlich gegen ihn zeugte. Aber doch wußte er durch leidige Ausflüchte sein Verfahren zu beschönigen. „Nicht ich, antwortete er, in einem Briefe, sondern Ihr, Kaiser, seyd Schuld, daß ich so handle. Habt ihr denn Wort gehalten, da ihr versprachtet, uns mit einem großen Heer zu unterstützen? Drey Monate waren wir vor Antiochien, allen Schrecknissen der Hungersnoth ausgesetzt, in der die mehresten von uns sich mit verbotenen Fleische sättigten. Wir hielten aus. Aber der treueste Diener eurer Majestät, Taticius, den ihr uns zum Beystand mitgegeben hattet, fand es für besser, uns in der Noth zu verlassen. Dessen ungeachtet nahmen wir die Stadt ein, und schlugen die Armee zurück, welche Antiochien entsetzen wollte. Wäre es nun nicht unverantwortlich gehandelt, wenn wir das, was wir mit unsrem Schweiß und Blut errungen haben, so leicht wieder fahren ließen?"

Aus diesem Briefe sahe der Kaiser wohl ein, daß Bohemund wieder der alte sey, der er immer gewesen, ohne sich auch nur in etwas gebessert zu haben. Sein widersetzliches Betragen nöthigte den Kaiser, zur Si-

cherheit der römischen Staaten ernstlichere Maaßregeln zu gebrauchen. Er sandte eine ansehnliche Macht, die Auswahl seiner Truppen, unter den Befehlen des Butumites, nach Cilicien ab. In diesem Heere dienten außer tausend edlen Celten und Römern, auch Bardas und der Erzschenke Michael, beyde noch in der ersten Blüthe ihrer Jugend, welche der Kaiser von ihrer Kindheit an in allen Kriegswissenschaften selbst angeführt hatte. Sie sollten gegen ihren Anführer bey dieser Expedition die strengste Subordination bezeugen, und durch geheime Briefe von allen Ereignissen Bericht an den Hof erstatten.

Uebrigens war der Plan des Kaisers sich, so bald als möglich, den Besitz von Cilicien zu versichern, um von da aus seine Absichten auf Antiochien desto leichter zu erreichen. Aus Attalia berichtete ihm Butumites, daß Bardas und Michael seine Befehle nicht respectirten, und bat ihn sie schleunig abzurufen, damit nicht das ganze Heer durch sie aufgewiegelt, und der Feldzug vereitelt würde. Sein Wille wurde erfüllt. Jene unruhigen Köpfe, nebst allen denen, die sich verdächtig gemacht hatten, erhielten Befehl sich zum Dux Constantin Euphorbenus, damaligen Statthalter von Cypern zu begeben, und ihm in allen Stücken unbedingten Gehorsam zu leisten. Sie thaten es mit der größten Freude, fingen aber auch hier zum größten Unwillen des Dux ihre vorige Lebensart an. Ja sie giengen im Vertrauen auf die Gnade ihres hohen Beschüzzers so weit, daß sie den Dux bey Hofe anschwärzten und ihren Wunsch, Constantinopel wieder zu sehn, deutlich genug äußerten. Dadurch verdarben sie es völlig bey dem Kaiser, der Ursache hatte zu besorgen, daß sie noch mehr angesehene und ebenfalls mißvergnügte

gnügte Personen auf ihre Seite ziehen möchten. Sie wurden also mit allen denen, gegen welche man auch Verdacht geschöpft hatte, vom Kantakuzenus nach Cyrene in Sicherheit gebracht.

Butumites besetzte in Cilicien die Festung Marasis nebst allen umher liegenden Flecken und Schlössern, übergab dem Monastras, zur Bedeckung des Landes, eine hinlängliche Anzahl Truppen, und kehrte dann wieder nach Constantinopel zurück.

Unterdeß machten die Franken in Jerusalem dem Bischoff von Pisa sehr ansehnliche Vorschläge, wenn er ihnen durch seinen Beystand zum Besitz von ganz Syrien verhelfen würde. Er willigte ein, verband sich noch mit zwey andern Seemächten, und segelte mit 900 größern und kleinern Schiffen verschiedener Art nach Jerusalem ab. Einen Theil seiner Flotte verlegte er nach Korypho, Cephalenien, Leucas und Zakynth.

Die Nachricht von der Ausrüstung einer so furchtbaren Seemacht nöthigte den Kaiser, sich auf dem Meere in die bestmöglichste Verfassung zu setzen. Er trieb aus allen Hafen des römischen Reichs Schiffe auf, ließ in der Hauptstadt neue erbauen, und fuhr selbst auf einer Gondel bey den Werften umher, um den Bau nach seinem Willen anzuordnen. Die Pisaner waren sehr gute Seeleute, von denen er in einer Schlacht alles zu besorgen gehabt hätte, wenn ihm nicht folgendes Mittel zu statten gekommen wäre. Auf einigen Schiffen ragten aus dem Vordertheile eherne, oder eiserne vergoldete Köpfe von Löwen, und andern wilden Thieren hervor, die den Rachen aufgesperrt hielten. Schon ihr bloßer Anblick war fürchterlich, noch fürchterlicher

aber wurden sie dadurch, daß sie Feuer spieen. Diese Schiffe wurden den Befehlen des Taticius anvertraut, der kürzlich aus Antiochien angelangt, und mit dem Titel Hochberühmtester Herr (Periphanestate Kephale) beehrt war. Zum Grosdux oder Admiral der gesammten Flotte wurde Lantulph ein sehr tapfrer Seeheld erwählt.

Im Monat April, lief die Flotte aus dem Hafen von Constantinopel nach Samos aus, um hier, wo man einen großen Vorrath von Asphalt hat, aufs beste kalfatert zu werden. Die Pisaner erschienen. Die Kaiserlichen verfolgten sie bis Koa, giengen aber, weil sie sie nicht einhohlen konnten, nach der Insel Cnidus die an der morgenländischen Küste liegt, wo sie durch einige aufgefangene Pisaner erfahren, daß die Feinde ihren Lauf nach Rhodus genommen hätten. Sogleich eilten sie ihnen nach, und erreichten sie zwischen Palora und Rhodus.

Perichitanes aus dem Peloponnes, ein sehr guter Seesolbat, gieng in schnellem Lauf auf die Pisaner los, durchbrach ihre Linie, und kehrt eben so plötzlich wieder zurück. Die kaiserliche Flotte focht in der größten Unordnung. Selbst Lantulph, der zuerst den Angriff that, verschoß sein Feuer ohne die mindeste Wirkung. Der Befehlshaber eines Schiffs Eleemann lief so ungestüm gegen das Hintertheil eines pisanischen Schiffes an, daß er nicht los gekommen wäre, wenn er sich nicht mit dem glücklichsten Erfolge des Feuers bedient hätte, wodurch er dieses Schiff und noch drey andre sehr übel zurichtete. Maschinen, aus welchen das Feuer ganz gegen seine Natur nicht in die Höhe stieg, sondern sich gerade aus, der Länge nach, und nach allen

len Seiten wohin man es haben wollte, verbreitete, waren den Pisanern eben so neu als furchtbar. Ihr Schrecken vermehrte sich noch durch einen heftigen Sturm, der auf einmal zu toben anfieng. Sie hoben das Treffen auf, und seegelten weiter.

Die kaiserliche Flotte legte sich bey einer kleinen Insel Seutlos vor Anker; den andern Tag gieng sie nach Rhodus. Hier wurden die Gefangenen, unter denen sich auch einer aus Bohemunds Familie befand, ans Land gesetzt, und ihnen gedroht, daß man sie entweder als Sclaven verkaufen, oder erwürgen wolle. Die Kaltblütigkeit, mit der sie diese Drohungen anhörten, war Ursache, daß man sie auf der Stelle niedermachte. Die übrigen landeten auf Cypern, mit dem Vorsatze, diese Insel mit noch mehrern andern zu plündern. Allein kaum rückte ihnen Philocales Eumathius entgegen, so warfen sie sich wieder in die Schiffe und richteten ihren Lauf nach Laodicea. In der Verwirrung mit der sie abzogen, vergaßen sie, mehrere von den Ihrigen, welche sich auf der Insel um Beute zu machen zerstreut hatten, mitzunehmen. Als diese nun zurück kamen, und keine Schiffe mehr fanden, stürzten sie sich aus Verzweiflung ins Meer.

Tantulph und die gesammte Admiralität kamen in Cypern zusammen, wo man einmüthig beschloß, dem Bohemund Friedensvorschläge zu thun. Zu diesem Geschäft wurde Butumites ausersehn. Er kam nach Laodicea, fand daselbst Mangel an Lebensmittel, aber noch immer denselben, Bohemund, der seine alten Tücke nicht verläugnete, und ihn nach einem zweywöchentlichen Aufenthalt mit folgender Antwort abfertigte: „Ihr seyd in keiner andern Absicht gekommen, als um

unsre Schiffe in Brand zu stecken. Euer freundschaftliches friedliches Anerbieten ist nur Gleisnerey. Macht euch davon, und dankt Gott, daß ich euch meinen Zorn nicht auf eine andre Art fühlen lasse."

Bohemunds arge Gesinnung lag in dieser Aeusserung so klar am Tage, daß man alle Hofnung aufgab, ihn je zur Aussöhnung mit dem Kaiser zu bewegen. So bald Butumites zurück war, seegelte die kaiserliche Flotte nach der Hauptstadt zurück. Bey Sica überfällt sie ein heftiger Orkan, der alle Schiffe, das Geschwader ausgenommen, welches Taticius anführte, auf den Strand jagte, und beynahe ganz zertrümmerte.

Bohemund besorgte, der Kaiser möchte Kurikum besetzen, und in den dortigen Hafen eine Flotte legen, die theils Cypern decken, theils verhindern konnte, daß aus der Lombardey kein Succurs zu ihm herüber käme. Deshalb hielt er es für zuträglicher, die Stadt selbst wieder aufzubauen, und sich des Hafens zu bemächtigen. Kurikum hatte ehemals sehr schöne Festungswerke, die aber in der Folge geschleift wurden. Seine schlauen Absichten entgiengen dem Kaiser nicht. Er schickte den Verschnittenen, Eustathius, der von einem Vorgesetzten über das Kanikleum bis zum Großdrungar der Flotte empor gestiegen war, mit dem Auftrage ab, Kurikum sowohl, als das sechs Stadien davon entlegne Seleucia zu befestigen, und eine hinlängliche Besatzung hineinzulegen. Zum Commendanten sollte er den Trategius Strabus, der nur klein von Statur, aber ein desto beßrer Soldat war, bestellen, und in dem Hafen eine Flotte in Bereitschaft halten, die theils Cypern schützen, theils alles auffangen mußte, was zu Bohemund stoßen wollte.

Eusta-

Eustathius richtete seinen Auftrag pünktlich aus stellte Kurikum in seinen vorigen Zustand wieder her, und unterließ nichts, wodurch Bohemunds Plane vereitelt werden konnten, wofür ihn der Kaiser auch auf eine auszeichnende Art belohnte.

Nach Verlauf eines Jahres rüsteten die Genueser eine Flotte zum Beystande der Franken aus. Gegen sie war wieder neue Vorsicht nöthig, wenn die Unterthanen des Römischen Reichs in Sicherheit bleiben sollten. Zu dem Ende mußte sich Kantakuzenus mit einer Armeel zu Lande in Bewegung setzen, und Lantulph auf dem Meere eine solche Stellung annehmen, daß die Genueser auf ihn stießen, und eine Schlacht unvermeidlich wäre. Ein heftiger Sturm aber richtete die kaiserliche Flotte, als sie sich schon auf ihrem Standort befand, so übel zu, daß die mehrsten Schiffe ans Land gezogen und ausgebessert werden mußten. Nur achtzehn waren noch im Stande See zu halten.

In dieser üblen Lage erhielt Lantulph von Kantakuzen die Nachricht, daß die Genueser in der Nähe seyn. Er sollte sich daher seinem Auftrage gemäß an das Vorgebürge Malea legen, um dort, wenn es zu wagen wäre, den Feind anzugreifen, widrigenfalls aber sich bey Corane verbergen. Lantulph erwählte das letztere, weil seine Macht gar zu sehr geschwächt war. Kantakuzen hatte seine Schuldigkeit gegen die Flotte beobachtet. Auf dem Lande war es ihm nicht möglich, so sehr er sich auch förderte, die Genueser einzuholen. Er wandte sich daher nach Laodicea, besetzte den Hafen und bestürmte Tag und Nacht die Festungswerke, aber ohne Erfolg. Seine Auffoderungen an die Celten, sich in Güte zu ergeben, und sein stürmen-

der Anlauf wurden mit gleichem Ernst abgewiesen. Um nun die Belagerung mit mehrerm Nachdruck fortsetzen zu können, führte er in drey Tagen zwischen dem Seestrande und der Stadt eine runde Mauer auf, und errichtete innerhalb derselben eine Festung. An der Mündung des Hafens wurde auf beyden Seiten ein Thurm aufgeführt, und zwischen beyden eine eiserne Kette gezogen, die das Einlaufen der nach Laodicea bestimmten Schiffe verhinderten. Ausserdem nahm er auch viele an der See gelegene feste Oerter ein. Z. B. Argyrokastron (Silberburg) Marchapis, Gabala und mehrere andre bis in die Gegend von Tripolis, die alle vorhin den Saracenen zinsbar waren, und jetzt mit vieler Mühe wieder an das römische Reich gebracht wurden.

Der tief dringende Blick, mit dem der Kaiser das Herz eines jeden in kurzer Zeit durchschaute, belehrte ihn, daß er gegen den trügerischen und treulosen Bohemund noch thätiger verfahren müsse. Er ließ von der Landseite den Monastras gegen Laodicea rücken, und Kantakuzen sollte es von der Seeseite einschließen. Dieser aber hatte, ehe Monastras noch ankam, den Hafen und die Festung schon inne. Nur die Burg, welche man gewöhnlich Kula nennt, war noch mit 500 celtischen Fußknechten und 100 Reitern bemannt.

Bohemund erhielt von dem Grafen, unter dessen Befehlen die Kula stand, Bericht von dem Zustande der Besatzung. Ihr Zustand forderte schleunige Hülfe, die auch nicht lange ausblieb. Er zog seine eigenen und die unter Tancred und Sangeles stehenden Truppen an sich, rückte vor die Burg, und versah sie mit hinreichendem Proviant.

Bey

Bey dieser Gelegenheit ließ er den Kantakuzen um die Ursache befragen, warum er sich so sorgfältig verschanze? „Ihr habt dem Kaiser geschworen, antwortete man ihm, alle uns entrissenen Städte ihm wieder auszuliefern, aber eure Zusage blieb unerfüllt. Ihr verletztet euern Schwur, lehntet die Pflicht eines Vasallen von euch ab, und ließet es euch gereuen, daß ihr Laodicea an uns abgetreten hattet. Ich würde sehr lange harren müssen, wenn ich in Friede abwarten wollte, bis ihr mir die von euch eroberten Oerter übergäbet." Bringt ihr uns Geld, fragte Bohemund, oder wollt ihr eure Foderung mit dem Schwert durchsetzen?" — „Das Geld, erwiederte er, hab ich meinen Soldaten gegeben, um sie bey gutem Muth zu erhalten, wenn sie fechten sollen." — „Ohne Geld werdet ihr nichts bey uns ausrichten," sprach Bohemund, und gieng zornig hinweg. Darauf führte er seine Reiterey gegen die Stadtthore, und warf sie, obgleich durch die Pfeile, welche Kantakuzen auf sie abschießen ließ, etwas in Unordnung gebracht, dennoch glücklich in die Burg, löste die alte Besatzung nebst ihren Grafen, weil die ihm verdächtig schienen, mit frischen Truppen ab, ließ die Weinstöcke um die Mauer herum abhauen, weil sie der Reiterey bisher hinderlich gewesen, und gieng dann wieder nach Antiochien zurück.

Trotz dieser der Burg zugebrachten Verstärkung setzte Kantakuzen die Belagerung unverdrossen fort. Auch Monastras griff auf dem Lande immer weiter um sich, und eroberte Langinies, Tarsis, Adane, Manüsta und ganz Cilicien. Mit Bohemund stand es dagegen desto übler. Er befand sich von allen Seiten in großem Gedränge, aus dem er sich durch Gewalt nicht

nicht helfen konnte, da es ihm sowohl an Land- als an Seemacht fehlte. Jedoch, was Gewalt nicht vermochte, das erreichte er durch eine eben so unrühmliche als fein angelegte List. Er trat seine Stelle in Antiochien an Tancred, Markesius und seiner Schwester Sohn, ab, und ließ sich für todt halten. Das Gerücht von seinem Tode verbreitete sich bald durch die ganze Welt. Als er glaubte, daß es schon hinlänglich verbreitet sey, ließ er sich in einen hölzernen Sarg verschlossen, auf einem Schiff, das nach Rom bestimmt war, aus Sudec, der Rhede von Antiochien, wegbringen. Jeder von seinen Landsleuten, der den Sarg und das Leichengepränge um dasselbe erblickte, raufte sich wehmuthsvoll unter lautem Geheule die Haare aus. Bohemund lag ausgestreckt wie eine Leiche da, und schöpfte durch verborgne Luftlöcher Athem.

Dieß geschah auf der Rhede. Auf der See reichte man ihm während der Farth Speise und Trank, doch ohne die Leichen-Ceremonie auszusetzen. In den Sarg legte man einen abgeschlachteten Hahn, der nach einigen Tagen in Verwesung übergieng, und den Betrug noch wahrscheinlicher machte. In der That mußte es Bohemund in der Verstellungskunst weit gebracht haben, da er seiner Nase so übel mitspielen konnte. Man kann hieraus deutlich sehen, wie hartnäckig die ganze Nation der Barbaren auf ihren Entschließungen zu bestehen pflegte. Nichts ist so schwer, was sie nicht ertrüge. Selbst Quaalen legt sie sich auf, wenn es ihre Absichten erheischen. Die Peinigung aber, welche sich Bohemund anthat, behauptet, als die einzige in ihrer Art, den Vorrang unter allen den unzähligen Kunstgriffen, die er zum Verderben des römischen

Staats

Staats in Bewegung setzte. Weder Grieche noch Ausländer hat sich je eines solchen Mittels im Kriege bedient, und schwerlich wird er in der Folge einen Nachahmer darin finden.

Bey Koryphо wurde der vermeyntlich Todte wieder lebendig, stand aus dem Kasten auf, in welchem er so lange eingesperrt gewesen, und besuchte die Stadt, wo er wieder frisch und gesund in der freyen Luft umher gieng. Seine ungewohnte barbarische Tracht erregte Aufsehn; man fragte nach seinem Geschlecht und Stande, wer er sey, woher er komme, wohin er gedenke? Er wieß alles mit einem verächtlichen Blick ab, und verlangte nur den Dux der Stadt zu sprechen, der von Herkunft ein Armenier war, und den Namen Alexius führte. Gegen diesen bediente er sich folgender prahlerischen Worte, die von einer unerträglich stolzen Miene begleitet waren.

„Melde, sprach er, dem Kaiser Alexius, was ich hier spreche. Ich bin jener berüchtigte Bohemund, der Sohn Roberts, der euch und eure Unterthanen ehedem mit sich bekannt gemacht hat. Bey Gott schwöre ich, es soll euch alles Böse reichlich vergolten werden, das ihr mir zufügtet. Seitdem ich Antiochien besitze, und Syrien mir unterthan ist, hab ich von euch und eurem Heere Ungemach genug erduldet, bin in meinen Hofnungen getäuscht, und in Noth und Kampf verwickelt worden; dachtet ihr doch schon, ich wäre todt. Aber hier bin ich wieder aus dem Reiche der Todten, von denen ich mir nur den Schein borgte, um euren Nachstellungen zu entgehen. Aus Koryphо sende ich euch jetzt eine Botschaft zu, die ihr gewiß nicht mit Vergnügen anhören werdet. Tancred ist mein Stellvertreter

treter in Antiochien, würdig den Ort zu behaupten, den ich gegen eure Armeen vertheidigt habe. Nun gehe ich nach Hause, um Dinge auszuführen, woran ihr sehen könnt, daß Bohemund noch lebt. Die Grundfeste des römischen Reichs will ich erschüttern, Longobarden, Lateiner, Germaner, und meine rüstigen kriegerischen Franken unter die Waffen bringen, und über euer Land daher führen, daß sie so lange würgen und Blut vergießen, bis ich meinen Speer in Constantinopel aufpflanze."

Ende des Ersten Bandes.

Weder Grieche noch
en Mittels im Kriege
r in der Folge einen

ermeyntlich Todte wie-
asten auf, in welchem
und besuchte die Stadt,
in der freyen Luft um-
barbarische Tracht er-
seinem Geschlecht und
mme, wohin er geden-
verächtlichen Blick ab,
er Stadt zu sprechen,
war, und den Namen
ediente er sich folgender
ner unerträglich stolzen

iser Alexius, was ich
chtigte Bohemund, der
eure Unterthanen ehe-
t. Bey Gott schwöre
lich vergolten werden,
ich Antiochien besitze,
hab ich von euch und
uldet, bin in meinen
Noth und Kampf ver-
schon, ich wäre todt.
n Reiche der Todten,
ein borgte, um euren
us Korypho sende ich
r gewiß nicht mit Ver-
ed ist mein Stellver-
treter